Die Sünde

Georg Ompteda (Freiherr von)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Sünde

Digitized by Google

Von **Georg Freiherrn von Ompteda** erschienen im Verlage von **Egon Fleischel & Co. / Berlin** nachfolgende Werke:

Romane: Die Sünde / Geschichte eines Offiziers. Unser Regiment / Ein Reiterbild. Drohnen / Moderner Roman. Maria da Caza. Die sieben Gernopp / Eine lustige Geschichte. Der Zeremonienmeister. Monte Carlo. Philister über dir! / Das Leiden eines Künstlers. Die Radlerin / Geschichte zweier Menschen. Aus großen Höhen / Alpenroman. Denise de Montmidi. Heimat des Herzens. Herzeloïde. Normalmenschen. Ein Glückspjunge. Wie am ersten Tag. Minne. Deutscher Adel um 1900: Erster Teil: Sylvester von Geyer / Ein Menschenleben. Zweiter Teil: Eysen. Dritter Teil: Cäcilie von Sarryn / Aus einem armen Leben. **Novellen:** Freilichtbilder. Vom Tode. Unter uns Junggesellen / Freie Geschichten. Weibliche Menschen. Leidenschaften / Männliche weibliche sächliche Geschichten. Lust und Leid. Traum im Süden. Das schönere Geschlecht. Nerven. **Gedichte:** Von der Lebensstraße. **Theater:** Eheliche Liebe / Schauspiel.

Freie Übertragungen aus dem Französischen:

Ossit: Ilse. Gesammelte Werke von Maupassant: Fräulein Fifi / Novellen. Die Schwestern Rondoli / Novellen. Miß Harriet / Novellen. Das Haus / Novellen. Mondschein / Novellen. Herr Parent / Novellen. Der Horla / Novellen. Die Schnepfe / Novellen. Der Liebling / Roman. Ein Menschenleben / Roman. Stark wie der Tod / Roman. Dickchen / Novellen. Hans und Peter / Roman. Die kleine Roque / Novellen. Nutzlose Schönheit / Novellen. Der Tugendpreis / Novellen. Schnaps-Anton / Novellen. Unser Herz / Roman. Tag- und Nachtgeschichten / Novellen. Mont Oriol / Roman.

Digitized by Google

Die Sünde

Geschichte eines Offiziers

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Zwölfte Auflage

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1908

Digitized by Google

GENERAL

Alle Rechte
vorbehalten

Digitized by Google

PT 2629
M7
S86
1908

Es ſagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache,
Warum nicht ich in der meinen?

Goethe: Fauſt I. Th. IV.

197393

Digitized by Google

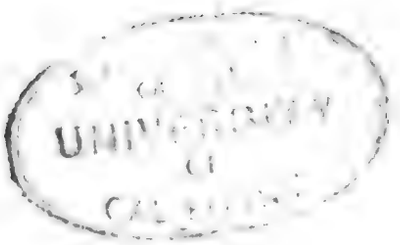
Erstes Buch

„Die Sünde ist im Gedanken. Ob der Gedanke That wird, ob ihn der Körper nachspielt, das ist Zufall."

Robert Büchner.

Digitized by Google

Digitized by Google



I.

Im Kaſino des Dragonerregiments „Graf Neithardt von Gneiſenau“ in Sendenberg an der Drehna war Ball. Das Offizierkorps hatte eingeladen. Gäſte waren, außer aus dem Orte ſelbſt und deſſen Nachbarſchaft, auch in großer Zahl aus dem in dreiviertel Stunde mit der Zoſſener Bahn zu erreichenden Berlin erſchienen. Die Räume, in denen das Feſt abgehalten wurde, konnten hundertfünfzig bis zweihundert Menſchen bequem faſſen, und ſoviel waren auch in der That anweſend.

Im Eßſaal, der ſonſt ſtummer Zeuge manches luſtigen Liebesmahles geweſen, hatte man Tiſche und Stühle an die Wände gerückt, um den Mittelraum frei zu laſſen. Ein Teil blieb freilich durch herumſtehende ältere Herren und Damen, durch nicht tanzende junge Mädchen eingenommen, aber die ſpiegelglatte Parkettfläche bot noch Raum genug. Eben ſetzte ein Walzer ein in leiſen, angenehm gedämpften Tönen, denn das Orcheſter war in einem breiten Erker untergebracht worden, den ein Vorhang vollſtändig abſchloß. Der Tanz begann. Bald war jedes Fleckchen des großen Saales ausgenutzt: überall wirbelnde Paare.

Im allgemeinen herrſchte die Uniform vor, und gerade das gab ein buntbewegtes Bild. In der Thür, die zu den Nebenräumen führte, lehnte der Kommandeur des

Regimentes, Oberſt von Eiger, im Geſpräch mit einer jungen Dame von ſchlanker Figur, und großen, ſeelenvollen Augen, die ihr etwas ganz Beſonderes verliehen, jeden unwillkürlich zwingend, ſie länger zu betrachten.

— Alſo Dein Tänzer hat Dich ſitzen laſſen? — fragte er.

— Ach, Onkel, er wird ſchon noch kommen, er kann mich gewiß nicht finden! Wer weiß, wo er mich ſucht!

— Wer iſt es denn, Ella?

— Herr von Harff, — antwortete das junge Mädchen, indem ſie die Augen umherwandern ließ, um den Geſuchten zu entdecken.

— Harff? der ſprach doch in dieſem Augenblicke noch da drin mit .... mit wem doch .... richtig, mit dem Landrat. Ella, bleib mal hier ſtehen, ich will ihn Dir holen!

Aber ſie wehrte ab:

— Nein, bitte nicht, Onkel! Das ſieht ſo aus, als hätte ich Dir was davon geſagt. Nein, bitte nicht!

— Du haſt es mir ja aber auch geſagt!

— Aber ...

— Nun, aber?

— Das ſieht dann ſo aus, als müßte ich Dich zu Hilfe holen, und wenn der Kommandeur ihm das ſagt, ſo wird es ihm unangenehm .... Und .... das wäre mir unangehm!

Der Oberſt lachte:

— Gut, dann nicht! Darf ich ſo lange ſeine Stelle übernehmen?

Sie nickte ſchob ihren Arm in den ſeinen, und bat indem ſie ſich an ihn ſchmiegte:

— Aber Onkel, nur einmal herum!

— Warum? — Ach ſo, Du befürchteſt wohl, ich alter Knax könne nichts mehr leiſten? Haſt Du ſo wenig Zutrauen zu mir? — Sie ſchüttelte lachend den Kopf. — Ein Kavalleriſt muß auch als Oberſt noch dasſelbe können, wie ſeine Leutnants, ſonſt taugt er nichts!

Während ſeiner letzten Worte hatten ſie ein Stück freie Bahn gewonnen, und der Oberſt walzte, aus dem Gehen heraus, ohne halten zu bleiben, indem er leicht den Arm um ſeine Nichte ſchlang, in das Gewühl der Tanzenden hinein.

Der Adjutant Feller, der das Amt des Vortänzers verſah, ein großer, eleganter Menſch mit freundlichen, offenen, blauen Augen und langem, etwas ins Rötliche ſpielenden Schnurrbart, ſuchte Platz zu machen, da er den Kommandeur tanzen ſah. Er bat verſchiedene Herren, etwas beiſeite zu treten.

Einen jüngeren Regimentskameraden drängte er fort. Jener nahm das übel:

— Da kann doch ein anderer zurück! Immer ich! Immer ich! Was iſt denn dabei, wenn der Oberſt tanzt?

— Ich muß Platz machen, Randers. Sie dürfen nicht alles perſönlich nehmen! — entgegnete der Adjutant und ging weiter. Leutnant von Randers, der bekannt dafür war, daß er ſtets „verprellt“ ſchien, wie die anderen es nannten, brummte etwas hinterher. Der kleine, grätige, magere Menſch mit den ſtechenden, ſchwarzen Augen litt immer an eingebildeter Zurückſetzung. Deshalb hieß er der „Nobile“ mit Spitznamen, wobei man „der Mißvergnügte“ zu ergänzen hatte.

Inzwiſchen war der Oberſt mit ſeiner Tänzerin wieder an der Thür angelangt, an der ſie vorher geſtanden hatten. Er machte ſeiner Nichte lachend eine förmliche Verbeugung, die ſie ebenſo durch einen tiefen Knix beantwortete:

— Nun, Dein Tänzer iſt immer noch nicht da? Soll ich ihn etwa doch holen?

— Bitte nicht, bitte nicht, lieber Onkel!

In dieſem Augenblick kam durch die andere Thür des großen Saales ein Offizier, mittelgroß, von biegſamer, elaſtiſcher Geſtalt mit einem mehr geiſtvollen als hübſchen Geſicht. Er ſchien jemanden zu ſuchen. Langſam, die Wände muſternd, ſchritt er — der Walzer hatte inzwiſchen aufgehört — durch die ſich unterhaltenden Gruppen hindurch. Er ging auf Ella von Eiger zu. Wie es ſchien, hatte er den Oberſt noch nicht bemerkt, denn dieſer ſtand gerade in der Thür, halb nach dem Nebenzimmer gewendet.

— Gnädiges Fräulein, ich bitte um Verzeihung! — ſagte der junge Offizier.

— Weshalb?

— Wollen Sie mich noch auslachen? Ich bin allerdings ſchuldig, aber . . .

— Nun, aber, Herr von Harff?

— Ja! — platzte er heraus, — aber ich dachte zuerſt nicht . . . . ich verpaßte den rechten Moment, dann, ehe ich mich in dem Nebenzimmer durchwand, um Sie zu ſuchen . . . .!

— Ich war ſchon hierhergegangen, mein Onkel . . . .

Der Oberſt drehte ſich um und gewahrte Harff:

— Da ſind Sie ja, lieber Harff!

Er klopfte ihm auf die Schulter. Dieſer wurde nur noch verlegener, und begann:

— Ich habe wieder einmal . . .

— Ja! Ja! Sie haben wieder einmal weiß Gott was für andere Dinge im Kopfe gehabt, und . . . . übrigens habe ich mir erlaubt, Sie ſo lange zu vertreten!

Er hatte das lachend, mit freundlichem Ausdruck, geſagt, mehr wie ein Vater zu ſeinem Sohne.

— Herr Oberſt . . . . — ſtotterte Harff. Er wollte ſich bedanken, aber der Kommandeur ſchob ſich ſchon durch das Gedränge, das am Thüreingang durch das Zurückfluten derer entſtand, die ihre Damen in den Nebenzimmern unterbringen wollten.

Richard von Harff war mit Ella von Eiger allein.

— Daß mir das auch wieder paſſieren muß! — ſagte er ärgerlich.

— Wie oft iſt Ihnen denn dies ſchon geſchehen?

— Das zweite Mal!

— Nicht öfter? — fragte ſie ſchelmiſch.

— Nein, nein, wahrhaftig nicht!

— Dann bin ich alſo jedesmal die Glückliche, denn, wiſſen Sie, voriges Jahr . . . .

Er ließ ſie nicht ausreden:

— Erinnern Sie doch nicht wieder daran . . . . und, gnädiges Fräulein, wiſſen Sie, warum es ganz gut iſt?

— Nun da bin ich doch geſpannt!

— Weil . . . . andere das vielleicht ganz thöricht auffaſſen würden. Aber Sie ſind damit ſo . . . . ſo vernünftig!

— Vernünftig? — Gut Herr von Harff, alſo wenn

Ihnen noch einmal so etwas zustoßen sollte, so nehmen Sie mich wieder dazu!

Sie sagte es rein als Scherz, ohne die geringste Verstimmung.

— Gnädiges Fräulein — schmollte er vorwurfsvoll, dann fragte er:

— Darf ich um den Souperwalzer bitten? .... Als .... als Sühne. ... Nein, nein, also als .... genug, weil ich mit Ihnen noch nicht getanzt habe heute!

Sie zeigte ihm ihre Tanzkarte, die von oben bis unten bekritzelt war:

— Ich bedauere, ausverkauft!

— Dann hole ich mir einmal eine Extratour!

Die Musik forderte zu einer Française auf. Ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft trat zu Ella, und Harff meinte:

— Machen Sie es besser als ich!

— Wie so?

— Fräulein von Eiger wird es Ihnen erzählen.

Das Paar ging. Harff machte der Dame noch eine Verbeugung und strebte dann aus dem Saale hinaus Die Française hatte er sich geschenkt.

— Wollen wir uns zum Souper zusammensetzen? — fragte ihn der Adjutant.

Harff nickte und ging weiter.

Feller rief ihm noch nach:

— Im roten Zimmer!

So hieß ein nach hinten zu, in einem Anbau gelegener kleiner Raum, fast nur eine Art Nische, in der nicht mehr als ein Tisch Platz hatte.

„Endlich einmal eine vernünftige Idee!" dachte sich Harff. Er war kein Freund dieser „Levée en masse"

wie Graf Bodhem, der Spaßvogel des Offizierkorps, es nannte, und vor allem waren ihm dieſe Soupers verhaßt, wobei man unter Umſtänden neben Leute zu ſitzen kam, die man noch nie im Leben geſehen hatte. Den Nebenſaal durchſchritt er, ebenſo einen zweiten, der ſonſt als Leſezimmer diente. Im letzten, nach dieſer Seite, blieb er ſtehen. Die beiden Billards dort waren ſehr geſchickt mit Brettern verdeckt und als Büffetts hergerichtet worden. Ein Premierleutnant des Regimentes, Graf Holzberg, hoch aufgeſchoſſen, bartlos und ſtark kurzſichtig, ſtand dort und leitete den Aufbau der Speiſen. Er trug einen nicht eingefaßten Kneifer, der ihm bei jeder Gelegenheit von der Naſe fiel. Schon ſeit Jahren hatte er die Kaſinoleitung unter ſich, die er vorzüglich, nämlich billig und dennoch gut, zu führen verſtand. Obgleich er ſich jedesmal ſträubte, wurde ihm, wenn die Wahl ſtattfand, trotzdem immer wieder das verantwortungsreiche Amt übertragen. Schimpfte er auch zuerſt, ſo fügte er ſich doch darein und that es im Grunde genommen gern. Nur wenn irgend jemand über das Eſſen ſich aufhielt, konnte er ernſtlich böſe werden, wobei dann immer ſein Schlußſatz lautete: „Nun übernehme ich die Kaſinoleitung ganz beſtimmt nicht wieder!“ ....

— Tanzt Du nicht? — fragte Graf Holzberg den eintretenden Harff.

— Nein. Aber ich habe eine Bitte. Iſt es vielleicht möglich, daß eine Ordonnanz einmal für mich etwas beſorgt?

— Wie ſo? Was?

— Ich muß meinen Burſchen ſprechen!

— Den ſoll er holen? Nee, hör' mal, das iſt wirklich unmöglich! Jetzt wenigſtens!

— Es ist doch gar nicht weit, ich muß ihn haben! Mir ist 'was Wichtiges eingefallen. Nur einen Sprung hinüber, er ist doch gleich wieder da!

— Es geht wahrhaftig nicht! Unmöglich! Sei mir nicht böse, aber ich brauche die Leute alle, nichts ist fertig und nach der Française, jetzt, soll das Souper sein!

Holzberg wurde ganz unruhig. Es war ihm nichts peinlicher und unangenehmer, als jemandem eine Bitte abzuschlagen, und wenn sie noch so unausführbar oder thöricht gewesen wäre.

Harff biß sich auf die Unterlippe:

— Da muß ich selber hinüber.

— Jetzt — fragte Holzberg, — Du bist wohl nicht recht bei Troste! Erstens ist Tauwetter und Du bekommst nasse Füße, zweitens geht es doch gleich zum Souper!

— Was soll ich denn beim Souper?

Der Kasinoleiter sah ihn erstaunt an:

— Essen! Trinken! — meinte er. Wie jemand auf den Gedanken kommen konnte, das Abendessen zu versäumen, das war ihm gänzlich unfaßlich. Aber er lenkte sofort ein:

— Warte nur bis das Souper im Gange, oder besser noch, zu Ende ist, dann sollst Du eine Ordonnanz haben!

Harff sann einen Moment nach, dann erklärte er sich einverstanden.

Holzberg sah den Kameraden von der Seite an: Was mochte der wieder einmal vorhaben? Aber er war zu taktvoll, um den Versuch zu machen, in eines anderen Angelegenheiten zu sehen, wenn dieser sie ihm nicht offen von selbst auseinandersetzte.

Harff blickte zum Fenster hinaus in die Nacht und trommelte geistesabwesend mit den Fingern an den Scheiben. Da machte sich Stimmengewirr hörbar. Es ging zum Souper. Verschiedene Paare kamen durch das Zimmer, um sich irgendwo einen Platz zu suchen. Der Adjutant stürzte herein:

— Harff, Harff, wo steckst Du denn nur! Hör' mal Du, bitte übernimm doch Fräulein von Eiger so lange bis ich komme, sie wartet im Eßsaal unter dem Bilde des Kaisers Friedrich. Schnell, schnell! Ja? Ich soll die hohen Herrschaften placieren. Sage ihr, ich käme gleich nach. Im roten Zimmer. Bodhem ist schon voraus, um den Tisch zu besetzen!

Er hielt einen mit Namen bedeckten Zettel in der Hand und war verschwunden ehe Harff zu antworten vermochte. Dieser ging daher eiligen Schrittes — er konnte sich ja doch nicht wehren — den Weg zurück, den er eben gekommen. Etwas wie: „anderen aufhalsen" brummte er dabei in sich hinein. Bald stand er vor Ella von Eiger, hatte ihr seine Sendung mitgeteilt und schritt mit ihr dem roten Zimmer zu.

Drinnen saß schon alles. Die Gesellschaft bestand aus Graf Holzberg mit Fräulein von Aspermont, Rittmeister Hoffmann, dem jüngsten Eskadronchef des Regimentes, mit Komtesse Blatten, und dem kleinen Graf Bodhem mit Frau von Bechstein, „der lustigen Witwe", wie sie genannt wurde. Harff und Ella setzten sich nach kurzer Begrüßung. Für den Adjutanten war neben Fräulein von Eiger ein Platz offen gelassen worden.

Harff war so in Gedanken gewesen, daß er ganz vergessen hatte, für seine Dame am Büffett etwas zu holen.

— Was befehlen Sie, gnädiges Fräulein? — fragte er.

— Es ist mir wirklich ganz einerlei, Herr von Harff, — erwiderte Ella.

— Da laß Dich nicht drauf ein! — riet ihm jedoch Bodhem, — um Himmelswillen nicht! Ich habe eben der gnädigen Frau — er sah dabei Frau von Bechstein an — Hummer gebracht. Weil ich nämlich Hummer selbst so gern esse. Nun erklärt sie, das einzige auf der ganzen Welt, was sie nicht möge, sei Hummer!

— Ein galanter Ritter kennt eben den Geschmack seiner Dame! — warf die Witwe dazwischen, und Bodhem fragte spöttisch:

— Habe ich gesagt, daß ich Ihr Ritter sei, gnädige Frau?

— Da Sie mich um den Souperwalzer baten, doch wohl!

Die beiden neckten sich immer, wobei Bodhem oft hart „an der Grenze der Möglichkeit" hinging. Aber man konnte dem hübschen, immer freundlichen, wenn auch etwas oberflächlichen Menschen nicht böse sein.

Bodhem setzte nun seiner Dame in längerer Rede, unter fortwährenden Einwürfen ihrerseits und dem Gelächter der übrigen, auseinander, daß er selbstverständlich immer und ewig ihr Ritter sein und auch bleiben werde.

Ella von Eiger sah sich im kleinen Kreise am Tische um, ihr Gesichtsausdruck veränderte sich, als ihre Augen die volle, schöne Gestalt der „lustigen Witwe" trafen. Verschiedentlich hatte ihr der Oberst gesagt, die Gesellschaft der Frau von Bechstein sei nichts für ein junges Mädchen, und nun war sie wieder einmal mit ihr zusammen. Der

Adjutant, der eben eintrat, ſchien etwas davon zu bemerken, er fragte ſie, hinter ſeinem Stuhle ſtehen bleibend:

— Nun, gnädiges Fräulein was iſt Ihnen denn?

— O, gar nichts, nichts, nichts, — entgegnete ſie, aber ihre Augen fanden ſich mit denen ihrer Freundin Käthe von Aspermont, ihr grade gegenüber. Die beiden hatten ſich inſtinktiv verſtanden.

Feller machte Harff Platz, denn dieſer kam, mit Tellern förmlich beladen.

— An Dir iſt ein Kellner verloren gegangen! — rief über den Tiſch hinüber Bodhem.

Harff gab trocken zurück, indem er ſich ſeiner Befrachtung entledigte:

— Findeſt Du?

— Nur die Stimmung nicht ſtören! pſt! pſt! — machte der Rittmeiſter.

Frau von Bechſtein ſagte etwas ſcharf:

— Herr von Harff hat heute ſeinen ſchlechten Tag!

— Wie ſo? — fragte dieſer mit erzwungener Heiterkeit. — Man kann doch nicht immerfort ſchreien vor Lachen!

— Schreien, nein! — meinte der Rittmeiſter, und zu ſeiner Dame gewendet:

— Nicht wahr, Gräfin?

Komteſſe Blatten meckerte, wurde dunkelrot und flüſterte nur:

— Ach nein!

Bodhem neigte ſich zu ſeiner Nachbarin, ihr zuraunend:

— Das muß unſerem Rittmeiſter hoch angerechnet

werden, er hat der gräflichen Sphinx das erste „ach nein“ entlockt!

— Ein zweiter Moſes, der Waſſer aus Felſen ſchlägt.

Bodhem lachte:

— Moſes! Merken! Gut! Neu!

— Was wiſpern Sie denn da zuſammen? — fragte der Rittmeiſter, und Bodhem, nie um eine Antwort verlegen, entgegnete mit ernſteſter Miene:

— Ich ſetzte eben Frau von Bechſtein auseinander, was man unter — „Zenithſtange“ verſteht. Da kamen wir natürlich auf den Sirius und daher auf die Erde! Wie ſollte uns da nicht auch Sendenberg an der Drehna nahe liegen, da ſprachen wir von Blatten.

So hieß das väterliche Gut der Komteſſe.

— Iſt das nicht ergötzlich? — fragte er das bei dem Namen Blatten ſchon wieder purpurrot gewordene junge Mädchen. — Nicht? Blatten und der Sirius? Sirius und Blatten? Eigentlich ja ganz genau dasſelbe! Nun, Gräfin? Was meinen Sie? Dasſelbe, nicht wahr?

Dieſe wußte vor Verlegenheit nicht wohin, ſie flötete nur wiederum mit erzwungenem Lächeln:

— Ja! 'eh, 'eh! Ja!

— Moſes! — ſagte die Witwe und deutete mit dem Fächer auf Bodhem.

Da fragte Graf Holzberg, der ſchräg gegenüber ſaß:

— Was ſoll denn das bedeuten gnädige Frau?

— Nichts ſagen! — fuhr aber Bodhem dazwiſchen, und vertröſtete ſie bedeutungsvoll:

— Nachher!

Der Rittmeiſter machte mittlerweile vergebliche Verſuche aus ſeiner Nachbarin etwas herauszubringen, und

ſah ſich immerfort, wenn ein Thema vollkommen wirkungslos vorübergegangen war, hilfeſuchend um.

Bodhem ſprach in Frau von Bechſtein hinein, aber halb leiſe. Es ſchien ihr Spaß zu machen, was er ſagte, doch mit einer gewiſſen Scheu blickte ſie von Zeit zu Zeit zur Komteſſe hinüber, wie in der Befürchtung, daß dieſe etwas hören möchte. Graf Holzberg unterhielt ſich mit Fräulein von Aspermont nicht ſonderlich intereſſant, ſie nickte nur von Zeit zu Zeit, mehr um ihr Zuhören als ihre Beiſtimmung zu kennzeichnen, und ſchien kaum das Gähnen unterdrücken zu können. Der Adjutant erzählte Ella von ſeinen Reiſen, er war weit in der Welt herumgekommen. Sie hörte eifrig zu, denn ſein Vortrag war niemals aufdringlich perſönlich, niemals kenntnisprahlend oder gar langweilig. Der einzige, der an der Unterhaltung nicht teilnahm, war Harff. Er ſtarrte in Gedanken verſunken vor ſich hin, während ſeine rechte Hand Brotkügelchen drehte.

Der Adjutant ſah ſeine vollkommene Geiſtesabweſenheit, er beobachtete das an Harff ſchon ſeit längerer Zeit und als Freund machte es ihm Sorge. Er kannte Harffs überſchwengliche, etwas phantaſtiſche Natur und wußte, wie wenn auch ſchließlich zu einem glücklichen Ende gelangt, ſeine erſten ſtürmevollen Offiziersjahre doch faſt Laufbahn gefährdend geweſen waren. Während er Ella von ſeinen Wanderungen in den Pyrenäen erzählte, ſchweiften doch ab und zu ſeine Gedanken zu Harff hinüber. Das mochte ſich auch in ſeinen Worten ausgeprägt haben, denn Ella unterbrach ihn plötzlich mit dem Ausrufe:

— Sie denken an etwas anderes!

— Ich muß um Verzeihung bitten. Ich war allerdings in dieſem Augenblicke zerſtreut.

Feller ſchwieg. Holzberg entſchuldigte ſich mittlerweile bei ſeiner Dame für kurze Zeit wegen Kaſinoleitungsſorgen. Fräulein von Aspermont knöpfte ihre langen Ballhandſchuhe zu. Der Rittmeiſter hatte ſeine Sturmverſuche auf das zu erlöſende, ſchlummernde Sprachvermögen der Komteſſe als ausſichtslos aufgegeben. Es war allgemeine Stille eingetreten, nur Bodhem ſprach noch eifrig mit der Witwe, brach jedoch, in der Befürchtung plötzlich gehört zu werden, auf einen energiſchen Wink ihrerſeits kurz ab. Nun war es ganz ſtill.

— Ein Engel! — meinte Frau von Bechſtein.

— Oder ein Leutnant bezahlt ſeine Schulden! — fügte Bodhem hinzu.

Wie ein Blitz durchzuckte es Feller und er ſah Harff an. Schulden? Sollte es das ſein? Harff blickte immer noch vor ſich hin.

— Dieſe erregte Stimmung wieder einmal heute abend! — ſagte Bodhem in verſtellt erſtauntem Tone.

Alles lachte. Aber dadurch kam die ins Stocken geratene Unterhaltung wieder in Fluß. Auch Harff war aus ſeiner Teilnahmloſigkeit erwacht und bemühte ſich, der Witwe eine Artigkeit zu ſagen. Er wußte, daß bei ihr Schmeicheleien verfingen, und ſo gab er ſeinem Beifall über ihre heutige Toilette Ausdruck:

— Wie Sie immer alles zuſammen zu ſtimmen wiſſen, gnädige Frau! das bedarf wohl förmlichen Studiums, denke ich mir?

Sie lachte geſchmeichelt und wollte eben etwas erwidern, als ihr Bodhem das Wort vom Munde abſchnitt:

— Sie ſteht auch vor ſolchem Ereignis wie heute drei bis vier Stunden vor dem Spiegel, nur um die richtige Abtönung der Handſchuhe heraus zu bekommen!

— Das iſt wieder Verleumdung! — beklagte ſich die Witwe.

— Bitte ſehr, gnädige Frau, Sie haben mir ſelbſt dergleichen erzählt!

— Das war zu einem Maskenfeſt!

Harff, froh der Unterhaltungspflicht enthoben zu ſein, ſchwieg, des Augenblickes wartend, wo ihr Bodhem wieder einmal etwas „an der Grenze der Möglichkeit“ ſagen würde. Das dauerte auch nicht lange:

— Gnädige Frau! Nun will ich wieder gut machen, was ich vorher geſündigt habe. Heute iſt die Übereinſtimmung der Farben allerdings im höchſten Grade erzielt.

Sie machte ein freundliches Geſicht.

— Diesmal haben Sie durchaus auf das Spiel der Gegenſätze verzichtet: Einfachheit in der Vollendung!

Sie wagte noch nicht geſchmeichelt zu lächeln, denn Bodhem ſaß immer der Teufel im Nacken, und man wußte nie wo es eigentlich enden würde.

— Alles trägt den Stempel des geläuterten Kunſtgeſchmackes!

Nun wurde ſie wirklich etwas eitel.

— Faſt meine ich, Sie hätten ein wenig Miß Grant ſpielen wollen!

— Wie ſo denn? — unterbrach ſie ihn, denn ſie witterte nun doch eine Bosheit dahinter.

— Nun, das bekannte Hubert Herkomerſche Bild: weiß in weiß. Na, gnädige Frau, bei Ihnen iſt heute alles weiß!

Sie ſtrahlte und ſah zu Komteſſe Blatten hinüber, um den Eindruck zu beobachten.

— Wie geſagt, alles weiß, nur Ihre dunkeln Glutaugen!

Sie ſchaute Bodhem groß an, wie um die Schönheit ihrer Augen in das rechte Licht zu ſetzen. Dieſer ſeufzte tief auf und fuhr fort:

— Alſo, gnädige Frau, alles weiß: die Robe, ſo ſagt man wohl, die Perlen, die Blumen, die Schleifen, die Bänder, die Handſchuhe . . . . . ſogar das Fleiſch ſtimmt dazu, dieſes köſtliche Fleiſch . . . .

— Graf Bodhem! — unterbrach ſie ihn verweiſend.

Harff lachte. Der Gemaßregelte machte ein demütiges Geſicht, doch es blitzte ihm aus den Augen, während er ihre Arme betrachtete:

— Aber wie ſo denn? darf ich nicht von der Weiße Ihrer Hände reden?

Er ſah immer noch auf ihre Arme, wobei auch hier und da ein Blick auf ihre Schultern fiel.

— Ein ſchrecklicher Menſch! — wandte ſich Frau von Bechſtein an Harff, ſich vergeblich bemühend, böſe zu ſein.

Käthe von Aspermont, die einen Teil des Geſpräches gehört hatte, war rot geworden.

Rittmeiſter Hoffmann ſuchte neuen Geſprächsſtoff, indem er die Komteſſe auf beſonders ſpaßhafte Gruppen am Büffett aufmerkſam machte:

— Sehen Sie mal dort, Gräfin, wie der Bürgermeiſter in den Schüſſeln herumſtochert!

Sie blickte hin und lächelte. In der That war auch der große, dürre Vater von Sendenberg an der Drehna ſchon an und für ſich eine komiſche Erſcheinung, wie er

aber da ſtand, weit mit dem Vogelprofil über die Teller gebeugt, mit der erhobenen Hand nach einem guten Biſſen zielend, das war köſtlich. Und Bodhem rief:

— Der Storch im Salat! Oder vielmehr die Saatkrähe!

Alle blickten nach dem unglücklichen Opfer des Spottes, doch dieſer, der nichts davon gehört, ließ ſich nicht ſtören. Als er ſeinen Teller bis zum Rande gefüllt hatte, krönte er den Fleiſch- und Paſtetenbau noch mit einer mächtigen Hummerſchere.

Da kam ein neues Beobachtungsopfer: Leutnant von Randers, der „Nobile". Man machte Gloſſen über ihn. Der Mißtrauiſche gewahrte es ſofort, und warf einen bitterböſen Blick herüber.

— Der Nobile! — ſagte lakoniſch Bodhem, doch laut genug, daß dieſer es hören konnte. Randers wandte ſich ab und ging abſichtlich ſchnell hinaus.

— Das war nicht recht, Bodhem! — vor allem in Gegenwart der Damen, — meinte halblaut Rittmeiſter Hoffmann, bei deſſen Schwadron der „Nobile" ſtand.

Bodhem ſchwieg. Ihm war die Sache unangenehm.

Die Witwe hielt es jedoch für nötig, eine Bemerkung zu machen:

— Es iſt aber auch ein zu .... nun .... zu unſympathiſcher Menſch!

Der Rittmeiſter ging nicht darauf ein, ſondern brach allen Weiterungen artig, jedoch energiſch die Spitze ab:

— Bitte, gnädige Frau, es iſt ein Regimentskamerad von uns.

Frau von Bechſtein war ſichtlich pikiert: ſo laut ſie vorher geweſen, ſo ſtill blieb ſie nun. In dieſem Augenblick

trat der Oberſt an den Tiſch. Er begrüßte die Damen. Ella mit einem: — Nun, amüſierſt Du Dich? — Fräulein von Aspermont durch freundliches Zunicken, Frau von Bechſtein nur durch eine kalte, höfliche Verbeugung. Zur Komteſſe ſagte er:

— Ihre Frau Mutter ſchickt Ihnen das, damit Sie ſich nicht erkälten, es iſt nämlich im Tanzſaal gelüftet worden.

Dabei gab er ihr einen Umhang, den er in der Hand gehalten. Der Rittmeiſter nahm ihn für ſeine Dame in Empfang. Die Verlegene lächelte nur und wurde purpurrot. Dann legte der Oberſt dem Adjutanten die Hand auf die Schulter, ihm bedeutend, ſitzen zu bleiben, und flüſterte ihm zu:

— Den Souperwalzer nicht zu lang. Auf Wunſch fängt er eben wieder an. Nicht wahr wir verſtehen uns lieber Feller?

— Jawohl, Herr Oberſt, — ſprach der Adjutant, ſich halb vom Sitze erhebend, aber die Hand drückte ihn wieder nieder. Der Kommandeur verbeugte ſich leicht, nickte Ella zu und ging.

— Ein großartiger Mann! Gentleman wie er im Buche ſteht! — machte ſich Bodhem Luft, der ſchon für ſeine Gewohnheit zu lange geſchwiegen. Die Witwe rümpfte die Naſe und Feller mahnte:

— Nur nicht ſo laut, Fräulein von Eiger ſitzt hier!

Ella wandte ſich zu Bodhem:

— Ich ſage es nicht wieder!

Dieſer verneigte ſich, indem er nachdrucksvoll die Hand auf die Bruſt legte. Harff fuhr aus ſeiner Zerſtreutheit auf und fragte Fräulein von Aspermont, die immer noch herren-

los, ob er ihren Tänzer ſo lange vertreten dürfe. Sie bejahte, ihm aber kam ſeine Frage ſo thöricht vor, daß er ſie faſt bereute. Alle Ballangelegenheiten ſchienen ihm heute lächerlich, ja überhaupt jedes Geſpräch mit einem jungen Mädchen. „Die Gänſe," dachte er. Der ganze „Zauber" hier kam ihm albern vor, und erſt das Tanzen! Was hatte man eigentlich davon! Wie mußte er nur den Damen erſchienen ſein! Es fiel ihm ein, daß er bei Tiſch ſich mit Fräulein von Eiger ſo gut wie nicht unterhalten, Fräulein von Aspermont eben zum erſtenmal mit einem Satze angeſprochen, der Witwe kaum ein Wort geſagt und die Komteſſe gar vollkommen „geſchnitten" hatte. Bah! mochten ſie denken was ſie wollten . . . .

Es war Zeit zum Aufſtehen, der Adjutant mußte überdies als Vortänzer einer der erſten im Saale ſein.

— Ich glaube . . . — ſagte er zögernd und ſah, ſich dabei erhebend, die Damen an, dann ſchritt er mit Ella durch das Billardzimmer wieder hinaus. Harff bot Käthe von Aspermont den Arm und folgte. Bis zum Ballſaale kämpfte er mit ſich im ſtillen, ob und wie er ſie anreden ſolle, und konnte doch kein erlöſendes Wort finden. Was ging ihn „das dumme Ding" an? Wenn er mit ihr tanzte, war es ja genug. In ſeine Stimmung paßten die Backfiſche nicht, mit den ewigen Rückſichten, die man nehmen ſollte, mit ihrer Lebensunkenntnis, ihren „thörichten Prätenſionen", wie er es nannte. Hinter ihnen kam der Rittmeiſter mit der Komteſſe, ſchließlich Graf Bodhem mit der Witwe. Sie war immer noch ein wenig verſtimmt. Plötzlich ſagte ſie patzig:

— Dieſer Herr von Harff . . . . ich weiß gar nicht. . . . Kaum ein Wort hat er mit mir geredet heute abend!

Aber Bodhem nahm des Freundes Partei:

— Ja, gnädige Frau, warum haben Sie ihn denn nicht angeſprochen? Sie ſind doch ſonſt nicht ſo!

— Graf Bodhem, — rief ſie wütend, aber ſie lenkte ſofort wieder ein:

— Sie ſcheinen mich heute kränken zu wollen, — dann ſtehen bleibend:

— Da habe ich mein Fichu vergeſſen!

— Was haben Sie vergeſſen? — fragte er lachend

— Mein Fichu!

Aber er wollte ſie einmal heute wirklich ärgern:

— Umhang, meinen Sie, gnädige Frau. Nicht wahr? Umhang? Wir wollen uns doch deſſen endlich erinnern, daß wir nun einmal ganz zufällig in Deutſchland geboren ſind! Es thut wahrhaftig not!

Unwillig trippelte die Witwe hin und her:

— Nun vergeht alle Zeit zum Tanzen! Was wird denn nun?

— Mit wem? Mit dem Fichu? — meinte Bodhem, ohne aus ſeiner Ruhe zu kommen. — Gnädige Frau, eine Idee!

— Nun?

— Laſſen wir's ſchwimmen — das Fichu!

Dabei zog er ſie mit fort nach dem Ballſaale zu. Sie ließ es geſchehen. Der Souper-Walzer hatte längſt begonnen.

*

Als Harff eben mit Fräulein von Aspermont nach kurzem Tanze ſtehen blieb, kam Holzberg und löſte ihn ab. Er erzählte eine Mordgeſchichte von all den Sorgen

und Nöten ſeines Amtes. Harff hörte eine Weile zu dann empfahl er ſich. Der Kaſinoleiter rief ihm nach:

— Du, hör' mal, Du kannſt jetzt eine Ordonnanz bekommen, Fiſcher mag gehen!

— Danke ſchön, ich brauche ſie nicht mehr! — entgegnete aber Harff und ſchlenderte den Weg nach dem roten Zimmer zurück. Dort machte er ein Fenſter auf, ſah hinaus, während er die Hand in die Luft ſtreckte, um zu prüfen, ob es regne. Dann ſchloß er den Flügel ſofort wieder und ging, nachdem er ſich überzeugt hatte daß niemand ſich im anſtoßenden Saale befand, als die abdeckenden Ordonnanzen, in das geräumige Vorzimmer. Dort ſchnallte er den Säbel um, ſetzte den Helm auf und ſchritt in die Nacht hinaus . . . . . .

Inzwiſchen näherte ſich der Walzer ſeinem Ende. Plötzlich brach er mit einem Geigenſtrich kurz ab. Der Adjutant tanzte gerade mit Ella und blieb beim Schweigen der Muſik mitten im Saale ſtehen. Ein allgemeines: „O, o, ach" des Bedauerns machte ſich hörbar. Am Spalt des Vorhanges, vor dem Orcheſter, zeigte ſich der Kopf des Stabstrompeters. Er ſuchte den Vortänzer und „weiter!" rief ihm dieſer zu, während er ein Zeichen mit der Hand gab. Die Muſik begann von neuem.

— Stürzen wir uns in den Strudel, Strudel rein! — ſagte Bodhem zur luſtigen Witwe, faßte ſie um die ſchlanke Taille und raſte förmlich los. Die beiden tanzten wundervoll, und da ſie einen Augenblick allein das Feld beherrſchten, ſo folgten ihnen hundert Augen, aber auch hundert Bemerkungen, die, wenigſtens von Seiten der Geſchlechtsgenoſſinnen, für die ſchöne Frau nicht eben immer ſchmeichelhaft waren.

— Die Bechſtein iſt doch eigentlich ein prachtvolles Weib! — meinte der dicke Major von Tonderen, der Etatsmäßige, zu ſeinem Nachbar, Rittmeiſter d'Arglas, dem älteſten Eskadronchef. Der aus einer franzöſiſchen Emigrantenfamilie ſtammende ähnelte, mit ſeinem modern ſpaniſch verſchnittenen Barte und ſeinen energiſchen Zügen einem Porträt niederländiſcher Schule. Er ſchmunzelte:

— Wie ſie dekolletiert iſt!

— Bodhem würde ſagen: Mit der läßt ſich ein Pferd mauſen! — Wenn ich mir überlege, daß ich einmal daran dachte, um ſie ..... — lachte der Major und vollendete nicht.

— Die beiden paſſen gut zu einander. Tanzen und Reiten, das hat er los!

Da kam gerade der Adjutant mit Ella vorbeigewalzt, und der Major ſetzte ſeine Betrachtungen fort:

— Wenn man mit ihr die Ella Eiger vergleicht, das iſt doch wie Tag und Nacht. Dennoch iſt die Nichte des Kommandeurs ein hübſches Mädchen, aber weiß es nicht oder läßt es doch nicht merken, während die luſtige Witwe, na .....

Nun ſchwieg der Walzer wirklich. — Kein „Ach" und „O" half, der Adjutant dachte der Mahnung ſeines Oberſten, war unerbittlich und hielt nur immer allen, die ihn um Fortſetzung angingen, die Uhr entgegen .....

Ella von Eiger und Käthe von Aspermont ſtanden nebeneinander, ſie unterhielten ſich über die Ereigniſſe des heutigen Feſtes:

— Ella, was hat denn nur Herr von Harff heute, es war ja kein Wort aus ihm herauszubringen?

Ella verteidigte ihn:

— Du mußt nicht ſo ſtreng ſein, das war nur ſo bei Tiſch, vorher nicht, ich habe doch mit ihm getanzt!

Daß er ſie gänzlich vergeſſen hatte und ſie ſitzen ließ, das verſchwieg ſie . . . .

Der Adjutant wurde auf der anderen Seite vom „Nobile“ angeredet:

— Ich möchte mit Ihnen ein Wort über Bodhem ſprechen, das kann ich mir doch nicht gefallen laſſen!

— Aber bitte, lieber Randers, nur hier nicht, nur jetzt nicht, Sie werden doch wahrhaftig Scherz verſtehen!

— Nein, ſolchen Scherz verſtehe ich nicht!

— Ja, das merke ich.

Bodhem trat auf ſie zu. Er ſtreckte in ſeiner offenen Weiſe dem Gekränkten die Hand hin.

— Seien Sie nicht böſe, „Nobile“, ich meine es doch nicht ſo ſchlimm! Nicht wahr? Eingeſehen? Einverſtanden? Hand?

Randers ſchlug ein, Bodhem konnte er nicht widerſtehen. Sogar das erneute „Nobile“ ließ er ſich gefallen, in Bodhems Munde klang es gar ſo verletzend nicht mehr.

— So, — fuhr der Attentäter fort, — nun kommen Sie mit, auf den Schreck trinken wir einen Verſöhnungsſchluck!

Er ſchob dabei ſeinen Arm in den des nicht mehr Widerſtrebenden und zog ihn mit ſich fort. Der Adjutant blickte ihnen lächelnd nach. Dann klatſchte er in die Hände, indem er rief:

— Damenengagement!

Eine Polka erklang. Bewegung kam unter die Damen. Bald war im ganzen großen Saal kein Fleckchen mehr frei. Ella hatte ſich den Prinzen geholt, dann den Etatsmäßigen,

endlich den Grafen Holzberg. Nun dachte ſie daran, Harff um den Tanz zu bitten. Sie wollte ihm zeigen, daß ſie durch ſeine Vergeßlichkeit von vorhin wie ſein Schweigen bei Tiſch durchaus nicht empfindlich geworden ſei. Sie ſpähte überall umher, ohne ihn finden zu können. Auch im Nebenraume war er nicht. Da ſah ſie den Oberſt ſtehen im Geſpräche mit der Frau des Bürgermeiſters und dem Landrat. Sie ging auf ihn zu:

— Onkel!

— Was iſt denn, Ella?

— Damenengagement. — Sie knixte dabei.

— Da muß ich wohl! — entſchuldigte er ſich bei der Bürgermeiſterin. Dann zu ſeiner Nichte gewandt:

— Du willſt mich wohl belohnen dafür, daß ich vorhin Harff vertrat?

Es lag ihr auf der Zunge zu ſagen, ſie könne ihn nicht finden, aber ſie bedachte, daß es Harff vielleicht Unannehmlichkeiten machen würde.

Der Ball ging dem Ende zu. Der Cotillon brachte nichts beſonderes. Die Berliner Gäſte, um derenthalben das Feſt zu einer beſtimmten Stunde beendigt ſein mußte, damit ſie noch den Nachtkurierzug erreichten, waren faſt alle verſchwunden, bis auf ein paar Herren, die in Sendenberg über Nacht blieben. Auch von den Nachbargütern waren die meiſten ſchon fortgefahren. Das Trompeterkorps hatte der Adjutant nach Hauſe geſchickt.

Nun ſaß der Reſt in dem ſonſt als Leſezimmer dienenden Raume vereinigt und ſchlürfte noch eine Taſſe Mokka.

Die Witwe ſtand mit Graf Bodhem am Kamin. Er ſprach eifrig in ſie hinein, als handle es ſich um

eine überaus wichtige Sache, aber dazwiſchen warf er immer ſpöttiſche Blicke auf ſeine Nachbarin, und ſein Geſicht nahm einen beſonders liſtigen Ausdruck an, wenn ſeine Augen denen des Rittmeiſters Prinz d'Arglas begegneten, der ein Stück davon ſaß. Dieſer machte ihm hinter dem Rücken der Frau von Bechſtein immerfort Zeichen. Sie bedeuteten ſo viel als: „Bravo, ſo iſt's recht, nur immer energiſch!“ Die Witwe hatte den linken Arm leicht auf die Brüſtung des Kamins gelehnt und den Kopf geneigt. Mit dem halb geöffneten Fächer ließ ſie einen Schatten auf ihr Geſicht fallen . . . . .

In der Mitte des Zimmers ſaßen ein paar ältere Damen, unter ihnen Frau von Giger, die Mutter Ellas, eine Frau mit glatt geſcheiteltem, grauem Haar, angenehmen, weichen Zügen und denſelben ſchönen, ſeelenvollen Augen, wie ihre Tochter. Sie war die Schweſter des Oberſten, die ihren Vetter gleichen Namens geheiratet hatte und nun ſchon ſeit Jahren Witwe war. Ihnen gegenüber Major von Tonderen im Geſpräch mit ein paar ganz jungen Offizieren, denen er ſeine Reitanſichten auseinanderſetzte, und die natürlich ſcheinbar eifrigſt zuhörten, obwohl es ſie im höchſten Grade langweilte.

Der Oberſt, der ſich vom Bürgermeiſter nebſt Frau ſoeben verabſchiedet hatte, kam herein. Er ſetzte ſich zu der Jugend. Das Geſpräch drehte ſich gerade um Theater, und Feller war mit Rittmeiſter Hoffmann nicht ganz einig über Sudermanns „Ehre“, die ſie in Berlin im Leſſingtheater geſehen hatten.

— Sind der Herr Oberſt ſchon in der „Ehre“ geweſen? — fragte der Adjutant, um den Kommandeur in das Geſpräch zu ziehen.

— Das können Sie ſich doch denken!

— Und was meinen Herr Oberſt?

— Großartig, einfach großartig! — Ich bin zweimal drin geweſen. Freilich bin ich durchaus nicht immer derſelben Anſchauung, wie der gute Graf Traſt, der mir überhaupt ein wenig nach Theaterfigur ſchmeckt. Übrigens, wenn wir Offiziere auch die Ehrbegriffe nicht teilen können, weil ſie nicht die unſeres Standes ſind, ſo wird das wohl jeder begreifen, aber deswegen kann man doch der „Ehre“ Ehre widerfahren laſſen!

— Die Scenen im Hinterhaus ſind nach meinem Geſchmack ausgezeichnet, — warf Rittmeiſter Hoffmann ein.

— Iſt die Betrachtung über den Reſerveoffiziersdünkel nicht gut? — fragte Graf Holzberg.

Und Feller nahm den Gedanken auf:

— Wie der Sohn der Kaffeefirma ſich vorſtellt und als Empfehlung ſeinen Reſerveoffizierstitel hinzufügt, Traſt aber nur kalt antwortet: „Sonſt nichts?“ Das iſt doch köſtlich!

Die anderen ſtimmten bei und lauſchten weiter den Ausführungen ihres Kommandeurs, der ihnen wieder von neuem bewies, was er als Grundſatz ſeiner Welt- und Dienſtanſchauung an eigenem Beiſpiel erhärtete: in erſter Linie Menſch, dann Offizier, und dann iſt auch, wie er ſich einmal ausgedrückt hatte, der Menſch gewöhnlich ein guter Offizier.

Die Uhr ſchlug.

— Schon zwei, — ſagte der Oberſt.

Alles blickte, wie um ſich zu überzeugen, nach der Rokokouhr auf dem Kamin, die Bodhem halb verdeckte.

Er mußte der Witwe etwas beſonders Arges geſagt

haben, denn dieſe ſchlug plötzlich mit dem Fächer nach ihm und rief wieder entſetzt ihr verweiſendes:

— Graf Bodhem!

Alle hatten die Szene beobachtet. Der Prinz konnte ſich kaum vor Lachen halten. Ella und Käthe ſchauten ſich verſtändnisinnig an. Die älteren Damen ſaßen ſo, daß ſie nichts ſehen konnten, der Oberſt ſchien der einzige zu ſein, der es nicht bemerkte oder nicht hatte bemerken wollen.

Alles hatte ſich erhoben, damit war das Zeichen zum Aufbruche gegeben. Man empfahl ſich noch beim Kommandeur, der für das Regiment den Dank in Empfang nahm. Bald rollte im letzten Gefährt auch die Familie Eiger mit ihrem Gaſte, Fräulein von Aspermont davon.

Die Herren blieben noch „unter Leitung des Etatsmäßigen", wie Bodhem ſagte, im Kaſino bei einem Glaſe Bier zurück.

Während der Fahrt fragte der Oberſt die jungen Mädchen, wie es ihnen gefallen habe. Käthe von Aspermont war außer ſich vor Glück, ihr blühten nicht ſolche Feſte bei ihrem kränklichen Vater in Berlin. Ella ſchwieg. Ihre Mutter nickte in der Wagenecke. Durch die angelaufenen Scheiben war es nicht möglich draußen etwas zu erkennen, ſo konnte das junge Mädchen auch nicht mit Beſtimmtheit unterſcheiden, wer der Mann im langen, engliſchen Regenmantel geweſen, den ſie ſchreiten ſah. Den Gang mußte ſie kennen, ſo ging Herr von Harff. Aber ſollte der . . . . . er war ja längſt zu Haus, und . . . . . ertappte ſie ſich bei der Neugierde?

Was ging es ſie an!

II.

Als Richard von Harff an jenem Ballabend nach Hauſe ging, überlegte er, ob ſein Fehlen beim Feſte bemerkt werden würde.

Immerhin war er doch als Mitglied des Offizierkorps Gaſtgeber geweſen, und auf ihm lag ein Teil der Repräſentationspflicht. Aber darüber war er innerlich bald hinaus. In ſeiner Stimmung hielt er ſich berechtigt zu gehen. Dann beſchäftigte ihn die Frage, die ihn vor dem Souper veranlaßt hatte, um eine Ordonnanz zu bitten, ob er noch telegraphieren ſolle nach Berlin, oder etwa ſelbſt fahren, denn er mußte eins von beiden. Wenn er depeſchierte, ſo würde das am Ende doch nicht den richtigen Erfolg haben, er konnte ja auch im Telegramm ſeinen Worten nicht freien Fluß laſſen, ſchon des Burſchen wegen, da dieſer das Papier beſorgen mußte. Das wäre zu umgehen geweſen, wenn er ſelbſt auf das Telegraphenbüreau gegangen. Aber der Beamte! Und dann war er ſich nicht einmal klar daüber, ob das Poſtamt denn zu dieſer Stunde noch geöffnet ſein würde: ſo ſpät hatte er noch niemals eine Depeſche abgeſchickt.

Er betrat ſeine kaum eine Viertelſtunde Weges vom Kaſino gelegene Wohnung. Sein Zimmer war hübſch eingerichtet. Nicht übermäßig voll Möbel geſtellt, doch gerade recht, um einen faſt künſtleriſchen Eindruck zu erzeugen. Daß ein Offizier hier hauſte, hätte man auf den erſten Blick nicht erraten können, denn Waffen oder Jagdbeuteſtücke fehlten durchaus. Aber auch Pferde und Rennbilder erblickte man nirgends. Dagegen eine flämiſche Aquarelle von Bartels, eine prächtige Pariſer Straßenſzene von

Skarbina, ebenfalls in Waſſerfarben, der Thür gegenüber. Die Wände rechts und links waren mit Teppichen verhangen. Neben dem Schreibtiſche — und das war es, was dem Zimmer ein eigentümliches Gepräge verlieh — ſtanden zwei Rieſentiſche, beſät mit Büchern und Broſchüren. Es ſah faſt aus wie das Schaufenſter eines Buchhändlers, aber dafür herrſchte zu große Unordnung, denn ein Teil der Schriften ſtand aufgebaut in Reih und Glied, ein anderer geſchichtet zum Turme, dazwiſchen wieder ein Stoß wild durcheinandergeſchüttelt.

Harff ſetzte ſich, nachdem er die Lampe auf den Schreibtiſch geſtellt, ſchloß das Mittelfach auf und nahm einen Brief heraus, den er las:

Kjøbenhavn, den 27. Februar.
7 Jernbanegade.

Geehrter Herr!

Sie wiſſen, daß mein Deutſch ſehr flecht iſt, als ich auch ganz gut ſprecken kann, aber nicht ſchreiben. Ich ſollte Ihnen ſchreiben einmal. Nun kann ich ſchreiben, denn ich habe Engagement nach Berlin angenommen in Wintergarten als ſchwediſche Nationalſangerin. Das iſt ſehr komiſk, nicht wahr, da ich doch bin Dänin? Aber der Directör ſtimmte für, daß die ſchwediſche Sprache macht beſſere Geſchäfte, und da ich doch kann ſchwediſch, weil ich in Stockholm war engagiert, ſo ſoll ich in Ihre Hauptſtadt ſchwediſch ſingen und auftreten. Sollen Sie mich denn noch kennen? Sie müſſen nicht flecht von mich denken, geehrter Herr, aber Sie ſind doch ſo gut in Kjøbenhavn

gewesen für mich, daß ich mich gern Ihnen erinnere. Denn Sie sind ein braver Mann und nicht gegen mich gewesen wie die Herren die denken immer, wenn eine Mädchen ist Sangerin, muß sie sein auch slecht. Sollen Sie mich denn besuchen in ihre Hauptstadt? Meine Adresse ist: Dorotheenstraße, durch den Portier von Wintergarten zu besorgen, denn ich weiß den Nummer nicht.

Es grüßt mit Achtung

Dagmar Gjellrup.

Nun schwedische Nationalsangerin.

Ich komme 28. Februar und
soll nächsten Tag singen.

Er hatte den Brief wohl schon ein Dutzend Mal durchgelesen, aber er nahm ihn immer wieder von neuem vor. Er ließ ihn aus der Hand sinken und starrte über das Blatt mit unbeweglichem Auge ins Leere. Seine Gedanken wanderten ein halbes Jahr zurück, wie er im Sommer vor den Herbstübungen die Fahrt nach der Mitternachtssonne angetreten und dann auf der Rückreise in Kopenhagen noch acht Tage geweilt. Zuerst hatte er das „Tivoli" besucht, als er abends angekommen, und dann war er von ein paar Deutschen verführt worden in eine Art von Chantant, wenn auch besseren Ranges eine Spezialitäten-Bühne in der Vesterbro-Vorstadt, zu gehen. Er sah sich noch mit den beiden Reisegefährten, einem Kaufmann aus Trier und einem pommerschen Gutsbesitzer, die Vesterbrogade hinabschreiten. Das Lokal „Concert du Boulevard" fanden sie bald und ließen sich

dann unmittelbar am Orcheſter auf reſervierten Sitzen nieder.

Zuerſt kam ein däniſcher Komiker, der das Publikum in große Heiterkeit verſetzte. Dann folgte eine ganz vortreffliche Gymnaſtikertruppe. Dem einen Knaben derſelben ſchnellte bei einem doppelten Salto mortale der Schuh vom Fuße und flog ins Publikum. Unter allgemeiner Freude warf ihn ein dicker, flachsblonder Schiffer von der Gallerie herab wieder auf die Bühne. Nun trat eine Liederſängerin auf. Fräulein Dagmar Gjellrup nannte ſie der Zettel. Harff erinnerte ſich noch, wie der Trierer gemeint, Akrobaten ſeien international, nun werde man aber wieder nichts verſtehen. In der That ſie verſtanden kein Wort. Dagmar Gjellrup ſang däniſch, aber wie ſang ſie! Sie hatte eine ſchöne Altſtimme, die mit Glockenreinheit aus der Bruſt drang. Ihr Vortrag war nicht herkömmlich, faſt linkiſch und ungeſchickt kam ſie herein, ihre Verbeugung war nur wie eine Art Zurückſchrecken vor dem Publikum. Harff hörte noch in Gedanken des Kaufmanns Baß: „Na, das kann gut werden!“ — Sie beendete ihren Geſang eigentümlich, er verlief ſo im Sande, nur an der Muſik merkte man den Schluß. Harff war wie verzückt geweſen. Die beiden anderen tranken gemütlich ihr Bier aus. Aber die Dänen hatten Gefühl für ſolch ſchwärmeriſche Lieder, ſie klatſchten eifrig Beifall. Der Vorhang, der ſich geſenkt, ging wieder in die Höhe: dasſelbe eigentümlich linkiſche Herauskommen. Nicht einmal vor die Mitte trat ſie, ſie blieb an der Seite ſtehen, als ſei ihr alles Äußerliche ganz einerlei. Sie ſang ein ſchwediſches Lied. „Per Svinaherde“ ſtand auf den Noten der zweiten Geige, die Harff überſehen

konnte. Der Kehrreim war immer: „Köm falla—ley, falla—la—ral—la—la—ley ley—ley, und vom „la“ ab ſanken die Töne hinab, bis das letzte verzitternde „ley“ herauskam wie das Grundbeben der Orgel, wenn die Baßregiſter gezogen . . . .

Harff hatte, während er darüber ſann, unwillkürlich das ſchwermütige Schwedenlied vom Per Svinaherde angeſtimmt und leiſe geſummt . . . . ſein Kopf war auf die Tiſchplatte geſunken.

Aber ſein Träumen ging weiter: Wieder dröhnender Applaus. Sie ſang etwas Neues. Die drei Deutſchen trauten ihren Ohren nicht: etwas Deutſches. Sie blickten auf den Zettel: „Fräulein Dagmar Gjellrup, internationale Liederſängerin“, ſtand allerdings dort.

Der Kaufmann aus Trier war aufmerkſam geworden. Sie ſang das faſt „abgedroſchene“ Lied aus Boccaccio: „Hab' ich nur Deine Liebe. . . . .“

Doch das klang nicht verbraucht, es kam mit einer Gefühlsinnigkeit, einem Ausdrucke heraus, daß Harff meinte, ein neues Lied zu vernehmen. Als ſie geendet, großer Jubel. Auf die ſonſt nicht Deutſch liebenden Dänen hatte das Lied Eindruck gemacht. Am meiſten — in faſt unangenehmer Weiſe — hatte der Trierer gelärmt, was Harff veranlaßte, ſich bald zu empfehlen: die Geſellſchaft des flachen Kaufmannes war ihm zuwider geworden, mochte ſich der Gutsbeſitzer allein mit ihm abfinden . . . .

Nun gingen an ihm die Bilder nur noch wie im Fluge vorbei: wie er jeden Abend ſeines Aufenthaltes in jenes Spezialitäten-Theater auf der Veſterbrogade gegangen, wie er dann eines Morgens mit demſelben

Dampfer wie die Sängerin vom Hafen nach Skodsborg gefahren und ſie dort angeredet hatte. Wie ſie ihn hatte abfallen laſſen und erklärt, daß er ſich wohl in der Perſon irre. Wie ſie dann ſchließlich doch mehrmals zuſammengetroffen. Wie ſie ſich endlich in allen Ehren getrennt, er ihr ſeine Adreſſe gegeben und ſie gebeten, ihm einmal zu ſchreiben. Sie hatte es nicht gethan, obgleich er ſo ſehnlich einen Brief erwartet, nicht gethan, bis heute . . . .

Da lag der Brief vor ihm . . . . er fuhr auf und las nochmals dieſe Zeilen mit ihrer ungeſchickten Ausdrucksweiſe. Und es erwachte von neuem, was in ihm ſeitdem unbewußt geſchlummert: die Liebe!

Er redete ſich zwar alles mögliche ein, um ſich künſtlich dieſem Banne zu entringen. Gegen ſeine beſſere Vernunft ſagte er ſich, daß dieſe Dagmar Gjellrup ſchließlich doch auch nichts anderes ſei, als die meiſten ihres Standes, daß ihre Moral doch wohl kaum auf feſteren Füßen ſtünde! Dann verlachte er ſich, ſich innerlich ſo gefangen nehmen zu laſſen von einer . . . . „Tingeltangelöſe“, wie er ſie nannte. Doch von ſeinen eigenen Beruhigungsverſuchen, von den Ergebniſſen des Verſtandes war er nicht völlig überzeugt: im Grunde des Herzens meinte er, dieſe könne, würde, müſſe eine Ausnahme ſein. Nur dieſe, dieſe eine. Aber dann ſprach das Gehirn: das iſt der alte Schwindel, das denkt ja jeder in jedem einzelnen Falle jedesmal wieder!

„Bah“, meinte er, „behandeln wir ſie danach, keine Betrachtungen, nur die That. Wir werden's ja ſehen . . . .“

Er ging über den Korridor dem hinteren Teile der Wohnung zu, wo ſein Burſche ſchlief und rief ihn:

— Nietzſchner! — — Nietzſchner!!

Der Verſchlafene ſtöhnte:

— Wa, was?

— Nietzſchner! — rief Harff noch einmal.

— Herr Leutnant! — antwortete nun der Schläfer und fuhr in die Höhe.

— Schnell, ſtehen Sie mal auf! Geben Sie mir Civil. Regenmantel, Civilhemd!

Nietzſchner ſprang aus dem Bett, und ſein Herr ging in ſein Zimmer zurück, da er ihn wach genug ſah, um nicht befürchten zu müſſen, daß er ſofort wieder einſchliefe. Er ſuchte unter dem Bücherwuſt neben dem Schreibtiſch das Kursbuch hervor und blätterte darin. Ein Uhr fünfzehn Minuten ging der Nachtkourierzug nach Berlin, mit dem konnte er nicht fahren, da ihn die Berliner Gäſte alle benutzten. Zwei Uhr dreißig, Bummelzug freilich, aber das war der richtige. Er ſah nach der Uhr, es war noch viel Zeit, doch wach mußte er bleiben, denn auf den Wecker und den Burſchen war nicht zu zählen. Zu ſchlafen hätte ja auch kaum der Mühe gelohnt. Er ſtellte die Lampe auf einen kleinen Rauchtiſch, neben die Ottomane, ſteckte ſich eine Cigarre an und ſuchte nach einem Buche. Doſtojewskis „Raskolnikow" griff er heraus. Da kam Nietzſchner mit dem Civil herein:

— Hier, Herr Leutnant, oder im Schlafzimmer?

— Geben Sie her.

Nach kurzer Zeit war er umgezogen.

— Die Reiſedecke, Herr Leutnant? — fragte der Burſche.

— Der Mantel iſt dick genug. Und dann gehen Sie zu Bett.

Nietzſchner verſchwand geräuſchlos.

— Ich komme morgen abend erſt zurück, mit dem Nachtzuge, — rief ihm Harff nach.

— Zu Befehl, Herr Leutnant!

Dann ſtreckte Harff ſich aus und verſuchte einmal wieder in dem genau gekannten „Raskolnikow“ zu leſen. Aber ſo ſehr ihn ſonſt die gewaltige Dichtung des Ruſſen jedesmal von neuem gefeſſelt, heute vermochte er nicht zu folgen. Seine Gedanken waren bei Dagmar Gjellrup, und wenn Harff auch das Buch wieder aufnahm, er wußte doch nicht recht, was er las. Schließlich klappte er es zu, legte es fort und überließ ſich, den Rauch der Cigarre vor ſich hin blaſend, ſeinen Gedanken . . . .

So mochte Harff wohl über eine Stunde geträumt haben, als er auffuhr und nach der Uhr ſah. Es war Zeit. Er wuſch ſich, zog den Mantel an, nahm den Schirm in die Hand und verließ ſeine Wohnung, um nach dem Bahnhof zu gehen. Unterwegs kam ihm ein Krümperwagen entgegen. Er konnte nicht unterſcheiden, wer darin ſaß, denn die Scheiben waren angelaufen, aber er zog den Hut tiefer in das Geſicht, in der Befürchtung erkannt zu werden. Nachdem er ſich am Schalter ein Billet gelöſt, wartete er, den Kiesweg längs der Schienen entlang ſchreitend. Keine Menſchenſeele war zu ſehen. Der Zug hielt nur bei Bedarf. Nun kam die Lokomotive gebrauſt, keuchend den Dampf die Strecke hinausjagend. Der Zug hielt. Der Maſchiniſt beugte ſich über die Schlußkette des Aufſtieges und blickte an den Wagen hinunter.

— Erſte, Berlin! — ſagte Harff zum Schaffner.

— Hier.

Da kam noch jemand gelaufen. Es war Bodhem.

— Schnell, Herr Graf, es iſt ſchon abgeläutet, — rief der Schaffner, der Bodhem zu kennen ſchien, und ſchob ihn in Harffs Wagenabteil.

— Sieh da, ſieh da, Timotheus! — rief Bodhem lachend, als er den Freund bemerkte. — Ei, ei, auch Du, mein Sohn Brutus?

Harff fragte gezwungen:

— Warum nicht?

— Nu, ick wundere mir man bloß, — iſt ja ausgezeichnet, da fahre ich nicht allein, Was willſt Du denn in der Metropole der Intelligenz?

— Ich habe zu thun, — wich Harff aus. Er wollte mit dem wahren Grunde nicht herausrücken. Bodhem ſagte, er müſſe nach Charlottenburg—Weſtend, um in einem Rennſtalle einen Hengſt zu beſehen, den er kaufen wollte. Das mochte ſich auch ſo verhalten, denn in der Woche hatten ſie immer Dienſt, da war es nicht möglich früh draußen zu ſein. Dennoch war Harffs Verdacht wohl berechtigt, ein weibliches Weſen könnte es Bodhem angethan haben, denn in dieſem Punkte war jener ſchwach, aber er wagte, wie er wohl ſonſt gethan haben würde, im Gefühl der eigenen Befangenheit nicht zu fragen.

Die Unterhaltung ſtockte eine Weile, dann ſagte Bodhem plötzlich:

— Was hatteſt Du nur heute, Du warſt ja bei Tiſch der reine ausgebuddelte Ramſes der Zweite, keinen Ton!?

— Ach, nichts weiter, ich war ein wenig verſtimmt! — entgegnete Harff. Und um das Geſpräch abzulenken:

— Du ſchienſt ja heute mit der Witwe wie losgelaſſen!

— Ja! was ich ihr heute wieder für Sachen geſagt habe! Sie antwortete bloß immerfort: ‚Graf Bodhem!‘

— Eigentlich kann ich ſolche Frauen nicht leiden. Mir kommen ſie vor wie ein Zug, der immer am Entgleiſen iſt! Eine Dame darf ſich nicht zu ſolchem Geſpräch hergeben, ſonſt iſt ſie eben keine Dame mehr! —

— Nun ja, heiraten möchte ich ſo eine nicht, aber ſie iſt doch ganz ſcherzhaft! Haſt Du übrigens bemerkt wie ſteif ſie der Oberſt behandelt? Der kann dieſes Weſen „ſo am Abgrunde hin,“ unter ſteter Gefahr auszurutſchen und doch mal hineinzufliegen, nicht leiden!

— Geradezu gegen ſie etwas ſagen kann man ja nicht, da muß ſie denn auch als Gutsnachbarin eingeladen werden!

— Für mich. Allein ſchon aus Rückſicht für mich, — ſcherzte Bodhem.

Das Geſpräch erſtarb allmählich, und bald wachte Harff nur noch allein, ſein Gegenüber war eingeſchlafen. Er aber konnte die Augen nicht ſchließen: er dachte unausgeſetzt an Dagmar Gjellrup!

Endlich langte der Zug auf dem Anhalter Bahnhofe an. Bodhem erwachte. Sie ſtiegen aus, faſt als die einzigen Paſſagiere.

— Wenn Du übrigens Zeit haſt, ich eſſe um fünf im Monopol-Hotel! — meinte Bodhem, als ſie ſich trennten. Harff zuckte die Achſeln:

— Vielleicht, ſonſt jedenfalls heute abend elf Uhr fünf. Der andere nickte und war kurz darauf über die Haupttreppe verſchwunden. Harff ging rechts hinunter, nahm ſich eine Droſchke und rief dem Kutſcher zu:

— Central-Hotel, Friedrichsſtraße!

Eine halbe Stunde darauf lag er in einem behaglich durchwärmten Zimmer im Bett. Die Natur machte ihr Recht geltend, er ſchlief. Um acht Uhr hatte er zu wecken befohlen. Halb neun Uhr ſtand er fix und fertig im Speiſeſaal, zum Frühſtück. Durch die Glasſcheiben, die nach dem Wintergarten gingen, konnte er in dieſen Rieſenraum hinunterſchauen. Augenblicklich ſah es dort nicht ſehr einladend aus, es wurde reingemacht: Tiſche und Stühle ſtanden durcheinander. Die Logenreihe vorn und an der Brüſtung des faſt ganz unter die Bühne geſchobenen Orcheſters war der Schonung halber mit Tüchern verhangen, über ihr, gegenüber, gähnte der Bühnenraum, deſſen große, rote, goldbemalte Gardinen zurückgezogen waren. Dort ſollte Dagmar .... Seine Gedanken waren wiederum bei ihr. Wie oft war er in dieſem Saale geweſen, ſelten zwar zur Vorſtellung, denn eine Neigungen lagen nicht auf jenem Gebiete, aber bei einzelnen Ballfeſten. Seitdem er Offizier geworden, hatte er regelmäßig den Bühnenball beſucht, der in dieſen Räumen unter Hinzuziehung der Hotelſäle abgehalten wurde.

Schnell nahm er das Frühſtück ein, dann ging er nach der anderen Seite des mächtigen durch das Hotel gebildeten Häuſervierecks. Auf der Dorotheenſtraße befand ſich der eigentliche Eingang zum Saal, und auf dieſer Straße ſollte ſie ja auch wohnen. Er fragte — ihm klopfte das Herz dabei — den dort an der Thür lehnenden Portier nach der Wohnung von Fräulein Dagmar Gjellrup.

— Is mir nich bekannt! Wat ſoll die Dame denn ſint?

— Sie iſt vom erſten März ab hier engagiert! Wintergarten!

— Ach ſo! — meinte der Cerberus und wühlte dabei in ſeinem ſchmutzigen Taſchenbuche. — Ja woll, det ſtimmt, heute abend zum erſtenmal . . . er blätterte . . . — warte mal, warte mal! Alſo richtig, hier habe ick et jefaßt, Dorotheen . . . . — er nannte keine Nummer, ſondern zeigte auf ein Haus ſchräg gegenüber — da is 's zwee Treppen rechts bei — er blätterte wieder — warte mal, warte mal, Frau, — er hielt das Buch weit von ſich entfernt, — Hänſel. Richtig, da wohnt det Fräulein!

Harff war bei der langen Auseinanderſetzung ungeduldig geworden. Nun griff er in die Taſche und gab dem Portier ein Fünfzigpfennig-Stück. Dieſer beſah es, lüftete ein wenig die Mütze und ſagte:

— Danke, Herr Jraf! Soll ick Ihnen beſleiten?

Harff lehnte ab, indem er auf das bezeichnete Haus zuſchritt. Bald war er oben. Richtig: „Hänſel" ſtand an der Thür. Er klingelte. Eine beleibte Dame erſchien.

— Wohnt Fräulein Gjellrup hier?

Die Dicke ſah den Frager von Kopf bis zu Fuß an, ihre Mienen erheiterten ſich, da die Muſterung zur Zufriedenheit ausgefallen zu ſein ſchien, und ſie ſagte mit unangenehm blecherner Stimme in abgeſchliffen thüringiſchem Dialekt:

— Cha wohl, ſeit geſtern, ich weeß nich, ob das Freilein aber ſchon zu ſprechen ſein wird, es is noch ſo frihe!

Dabei beſah ſie ihr Morgenkleid.

— Dann komme ich wieder!

Die Dicke ſchnitt ab mit den Worten:

— Nu, mei guter Herre, ich wer mal ſehen! Derfte ich vielleicht um Ihren werten Namen bitten?

— Harff.

— 's iſt mer eene Ehre.

Sie knixte und verſchwand.

Es dauerte auch gar nicht lange, ſo erſchien ſie wieder, indem ſie gegenüber eine Thür öffnete:

— Das Freilein läßt bitten!

Er trat ein. Die Dicke lauerte noch einen Augenblick, dann ſchloß ſie hinter ihm. Harff war allein im Zimmer, einem kleinen, reinlichen, netten Gemach mit zwar alten, doch nicht übermäßig verbrauchten Möbeln. Da rauſchte es, Dagmar ſtand vor ihm:

— Das iſt ſchön, ak, das iſt hübſch. Gleich gekommen!

Sie ſtreckte ihm die Hand hin. Er antwortete nichts, ſondern betrachtete ſie nur. Ja, ganz ſo wie vorigen Sommer! Dieſelbe ſchmächtige, doch nicht magere Geſtalt, dasſelbe goldblonde Haar, dieſelben blauen Augen. Das ganze Geſchöpf ſah ſo unberührt aus, daß man niemals die Chanſonettenſängerin vermutet hätte.

— Was iſt denn? — fragte ſie, da er ſtumm blieb.

— Warum haben Sie denn nie geſchrieben?

Sie ſchlug die Augen zu Boden:

— Weil .... weil .... nun .... wäre es nicht ſonderbar geweſen?

— Sonderbar? — kam es ſchüchtern von ſeinen Lippen.

Sie waren beide verlegen.

— Ich habe doch geſchrieben!

— Ja, aber erſt jetzt, ſo ſpät!

Sie ſchwiegen wieder. Wie ſie hereingekommen, ſtanden ſie noch, ſie hatten nicht ans Niederſetzen gedacht.

— Aber nur nicht trauri ſein, — ſprach ſie und ergriff ihn bei der Hand, — nicht trauri ſein, denn das habe ich ſchon genug, nun ſoll ich ſehr luſti ſein, Herr Harff, ſehr luſti! wiſſen Sie!

Sie machte in ihrem Deutſch wohl ab und zu einen Fehler, aber doch verhältnismäßig nicht oft, nur Wortſtellung und Ausdrucksweiſe waren häufig undeutſch. Die Ausländerin bemerkte man an der Ausſprache mancher Konſonanten, vor allem des „ſ“, das in ihrem Munde ſtets wie „ß“ klang. Das „ch“ und „ſch“ verſagte ihr völlig.

— Nein, — meinte er, — wir wollen luſtig ſein! Aber nun die Wahrheit! weshalb haben Sie denn Ihr Verſprechen nicht gehalten und nicht geſchrieben?

Sie ſah ihn eine Weile ſtumm an, dann ſagte ſie:

— Ich kann ſlecht ſchreiben. Das Schreiben weiß ich nicht, das iſt im Deutſch ſo ſchwer, nnd dann und ....

— Nun?

Er ſah ihr in die Augen nnd faßte ſie bei der Hand.

— Sie ſollten nicht eitel ſein! — fuhr ihr heraus.

— Eitel?

Er verſtand nicht. Plötzlich ward es ihm klar, was ſie damit meinte, ſie wollte nicht verraten, daß ſie noch an ihn dachte. Und er rief:

— Ach, warum ſollten Sie ſich meiner nicht mehr erinnern?

— Die Männer .... wie ſagt man .... ſie bedeuten das ....

Er wußte nicht, was ſie meinte, konnte ihr daher nicht helfen.

Sie fand es ſelbſt:

— Die Männer legen es falſch aus und glauben, wenn eine Mädchen an ſie denkt, ſo muß ..... ſo muß ..... ſie .....

— Ihn lieb haben?

— Jä!

— Wäre das ſo ſchlimm?

— Für eine Mädchen wie ich, jä!

— Was meinen Sie damit, ein Mädchen wie ich?

— Nun ak, — ſie wandte ſich mit einem Laute des Ekels ab und ſah zum Fenſter hinaus. Dann fuhr ſie fort:

— Wer ſoll eine Spezialitätenſangerin lieben! Die ſind ja zu kaufen, und die Liebe ..... was hat die Liebe dabei zu thun!

Er wußte nichts darauf zu erwidern. Nein, dieſes Mädchen war doch rein!

Die Folgerungen, die voreingenommenen, bereits fertigen Schlüſſe des Verſtandes ſchwanden ihm wieder, und ſein Herz ſprach: „Sie, ſie iſt anders, ſie iſt rein.“ Es drängte und trieb ihn, zu ihr zu treten und zu ſagen: „Hier ſteht einer, ich, ich liebe Dich!“ Aber er fand nicht den Mut dazu und fürchtete, daß ſie ſeine Worte nur als raſch hingeworfene Äußerung des Mitleidens und der Entgegnung auffaſſen würde. Liebte er ſie denn wirklich? Zum erſtenmal legte er ſich die Frage vor, ſie verließ ihn nicht mehr, aber er konnte ſie in ſeinem Innern nicht entſcheiden. Noch war er nicht imſtande, damit fertig zu werden.

Sie drehte ſich um, als ſei nichts vorgefallen, und ſprach:

— Wollen wir denn nicht luſti ſein? Sie haben es doch verſprochen? Und ich bin ſo unarti und habe Ihnen noch nicht Sitzen angeboten. Sitzen Sie ſich doch!

Sie ging mit dem Beiſpiel voran, auch er nahm Platz. Nun begann er ſie zu fragen, wie ſie plötzlich zu dem Entſchluſſe gekommen ſei, hierher nach Berlin zu gehen. Da erzählte ſie ihm, ihre Eltern wären geſtorben, ihr Vater ſei Schuhmacher in Lilleröd geweſen, ihre Mutter eine Schleswigerin, weiter habe ſie niemand auf der ganzen Welt gehabt, ſei auch nun niemand mehr Rechenſchaft ſchuldig. Ein Agent in Kopenhagen habe ihr dieſes Engagement vorgeſchlagen, gern habe ſie es angenommen, da ſie hohe Gage und Reiſeentſchädigung erhalten. Von ihrem Vater habe ſie zwar, was ſie niemals erwartet, eine kleine Summe geerbt, aber ſie müſſe doch an ihre Zukunft denken und weiter auftreten. Nun habe ſie einen Plan gefaßt, da ſie nämlich jetzt einigermaßen die Mittel dazu beſitze, hier in Berlin regelrechten Geſangsunterricht zu nehmen. Der Kapellmeiſter in Stockholm, wo ſie doch nur im Chor geſungen, habe es ihr dringend angeraten. Es ſei ſchade um die „prachtvolle Stimme", ſagte ſie ohne Ziererei. Und dann ſei ihr doch auch das Leben an den Spezialitätenbühnen zuwider. Sie habe nur Angſt zur Bühne zu gehen, wegen ihres ſteifen Weſens:

— Ich bin nun ganz gewiß nicht graziös, das bleibt mir ſehr ſchwer, dann bin ich nur geweſen in der Volksſchule in Lilleröd!

So plauderte ſie und konnte kein Ende finden. Der

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Mann ihr gegenüber war ja so gut gegen sie gewesen, nie ungeziemend, wie die anderen Herren alle, nie mit einem rohen oder zweideutigen Worte bei der Hand, wie ihre Kollegen!

Harff saß dabei, er hörte ihr zu, das Mahnen des Verstandes verblaßte mit jedem Worte, das sie sprach, sein Herz pochte, es jagte ihm das Blut durch die Adern, und alle seine Vorsätze sie wie andere zu behandeln, alles, alles schwand, nur eines blieb und wuchs und wuchs, an Kraft sich steigernd von Minute zu Minute: die Leidenschaft.

Als er aufstand, war es schon Mittag. Die Zeit war im Fluge verronnen. Sie aß bei ihrer Wirtin, und er mußte gehen. Er fragte:

— Wann darf ich wiederkommen?

— Wollen Sie heute wiederkommen? Haben Sie um mich so viel Zeit? — sagte Dagmar und sah ihn dabei an, als meinte sie: „Du kannst ja kommen, wann du willst, für Dich bin ich immer zu Haus!"

Er griff nach ihrer Hand, die sie ihm nicht entzog.

— Heute um fünf Uhr? — lautete ihre Frage.

Einen Augenblick schoß es ihm durch den Kopf, daß fünf Uhr grade die Zeit war, wo Bodhem im Monopol-Hotel essen wollte, und er versprochen, möglicherweise zu kommen. Aber was gingen ihn die anderen an!

— Ich bin da, — rief er.

Sie reichte ihm von neuem die Hand, er zögerte und zweifelte einen Moment, ob er sie küssen solle, dann dachte er aber „konventionell" und ließ es sein. Er ging.

Als er auf der Straße stand, überlegte er wohin.

Ziellos ſchritt er nach der Friedrichſtraße und, dem Menſchenſtrome folgend, auf dieſer weiter den Linden zu. Er bildete ſich ein, er müſſe einen ganz roten Kopf haben, und alle Menſchen müßten ihm ſeine Gemütsſtimmung anſehen. Aber niemand achtete auf ihn. Je näher er den Linden kam, deſto mehr wuchs die Zahl der berufsmäßigen Sonntagsbummler. Als er auf dem breiten Mittelwege der Straße ſtand, flutete es um ihn herum, als ſei heute ein beſonderes Ereignis zu erwarten. Er ließ ſich auf dem Bürgerſteige, auf der Seite des Café Bauer, von der Menge treiben. Ab und zu begegnete er einmal einem Offizier, einem „Kamerad aus der Provinz", einem „Kommandierten" mit der Frau am Arme. Bekannte traf er nicht, und das war ihm gerade recht. Als er ſo ein paarmal den Weg von der Friedrichſtraße bis zum Pariſer Platz und zurück durchmeſſen, fing es an, ihm langweilig zu werden. Er blickte nach der Uhr: ſchon halb zwei. Nun überlegte er wo er eſſen wollte. Er rechnete rückwärts: fünf Uhr bei ihr, alſo etwa halb fünf aus dem Reſtaurant fort, zum Eſſen anderthalb Stunden, folglich etwa drei Uhr eſſen. Noch anderthalb Stunden Zeit. Er ſann nach, wie er dieſe unterbringen ſollte, und ſo in Gedanken fand er ſich plötzlich wieder auf dem Wege nach der Dorotheenſtraße. Nur das Haus von außen wollte er betrachten. Bald ſtand er davor. Um beſſer ſehen zu können, ging er auf die andere Seite der Straße. Er zählte die Fenſter ab und berechnete, welches das Zimmer geweſen ſein mußte, in dem ſie ihn empfangen hatte. Ob ſie vielleicht oben ſtand und hinaus ſah? Nein, nichts zu entdecken, dazu war noch ein Blumentiſch an dem einen Fenſter an dem

anderen ſtanden, wie er ſich erinnerte, bunte Glasvorſetzer. Recht geſchmacklos, aber daran war ja die Wirtin ſchuld! Er dachte daran, ihr zu raten die Vorſetzer fortnehmen zu laſſen, ſie paßten nicht zu ſeiner Dagmar! Dagmar? Er nannte ſie in Gedanken beim Vornamen und wurde ſich jetzt bewußt, daß er ſie innerlich immer ſo geheißen. Nicht „die Gjellrup", wie man ſonſt gewöhnlich zu ſagen pflegte. Dagmar war doch ein hübſcher Name, er klang ſo abſonderlich, ſo .... ſo, genug ſo eigen, anders wie etwa: Marie oder ... Dagmar, eigentlich faſt männlich dieſes „ar". Er beſann ſich, wie er zum erſtenmal den Namen gehört oder in den Zeitungen geleſen, die eine däniſche Prinzeſſin hieß ja ſo, da hatte er über das „ar" gelacht ....

Er ſtand immer noch auf der Straße und blickte hinauf. Zwei Droſchkenkutſcher am Halteplatz neben ihm begannen ſchon aufmerkſam zu werden. Harff ging weiter, er befürchtete einen Auflauf, das war bei dem neugierigen Volke ſo leicht, noch dazu Sonntags, wo keiner etwas zu thun hatte. Am Eingang des Wintergartens blieb er ſtehen: richtig, da klebten ſchon die Anſchlagzettel für heute Abend. „Anfang 7 Uhr." Ja! Ja! Sonntags eine halbe Stunde früher, er erinnerte ſich. Er ſuchte ihren Namen. Da ſtand es:

Erſtes Auftreten
der ſchwediſchen Volksliederſängerin
Fräulein Dagmar Gjellrup
aus Stockholm.

Es war fett gedruckt, und „aus Stockholm", dieſer Humbug! Für den Kenner klang doch auch der Name Gjellrup gar nicht ſchwediſch, ſondern däniſch! Harff las es noch einmal. Er verliebte ſich förmlich in das großgedruckte „Dagmar".

— Dagmar, — ſagte er vor ſich hin.

Dann betrachtete er ihre Kollegen. Da war der Bauchredner Monſieur Anatole Berçoit mit ſeinen elektriſchen Puppen, dann die „Flachturnkünſtler" Familie Becker-Eskamilli. Muſikaliſche Clowns, endlich „die engliſchen Hochturnkünſtler Brothers Wainright". Dieſe hatte er einmal vor zwei Jahren geſehen, ja, die waren großartig, aber das andere Volk .... und ewig dasſelbe, immer die gleichen Vorführungen, nur andere Namen! Er wandte ſich ab, während ſein Auge nochmals auf der Ankündigung „Fräulein Dagmar Gjellrup aus Stockholm" einen Moment verweilte, dann warf er noch einen Blick zu ihren Fenſtern hinauf, aber es war niemand zu ſehen. Er nahm ſich eine Droſchke erſter Klaſſe und ſagte dem Kutſcher, er möge die Charlottenburger Chauſſee hinausfahren, dann ſo umdrehen, daß ſie etwa drei Uhr am Reſtaurant „Uhl" unter den Linden wären. Er ſteckte ſich eine Cigarre an und rollte im milden Schein der Winterſonne, die Decke umgeſchlagen, die Hände in den Taſchen des Überziehers vergraben, behaglich im Wagen ausgeſtreckt, dem Brandenburger Thore zu. . .

Punkt fünf Uhr ſtand Harff vor Dagmars Wohnung. Er klingelte. Die Dicke machte wiederum auf.

— Das Freilein läßt ſcheen bitten. Sie erwartet den Herrn? . . . Herrn? — ertönte ihre blecherne Stimme. Aber Harff that der Neugierigen nicht den Gefallen

ſeinen Namen zu wiederholen, ſondern trat ein. Er wurde in dasſelbe Zimmer gewieſen wie am Morgen. Dagmar kam ihm ſofort entgegen:

— So pünktli?

— Ich habe doch nichts zu verſäumen?

Sie bot ihm Platz an.

— Leider iſt nicht viel Zeit. Ich muß um ſechs Uhr und ein halb herüber.

Dann fügte ſie ſchüchtern hinzu:

— Sollen Sie da ſein?

— Aber natürlich, ich muß doch die erſte Vorſtellung erleben! Bin ich nicht in Kopenhagen jeden Abend da geweſen?

— Ja, in „Kjøbenhavn (ſie ſprach es däniſch aus), da waren Sie Fremder, da hatten Sie nichts zu thun, aber hier in der große Hauptſtadt bei Ihnen!

Glauben Sie denn, ich ſei nur ſo zum Zeitvertreib hineingegangen, damals im Sommer in Kopenhagen? — fragte er vorwurfsvoll.

Sie ſchwieg, denn ſie mußte ſich ſagen, daß es doch Intereſſe für ihre Perſon geweſen ſein mußte, was den deutſchen Offizier jeden Abend in das Lokal auf der Veſterbrogade getrieben. . . . .

— Ich habe Angſt für heute Aben — wandte ſie das Geſpräch. — Das erſte Mal in Berlin! Das Berliner Publikum ſoll ſo . . . . ſo unarti ſein und ich weiß nicht ob . . . . . und . . . alſo, ob ich hier ſoll gefallen!

— Nun, Sie müſſen doch jedem gefallen!

— Müſſen? ack das iſt ſehr gutt! Warum müſſen? Nei, das iſt nicht!

Aus ſeinen Augen leuchtete es: „Du ſollteſt jemandem

nicht gefallen, ein ſolches herziges Geſchöpf wie Du?“ Und ſie von Kopf zu Fuß anſehend, ſagte er:

— Sie nicht gefallen?

Sie hatte ſeinen Blick bemerkt und den Sinn verſtanden. Errötend ſprach ſie:

— So nicht, ſo meine ich nicht gefallen, ich kann in der deutſchen Sprache das nicht ſo ſagen und Sie ſagen doch gefallen, das muß aber heißen der Geſang! Verſtehen Sie?

— Ja der Geſang, aber doch auch . . . — Er wollte ſagen das Ganze, was drum und dran iſt, das Auftreten, die Figur, das Geſicht. Wie viele Mädchen ihres Berufes brachten kaum mehr mit als das Äußere, ſo gut wie keine Stimme; dieſe beſaß ſie doch noch dazu . . . Nun wußte er nicht, wie er vollenden ſollte, da entfuhr es ihm:

— Mir gefallen Sie ſo . . . . . wenn da . . . . und die anderen . . . .

Er kam nicht weiter, denn ſie ſah ihn ſo bittend, mit ſolch angſterfüllten Augen an, als habe ſie Furcht vor dem, was kommen könnte. Er ſagte kein Wort mehr, ſondern ergriff ihre Hand. Da bemerkte er erſt, daß ihr Thränen in den Augen ſtanden. Stammelnd fragte er!

— Sind Sie böſe? Was habe ich gethan?

Sie ſchaute ihn an und erwiderte tonlos, flüſternd nur:

— Sie dürfen nicht ſein wie die anderen und eine arme Mädchen . . . . ich weiß die Worte nicht . . . . ſagen was nicht iſt!

— Dagmar!

Er erſchrak. Viel hätte er darum gegeben, dieſes Wort nicht geſprochen zu haben. Mußte es ſie nicht in

ihrer Befürchtung noch beſtärken, wenn er ſie plötzlich beim Vornamen nannte? Aber der Begriff ihres Weſens war für ihn ſo mit dem Namen verknüpft, zuſammengeſchmolzen mit dieſen paar Buchſtaben, daß es für ſein Fühlen blos Notwendigkeit hieß, wenn er ſie Dagmar nannte. Es ſchien ihn nur ſonderbar, daß ihm dieſes Wort nicht ſchon längſt entſchlüpft. Scheu blickte er nach ihr. Aber ſie war nicht gekränkt darüber:

— Alſo Sie wollen kommen heute? ... Und wo ſollen Sie ſitzen?

— Warum wollen Sie das wiſſen?

— Weil es mir Ruhe macht, wenn ich weiß, daß ich jemand kenne, und da will ich zu Ihnen ſingen!

Er war darüber erſtaunt:

— Aber wenn Sie zu mir ſingen, oder alſo ..... wird man das im Publikum nicht bemerken?

— Nei, warum?

— Wenn Sie mich anſehen?

— Ak, ich will Sie nicht anſehen! Nei, ich will zu Ihnen ſingen!

Er verſtand ſie nicht. Sie bemerkte es an ſeinem fragenden Blick.

— Nei! Sie verſtehen nicht! Ich ſehe nie jemand an, wenn ich ſinge, aber ich will zu Ihnen ſingen .... ak .... ja zu .... Ihnen .... ſingen.

Nun begriff er:

— Ach, für mich wollen Sie ſingen!

Sie nickte:

— Alſo, man ſagt ſo — für Sie .... für Sie will ich ſingen!

— Das iſt lieb von Ihnen! — ſprach er, und das Herz ſchwoll ihm vor Glück.

— Nei, das iſt notwendi. Als ich ein Lied, eines von die ſchönen, ak ſo ſchönen ſchwediſche Lieder ſinge, da muß ich doch an jemand . . . muß ich denken an jemand. Und das thue ich immer. Wie ich noch in Kjøbenhavn war, da hatte ich einen ſchönen Mann, an den ſang ich immer die Lieder!

Sie lachte fröhlich dabei.

Siedend ſchoß es ihm zum Herzen . . . . alſo doch!

Sie plauderte weiter:

— Ich wußte nicht, wie er hieß, aber er war Kaptein von dem Dampskib nach Malmö, „Kronprinſeſe“ oder „Kung Oskar II.“, weiß ich nicht mehr. Das war meine erſte Schwärmerei. Für ihn ſang ich immer!

In ſeinen Zügen ſpiegelte ſich etwas von ſeinen Gedanken, die hießen: „Das iſt alſo meine Göttin? — wie die anderen alle!“ Und ſie fragte ihn, was er habe, er mache ja ſo ein finſteres Geſicht! Er gab eine ausweichende Antwort. Aber brennende Eiferſucht ſtieg plötzlich in ihm auf: Wer war dieſer Mann! Wie ſtand ſie zu ihm?

Mit dem feinen Gefühl des Weibes hatte ſie ſofort, wenn auch nicht ſeinen Gedankengang, erraten, ſo doch etwas von dem geahnt, was ihn beherrſchte:

— Ich habe nie geſprochen den blonden Kaptein, nei, nur immer geſehen!

Man merkte Harff noch immer die Spuren ſeiner Erregung an. Sie fuhr fort zu erzählen:

— Und über das Meer gefahren bin ich mit ihm nach Malmö, aber da war ich ſehr nüchtern, als in der Nähe ſah er nicht ſo mehr aus. Denn . . . . — nun

nahm ſie noch einmal den Gedanken von vorhin auf .... — Es iſt doch auf das Dampskib ſtreng verboten, iſt an die Kahütte geſchrieben — daß man nicht ſoll ſprechen mit dem Styrmann und Kaptein! ...

Aber er war noch immer nicht ganz beruhigt, es bedrängte ihn noch. Er hätte fragen mögen, ob ſie ihn ganz vergeſſen, ob ſie noch „zu ihm geſungen", wie ihre Ausdrucksweiſe lautete. Es brannte ihm auf den Lippen, doch er ſchwieg. Er ſchämte ſich. Sie kam ihm zuvor, indem ſie meinte, das ſei nur ſo eine Dummheit von ihr geweſen, denn ſie habe immer ſolchen Ekel vor den Kollegen und vor allem vor den Herren gehabt, die ihre Bekanntſchaft geſucht.

Da ſchmolz die Eiferſuchtsrinde und die Mauer der Vernunft, die er wiederum um ſein Empfinden zu türmen begonnen. Er ſuchte ihre Hand, und küßte ſie. Dagmar zuckte zuſammen:

— Nei nicht, — — wozu?

Die Röte war ihr wieder flammend bis in die Schläfen geſtiegen ....

— Ich hatte Ihnen etwas abzubitten, — ſagte er offen und treuherzig.

— Was?

— Einen Gedanken!

Sie wagte nicht zu forſchen und ſchwieg..... Es klopfte. Dagmar wollte nach der Thür, um nachzuſehen, wer da ſei, da hatte auch ſchon Frau Hänſel neugierig ihren dicken Kopf hereingeſteckt:

— Es iſt Zeit, Freilein.

Sie grinſte dabei, daß ſich der breite, wulſtige Mund von einem Ohr bis zum andern zog, und ſchloß, mit

einem Blicke das Zimmer überfliegend, wieder die Thür. Die Frau war Harff unangenehm, dabei dieſe Art und Weiſe, ohne ein „Herein“ abzuwarten, in die Stube zu platzen! Dagmar jedoch ſchien es nicht zu empfinden. Als ſie nun wieder auf ihn zukam mit dem liebreizenden Lächeln auf den Lippen, da hatte er den unangenehmen Eindruck vergeſſen, er ſah nur noch ſie.

— Haben Sie gehört? Ich ſoll . . . .

Er ſtand auf und blickte nach der Uhr:

— Wann ſehe ich Sie wieder?

— Nach der Vorſtellung gehe ich ganz gewiß ſtracks nach Haus . . . . . kommen Sie nächſte Woche einmal? Söndag? Ich weiß nicht wann Sie . . . .

Er überlegte einen Augenblick:

— Darf ich es Ihnen ſchreiben?

— Jä, alſo Sie ſchreiben; aber wo wollen Sie ſitzen, das haben Sie immer noch nicht geſagt!

— Auf der Eſtrade, oder wir das heißt, da auf der Terraſſe. Man tritt aus den Hotelſälen direkt hinaus!

— Ak, nun weiß ich, ich habe es geſehen bei der Probe: gerade gegenüber von der Bühne!

— Oder ſoll ich näher ſitzen?

Doch ſie ſchnitt ihm das Wort ab:

— Nei, nei, nicht ſo nah!

Sie reichte ihm die Hand. Wieder durchzuckte es ihn: ſollte er ſie küſſen? Doch nein, er hatte ja nichts abzubitten.

Draußen konnte er noch an der Küche den Kopf der Frau Hänſel ſehen, die ihm neugierig nachblickte. Er ſchlug die Thür hinter ſich zu und ging die Treppe hinab.

Um ſieben Uhr ſtand Harff, nachdem er durch die Hotelſäle gegangen, auf der Terraſſe des Wintergartens.

Noch war kein Menſch dort, das Sonntagspublikum benutzte billigere Plätze. Unten im Saal war es ſo voll, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte. Sonntag, und noch dazu der erſte des Monats, mit neuem Programm! Das Orcheſter ſpielte eben einen Marſch. Harff ſetzte ſich an einen kleinen Tiſch ziemlich weit rechts, um nicht gerade dem Eingang gegenüber zu ſein, dicht an die Brüſtung, ſo daß er die im Längsgange des Saales flutende Menſchenmenge beobachten konnte.

Eben erklang das zweite einleitende Muſikſtück. Harff war noch immer der einzige Beſucher der Terraſſe. Er ließ ſich ein Opernglas geben, um Dagmar, wenn ſie erſcheinen würde, auf der immerhin ziemlich entfernten Bühne genau ſehen zu können.

In ſo fieberhafter Aufregung befand er ſich, daß er glaubte, der Kellner mache, indem er ihm das Glas reichte, ein ſpöttiſches Geſicht, als meine er: „Ich weiß ſchon, warum Sie das Glas wollen, nicht etwa das Publikum wollen Sie beſehen. Nein, das iſt Ihnen ja ganz Wurſt! Aber die neue Sängerin!“ Wie um dieſem Gedanken die Spitze abzubrechen, griff er ſcheinbar haſtig nach dem Opernglas und richtete es nach einer beliebigen Stelle im Publikum, als habe er es nur genommen, um dort jemand zu beobachten.

— Ein Programm! — ſagte er zum Kellner, der immer noch neben ihm ſtand. Er ärgerte ſich über den Kerl und bedachte nicht, daß dieſer weiter nichts wollte, als von dem Herrn irgend eine Beſtellung entgegennehmen. Der Befragte legte das Programm auf den Tiſch:

— Wünſchen der Herr etwas zu ſpeiſen?

— Danke!

— Oder zu trinken?

— Ein Glas Bier.

— Bedaure, wird hier nur in Karaffen abgegeben! Darf ich eine Karaffe bringen?

— Jawohl, — brummte Harff ärgerlich.

Wegen des dummen Kellners verpaßte er womöglich das Auftreten. Er ſah auf das Programm: Nr. 1 und 2 Muſikſtücke, Nr. 3 Herr Fritzi Gumpendorfer, Wiener Volkshumoriſt, Nr. 4 Familie Becker-Eskamilli, die beſten Flachturnkünſtler des Kontinentes, Nr. 5 Auftreten der ſchwediſchen Volksliederſängerin Fräulein Dagmar Gjellrup aus Stockholm, zum erſtenmal in Deutſchland. — Weiter las er nicht, ſeine Augen verweilten nur immer auf dem einen Namen, den er ſchon heute mittag auf dem Anſchlagzetteln draußen am Dorotheenſtraßeneingang verſchlungen, auf dem Namen: „Dagmar".

Er verpaßte vollſtändig den Wiener. So war er in Gedanken, daß er förmlich erſchrocken in die Höhe fuhr, als eine Klatſchſalve ſein Ohr traf. Der Vorhang ging wieder auf, der Humoriſt ſang noch etwas. Der Kellner kam mit dem Bier, eine ganze Weile räumte er unnötigerweiſe auf den Tiſch herum. Die Akrobaten, hier „Flachturnkünſtler" genannt, traten auf. Sie waren allerdings ausgezeichnet, hatten ſich ja auch beſcheiden den Namen der „beſten des Kontinents" beigelegt. Auch ſie wurden gerufen, machten noch ein paar Schlußſtücke, dann kam eine Pauſe.

Nun war ihre Nummer an der Reihe. Harff war innerlich erregt wie ein Kind. Um es zu verbergen, blickte er unausgeſetzt im Saale umher. Bekannte entdeckte er nirgends, das war ihm eine Erleichterung.

Der Kapellmeiſter klopfte auf. Ein ſchwermütiges, eigentümlich geſetztes Lied begann. Nun mußte ſich der Vorhang heben. Da erſchienen ein paar Damen und Herren in der Thür ſchräg hinter ihm. Offenbar Franzoſen oder Belgier. Sie unterhielten ſich laut. Harff war wütend, nun ſollte ihm auch der Eindruck geſtört werden! Er drehte ſich mit einem nicht mißzuverſtehendem Blicke nach den Neuankömmlingen um. Sie ließen ſich an einem Nebentiſche nieder.

Die Gardine teilte ſich, mit einem Moll-Akkord, ſchloß das Orcheſterſpiel ab. Dagmar trat herein. Genau wie damals in Koppenhagen: eigentümlich ſchüchtern, mit ihrem nachläſſigen Gange, der faſt etwas Linkiſches hatte. Sie begann zu ſingen ohne übliche Verbeugung, noch während ſie im Schreiten war. Zuerſt ſchien das Publikum nicht ſonderlich begeiſtert, aber es blieb doch ſtill, nur ab und zu klappte einmal ein Bierdeckel. Harff hatte das Opernglas an die Augen geſetzt und betrachtete Dagmar unaufhörlich. Dieſe ebenmäßige Geſtalt, dieſe Arme voll und rund, dennoch ſchlank, die Bruſt gewölbt, die Taille ſchmal, nnd dieſes wunderſchöne dichte, blonde Haar! Vielleicht hatte ſie etwas große Hände, aber das entging ihm, ihm, der an ihr keinen Fehler mehr ſah. Allerdings trug ſie weiße Handſchuhe. Das Kleid war nicht beſonders günſtig gewählt. Darauf ſchien ſie ſich nicht ſo recht zu verſtehen. Sie hielt einen ſchwarzen Fächer in der rechten Hand uud ſchlug beim Singen die linke darüber. Auffallend mußte es bei einer Sängerin wie ſie ſcheinen, daß ſie keinen Schmuck angelegt hatte. Und nun ſang ſie ihr Volkslied mit ſeiner einfachen, ergreifenden Melodie, die ſo unendlich traurig klang, ſich

faſt nur in halben Tönen bewegend. Es ſchloß mit einer Frage, als müſſe noch etwas hinterher kommen, als ſei es noch nicht zu Ende. Dennoch ſchwieg die Muſik. Harff kannte das Lied, ſie hatte es auch in Kopenhagen geſungen und ihm überſetzt. Der Kehrreim, die Frage hieß ſoviel als: Liebſt du mich nicht?

Harff war beſorgt um die Wirkung. Mußte das Publikum nicht denken: Was ſoll die Frage, wir verſtehen ſie ja nicht? Aber es machte dennoch Eindruck, zwar nicht im erſten Augenblick, denn ſchon war der Vorhang wieder zuſammengerauſcht, ohne irgend welchen Laut. Erſt ſpät kam der Beifall. Doch niemand erſchien. Die Berliner ließen nicht nach: das Orcheſter mußte wieder beginnen, ein anderes Lied. Harff erkannte es ſofort: „Per Svinaherde," mit dem endenden Köm—falla—la—ley—ley—ley—. Er feierte Erinnerungen: das war das Lied, das er damals von ihr gehört. Beide Ellbogen ſtemmte er auf den Tiſch und hielt das Opernglas empor. Keine Bewegung durfte er verlieren. Am Schluß, als ſie kaum geendet — Harff hörte jemand unter ſich ſagen: „Herr Gott, die Tiefe!" — raſender Beifall. Sie machte eine Art Verſuch, ſich zu verneigen, was eigentlich ſonderbar ausſah. Am Nebentiſch ſagte eine der Fremden:

— Mais, mon Dieu, comme elle est maladroite.

Harff hätte es ebenſogut hören müſſen wie das Beifallswort von unten, er bemerkte es nicht, es ſchien als ob ſeine Organe inſtinktiv nur dem Lobe Dagmars geöffnet wären.

Nun rief ſie dem Kapellmeiſter etwas zu, er konnte deutlich ihre Lippen bewegen ſehen. Dann kam: „Hab ich nur Deine Liebe!" Da fiel es Harff ein, wie ſie

vorhin geſagt, ſie wolle zu ihm ſingen. Und täuſchte er ſich nicht, ſo ſchoß ein Blick von ihr zu ihm herüber: an ihn war das Lied gerichtet. Aber mußte er ſich nicht geirrt haben, hatte ſie nicht beſonders betont, daß ſie niemand im Publikum anſehen wolle? Es niemals thäte? Irgend wo mußten ihre Augen doch bleiben . . . . . wiederum ſchien es ihm, als ob ein Blick ihn geſtreift.

Dagmar hatte geendet. „Bravo!“ tönte es laut, „Bravo!“ Das deutſche Lied hatte Begeiſterung geweckt, man faßte es als Artigkeit der Schwedin gegen die Berliner auf. Wie gut war die Ausſprache! Damit hatte ſie gewonnenen Boden. Sie erſchien noch ein paarmal, wieder mit ihrem halb verlegenen Verneigen, das wie ein Zurückſchrecken vor der klatſchenden Menge ausſah. Man hätte es faſt für einſtudiert und abſichtlich halten können, ſo eigentümlich war es. Harff dünkte es ſo entzückend, ſo . . . . er fand keinen Ausdruck dafür. An Klatſchen dachte er nicht, er mußte ſie nur immer betrachten. Als der Vorhang längſt wieder geſchloſſen war, und ein Teil des Publikums, ſie immer noch rief, nahm Harff mechaniſch daran Teil: er ſchlug ein paarmal die Handflächen gegen einander. Dann fiel es ihm ein, daß jemand es bemerken könne und ſeine Schlüſſe daraus ziehen! . . . . Lächerlich, wer wußte überhaupt von ihm und ihr!

Er ſah auf den Zettel, ſie trat nicht wieder auf. Das Weitere hatte kein Intereſſe für ihn, ſo beſchloß er zu gehen. Doch im ſelben Augenblick bildete er ſich wieder ein, es könne auffallen, wenn er gleich nach ihrem Auftreten aufbräche. . . . . Da zögerte er denn und nahm ſich vor, noch die drei Nummern bis zur Pauſe mitanzuhören.

Der Bauchredner Monſieur Anatole Berçoit beendete ſoeben ſeine Vorführung unter allgemeinem Gelächter. Harff rief nach dem Kellner:

— Zahlen.

Da legte ſich eine Hand auf ſeine Schulter, und als er ſich umdrehte, blickte er in Bodhems fröhliches Geſicht.

— Das iſt aber ein Ereignis! Du im Tingeltangel? Übrigens, warum biſt Du nicht zu Tiſch gekommen, das halbe Regiment hatte ſich verſammelt!

Harff wollte ſich ſchon zu einer Ausrede rüſten, doch Bodhem wartete gar nicht die Antwort ab, ſondern fuhr fort:

— Die anderen ſind übrigens ſchon wieder zurückgefahren nach dem alten braven Sandneſte, bloß der Prinz nicht, der traf noch Verwandte. In zehn Minuten iſt er auch hier!

Harff verdammte die unglückliche Idee, die er gehabt, noch hier zu bleiben. Bodhem ſetzte ſich:

— Du wollteſt wohl ſchon gehen, — iſt's ſo ledern? Natürlich komme ich gerade zur Pauſe. Lächerlich, wo und wann ich hinkomme, immer Pauſe!

— Haſt Du den Hengſt gekauft? — fragte Harff.

— Natürlich, großartiges Tier, wenn ich nicht Pech habe, ſoll mir der „Damenpreis, gegeben von Damen des Sendenberger Reitervereins", — nicht entgehen. Die Witwe hat ja auch beigeſteuert, da habe ich doch wahrhaftig ein Anrecht darauf, denn um die habe ich es verdient!

Die letzten Worte ſprach er gedehnt und zerſtreut, er hatte ſich dabei über die Brüſtung gebeugt, denn unten auf dem Längsgange des Saales entdeckte er zwei Mädchen Arm in Arm. Er nickte ihnen verſtohlen zu. Harff, der

ſie einmal in Bodhems Geſellſchaft kennen gelernt, blickte über ſie hinweg, ein gewiſſes Gefühl verbot ihm zu thun, als ob er ſie ſähe. Ein Ekel ergriff ihn und dann .... dachte er an Dagmar. Ein verächtlicher Zug ſpielte um ſeine Lippen, Bodhem bemerkte es nicht.

— Der Freund da vom luſtigen Grafen thut heute ſo ſtolz! — ſagte das eine Mädchen naſerümpfend zum anderen im Weitergehen.

— Wie heißt Dein Hengſt? — fragte Harff.

— Le Lâche vom Flageolet aus der Mademoiselle-Prudente, ich taufe ihn um. Sein Beſitzer nämlich, ich glaube der comte Marois, nannte ihn Lâche, weil er als Dreijähriger feige war und nicht kämpfte. Das war ſo in der Wut, wird wohl verdorben, verprügelt geweſen ſein. Jetzt läuft er treu. Die Eigenſchaft ſcheint übrigens ſchon in der Mutter geſchlummert zu haben, da ſie ‚Prudente‘ genannt wurde.

Sie unterhielten ſich noch weiter über das Pferd, aber Harffs Aufmerkſamkeit war nur ein Viertel dabei, ſeine Gedanken weilten bei Dagmar. Er überlegte ſich, daß ſie ſich nun wohl ſchon umgezogen und den Wintergarten verlaſſen haben müſſe. Warum war er nicht hinausgegangen und hatte ſie auf der Straße erwartet? Und wenn er ſie auch nur einen Augenblick geſehen hätte! Aber ſie hatte ihm ja von heute abend nichts geſagt .....

Bodhem bemerkte Harffs Geiſtesabweſenheit nicht, er ſchwelgte noch im Glück des neuen Beſitzes.

Die beiden verließen vor Schluß der Vorſtellung den Wintergarten. Rittmeiſter Prinz d'Arglas war nicht mehr gekommen, auf dem Bahnhof trafen ſie ihn erſt. Es hätte ſich nicht mehr gelohnt, meinte er. Als ſie beim

Verlaſſen des Lokals an Dagmars Hauſe vorübergegangen waren, hatte Harff nach ihren Fenſtern geblickt, es war Licht oben.

Auf der Rückfahrt im Coupé ſchliefen alle, auch Harff nickte ein.

— Sendenberg! — ſchrie der Schaffner und riß die Thür auf. Harff erwachte. d'Arglas und Bodhem waren ebenſo verſchlafen wie er. Keiner ſprach ein Wort. Der Krümperwagen der Schwadron des Prinzen wartete am Bahnhof, er nahm ſie mit und ſetzte unterwegs Harff ab, deſſen Wohnung ſie zuerſt berührten. Die beiden anderen reichten ihm ſtumm die Hand und rollten weiter.

Er ging ſofort zur Ruhe und hatte keine Mühe, einzuſchlafen. Die Ballnacht lag ihm noch in den Gliedern und die Aufregung des Tages. Den Zettel, auf dem ihm der Dienſt für den nächſten Tag gemeldet wurde, ſchob er, ohne ihn zu leſen, beiſeite, ſein Burſche würde ja ſo wie ſo zur rechten Zeit wecken. Was kümmerte ihn jetzt der Dienſt, er hatte nur einen Gedanken: Dagmar, und Dagmar immer wieder. Mit dieſem ſchlief er ein, und noch im Schlaf konnte ſein Hirn nicht Ruhe finden, ſondern wiederholte die Eindrücke der letzten Stunden: er träumte von ihr.

III.

Von jenem Tage ab ſtand Richard von Harff in einer neuen Welt, und jene Welt hieß Dagmar. Sein Lebensſchiff, das durch die gefährlichen Klippen einer dumpfen Jugendzeit getrieben, in ſchweren Stürmen

drangvoll leidenſchaftlicher erſter Jünglings- und Mannesjahre oft hart am Scheitern geweſen, dann aber in ruhigerem, ſicherem Fahrwaſſer gelaufen, ſchien nun plötzlich wieder hinauszuſteuern in die hohe See mit all ihren Fährlichkeiten und Bedrohungen. Ein neuer Kurs, ein neuer Kurs mit allen Tüchern, die an Bord, mit vollem Dampf! Ziel: das Ungewiſſe, das Grenzenloſe, die Weite! Harff, der ſeit der erſte Drang der Jugend verbrauſt, ſeitdem die erſte Flut verbrandet, der erſte Sturm verſtoben, gewöhnt war, ſich von ſeiner Lebensführung Rechenſchaft zu geben, die Triebfedern ſeiner Handlungsweiſe zu ergründen und eine heilſame Viviſektion der Seele an ſich ſelber vorzunehmen, ſtand nun vor der Frage: Wohin? Er legte ſich die Frage vor, acht Tage ſpäter, nachdem er in der ganzen Woche, die jenem erſten Sonntag folgte, täglich nach dem Dienſt die Garniſon verlaſſen und zu Dagmar nach Berlin gefahren war. Er hatte ja verſprochen zu ſchreiben wann er käme, er wurde wohl kaum vor ein paar Tagen erwartet, vielleicht ſogar nicht einmal vor dem nächſten Sonntage, aber es duldete ihn nicht zu Hauſe. Am Montag hatte er ſich früh nach dem Dienſt überlegt, ob und wann er nach Berlin ſolle, doch er war nicht darüber ſchlüſſig geworden. Sein Herz trieb ihn, am Abend oder am liebſten gleich mit dem nächſten Zuge fortzueilen, und er, gewohnt, den Eingebungen des Augenblickes zu folgen, hatte Feder und Papier, die ſchon zum Briefe zurecht gelegt, beiſeite geworfen. Er fuhr. Das ſollte die Antwort ſein, deutlicher als ein Brief. Erſtaunt war ſie geweſen, aber erfreut, wenn auch die Zeit zum Plaudern nur ganz kurz bemeſſen, da er ſpät erſt hatte kommen können und mit dem Abendzuge zurück mußte.

Wieder hatte er ſie nach der Vorſtellung nicht geſehen, nicht zu ſehen gewagt, ſie hatte ja vorher von ihm Abſchied genommen. Am Dienstag ſpielte dasſelbe: die Leidenſchaft behielt den Sieg, und er war wiederum bei ihr. So ging es Tag um Tag. Als er am Ende der Woche ſtand, hatte er keinen Abend gefehlt. Der Kellner der Terraſſe im Wintergarten kannte ihn bereits, er erwartete ihn als eine Art Notwendigkeit, ja er hatte ſogar, als am Sonnabend alle Plätze beſetzt waren, den Tiſch reſerviert, an dem Harff immer geſeſſen, und zeigte ihm das auf Trinkgeld lauernd, mit ſchmunzelndem Geſicht an. Wer er ſei, mußte er ebenfalls auf irgend welche Art und Weiſe in Erfahrung gebracht haben, denn er ſprach ihn mit Herr Leutnant an, was ſchwerlich an Harffs engliſcher Kleidung, ohne Ähnlichkeit mit dem üblichen Offiziersciv il, zu erkennen geweſen. Harff verbat ſich die Anrede.

Sonſt hätte er die auf die Länge geiſttötenden Darbietungen des Programms kaum mehr ertragen, aber im Gedanken an Dagmar kam er leicht darüber hinweg, denn der Augenblick ihres Erſcheinens war ihm Entſchädigung genug. Dieſes Auftreten ſpielte ſich immer in gleicher Weiſe ab. Für ſie mit faſt täglich ſich ſteigerndem Beifall, für ihn mit all den Ängſten und Unſicherheiten des erſten Tages, ja ſogar in geſteigertem Maße. Ob er ſie nicht zu auffällig betrachte, ob er klatſchen ſolle oder nicht, ob ſeine Mienen Gleichgültigkeit genug zur Schau trügen, das war es, das ihn jeden Abend bedrängte. Dazu kam noch das — in ſeiner Einbildungskraft ſtetig wachſende — unverſchämte Weſen des Kellners, der den Grund ſeines Kommens, wie er meinte, doch längſt erraten haben mußte, um ſo mehr er jetzt begonnen hatte, ſofort nach

ihrem Auftreten das Lokal zu verlaſſen. Das Treiben im Wintergarten widerte ihn an.

Dagmar aber war beglückt über Harffs Kommen, wie ſehr, wagte ſie ihm gar nicht zu zeigen. Am erſten Tage war ſie erſtaunt, denn ſie hatte keine Ahnung von ſeinen Pflichten und Obliegenheiten im Dienſte, ja ſie wußte nicht einmal, wie weit und wo Sendenberg eigentlich gelegen ſei. An den folgenden Tagen ſchon wartete ſie der Stunde, wo er bisher erſchienen, und wäre unglücklich geweſen, wenn er ſich nicht gezeigt. Ja, wenn er gefehlt hätte ſie ſein Ausbleiben nicht faſſen, nicht begreifen können.

Und nun alſo legte ſich Harff die Frage des „Wohin" vor! Dieſe Frage ward ihm dadurch greifbar, daß ſein Burſche ihm meldete, am erſten Sonntag nach jenem Nachmittage, da er ſie in Berlin begrüßt:

— Der Herr Leutnant haben auch heute Tagesdienſt!

Das hieß ſoviel als: die Garniſon nicht verlaſſen dürfen.

Harff erwachte wie aus einem Traume: Das erſte Hindernis! Heute alſo ſollte er zum erſtenmale nicht fahren, ſie nicht ſehen! Er wollte Nietzſchner noch etwas fragen, aber dieſer war ſchon wieder hinausgegangen. Harff ſtampfte mit dem Fuße auf und rief laut:

— Verdammte Wirtſchaft.

Des Burſchen Geſicht blickte fragend herein.

— Was iſt? — fragte der Leutnant.

— Haben Herr Leutnant gerufen?

— Nein.

Nietzſchner verſchwand.

Mit großen Schritten durchmaß Harff das Zimmer.

Lange Zeit auf und nieder gehend, verſuchte er ſeinen Zorn über die Tücke des Schickſals, das ihm gerade heute das Verlaſſen der Garniſon verwehrte, niederzukämpfen. Es gelang ihm ſchlecht. Er ſagte ſich nicht, daß er nun einmal — der Tagesdienſt wechſelte täglich unter den Subalternoffizieren ab — doch an die Reihe kommen müſſe. Sein erſter Gedanke war, zum Adjutanten zu ſchicken und fragen zu laſſen, ob nicht ein anderer den Dienſt für ihn übernehmen könne. Aber da belehrte ihn ein Blick auf die Uhr, daß es ſchon zu ſpät dazu ſei, da er in einer halben Stunde ſich beim Kommandeur melden und darauf die Wache ablöſen mußte. Er war außer ſich vor Erregung. Blitzartig überdachte er ſein Leben der vergangenen Woche. Einmal nicht? Ein einziges Mal nicht, und ſo in Verzweiflung?

„Mit der Notwendigkeit rechnen!“ — beruhigte er ſich. Alles weitere beſchloß er dem Schickſal zu überlaſſen, denn er fand keine Antwort . . . . .

Als er ſich beim Oberſt von Eiger gemeldet hatte, ſprach dieſer:

— Nun etwas Außerdienſtliches, lieber Harff: Wollen Sie heute bei mir eſſen?

Harff bedankte ſich und ſagte zu. Was ſollte er auch anderes thun, meinte er.

— Um zwei, bitte! — rief ihm der Oberſt nach.

Harff löſte die Wache ab, dann ging er wieder nach Haus. Die Einladung paßte ihm nicht, nun ſollte er wieder Unterhaltung machen und alle möglichen Geſchichten erzählen, während ſeine Gedanken doch ganz wo anders waren.

Er ſetzte folgendes Telegramm auf:

Fräulein Gjellrup, Berlin NW., Dorotheenſtraße 9, per Adreſſe: Hänſel.

Leider heute unmöglich. Unabänderliche Abhaltung.

H.

„Dienſtlich“ wollte er nicht ſchreiben. Sein Bedauern ſollte darin ausgedrückt ſein, ohne ſich doch dem Burſchen und Telegraphenbeamten zu verraten. Die Adreſſe machte er lang, um Irrtümern vorzubeugen. Sofort ſchickte er Nietzſchner auf die Poſt. Dann nahm er einen Briefbogen und ſchrieb:

Geehrtes Fräulein!

Er warf das Papier fort: das klang zu förmlich. Hätte er geſchrieben, wie es ihm aus dem Herzen gekommen, ſo hätte da geſtanden: Geliebte, ſüße, einzige Dagmar! oder etwas dergleichen. Er überlegte lange hin und her, nicht nur die Überſchrift, ſondern den ganzen Text. Endlich lautete der Brief:

Liebes Fräulein Dagmar!

Darf ich ſo ſchreiben? Ich fürchte Sie könnten etwas darin finden, etwas Unrechtes darin ſehen. Aber nein, — ich weiß, Sie denken nicht ſchlecht von mir, Sie können nicht! Oder habe ich Ihnen etwa Gelegenheit dazu gegeben? Nein, nein, und tauſendmal nein, und gerade darum dürfen Sie dieſen Brief nicht falſch, nicht ſchlecht auffaſſen, dieſen Brief, den erſten den ich Ihnen ſchreibe, in dem ich Ihnen ſo vieles, ſo tauſend Sachen ſagen will, doch immer unter der Befürchtung leidend, die meine Feder hemmt, daß Sie mir zürnen möchten! Und dann weinen Sie, wie damals, wiſſen Sie, als ich

heute vor acht Tagen Ihnen geſagt, das Sie mir gefielen. Und in welcher unſchuldigen Form habe ich das geſagt! Da habe ich denn freilich Angſt, dennoch Ihren Zorn zu erregen, denn ich möchte Ihnen heute dasſelbe ſagen, dasſelbe und doch anders. Ich kann die Worte nicht finden, ich weiß nicht, wie ich es Ihnen mitteilen ſoll! Sie fürchten ja immer Arges, haben Sie mir erklärt, wenn Ihnen ein Mann etwas Liebes ſagt. Nun, ſei es denn auf die Gefahr hin, Sie ernſtlich zu erzürnen, es iſt beſſer ſo, es muß herunter von der Seele, ich muß frei davon werden, ſonſt erſticke ich! Ahnen ſie ſchon, was ich Ihnen ſagen möchte? Ja, Sie müſſen es ahnen, müſſen es wiſſen, wenn Sie es wirklich nicht ſchon längſt bemerkt haben ſollten! Weibesauge ſoll ſo leicht verſtehen: Haben Sie nicht ſchon damals in Kopenhagen bemerkt, daß ..... nun daß ..... haben Sie nicht gefühlt, geahnt, empfunden ..... mir fehlen die Worte ..... ich mag es nicht ſagen, Sie ſollen es mir ſelbſt aus den Geſicht leſen, aus dem Herzen ..... doch nun weiß ich, was ich zu ſagen habe:

Dagmar, mich ergriff ein wunderſames Gefühl, da ich Sie zum erſtenmale ſah, ein Gefühl, wie ich es noch keinem Weibe der Erde gegenüber empfunden habe: das Gefühl unendlicher Ruhe, wunſchloſen Glückes, das Gefühl der Erlöſung nach langer Öde und Einſamkeit. Nun, da ich Sie wiederſah, da hätte es doch vergangen ſein müſſen, wenn es nicht echt war, da hätte es weichen müſſen, hätten es nur die Triebfedern des Moments gegeben, da mußte es ſchwinden, hätte es Eintagsleben gehabt. Aber es verſprühte nicht, es iſt nicht gewichen, es konnte nicht vergehen, ſondern jetzt, hier ſteht es wieder

auf. Es kam über mich, überrang und bezwang mich von neuem, daß ich gebannt, gefeſſelt, gefangen bin. Und nun iſt mir klar, was früher nur Ahnen und Taſten und Fühlen geweſen, nun kann ich die Summe ziehen alles deſſen, was mich ergriff und bewegte, nun habe ich Gewißeit, dieſes Gefühl heißt: Liebe . . . . .

. . . . . .

Ich bin am Ende, jetzt reden Sie!

Richard H.

Er wagte nicht, den Brief noch einmal durchzuleſen, weil er befürchtete, der Verſtand werde und müſſe wiederum verwerfen, was das Herz der Feder geſagt. Schnell ſteckte er den Bogen in einen Umſchlag und ſchrieb die Adreſſe darauf. Oben links in der Ecke bemerkte er: „Durch Eilboten beſtellen. Bote bezahlt.“ Den Brief ließ er an der Schreibtiſchecke liegen, wo der Burſche gewohnt war, zu beſtellende Poſtſachen zu finden. Dann ſtand er erleichtert auf, als ſei ihm Centnerlaſt von der Seele genommen, ſchnallte den Säbel um, griff nach der Mütze und verließ ſpornſtreichs das Haus. Es war höchſte Zeit zu Tiſch.

Als er beim Kommandeur eintrat, ſtand der Adjutant nicht weit von der Thür im Geſpräche mit Käthe von Aſpermont, die immer noch zum Beſuche anweſend war. Er lächelte ihn an und zeigte verſtohlen die Uhr, an der es allerdings ſchon fünf Minuten über zwei war. Der Oberſt kam ſofort auf ihn zu, ihn zu bewillkommnen. Harff küßte des Oberſten Schweſter die Hand. Ella ſtand hinter dem Tiſch. Er konnte ihr nur eine ſtumme Verbeugung machen. Feller flüſterte ihm dabei zu:

— Der Oberſt iſt ſelbſt eben erſt gekommen!

Der Diener meldete, daß angerichtet ſei. Die Thüren wurden geöffnet, die nach dem Speiſezimmer gingen. Der Adjutant führte Frau von Eiger, Harff Fräulein von Aspermont, der Oberſt ſeine Nichte.

— Wir kommen doch immer zuſammen! — ſagte ſie lachend.

— Das gehört ſich auch ſo! — antwortete er.

Ella ſprach ein Tiſchgebet, und man ſetzte ſich.

— Meine Herren, zur Vorbereitung: erwarten Sie kein Diner, nur ein einfaches Mittageſſen, — begann Frau von Eiger, und Ella meinte:

— Hausmannskoſt!

— Du mußt es ja wiſſen, — fügte der Oheim hinzu, worauf das junge Mädchen erklärte:

— Ich koche nämlich.

— Leider, — ſtichelte der Oberſt.

— Onkel, mache mich nicht böſe, ſonſt . . .

— Nun?

— Sonſt verſalze ich Dir mal gehörig die Suppe!

Es wurde natürlich als Scherz aufgefaßt, aber dennoch meinte Frau von Eiger ihre Tochter entſchuldigen zu müſſen:

— Das heißt, ſie kocht nicht, ſondern führt nur die Wirtſchaft!

— Darum! — meinte der Adjutant. Ella aber drohte:

— Fangen Sie auch an.

— Na, Kinder nur keinen Streit, ſeid milde, wie Bodhem ſagen würde! — beruhigte der Kommandeur, und Frau von Eiger ſprach zu ihrem Bruder:

— Übrigens Graf Bodhem, Herr Gott, — den hätteſt Du auch einladen können!

— Na, — meinte der Oberſt ſchelmiſch, der ſo einigermaßen über die Gepflogenheiten ſeiner Leutnants Beſcheid wußte, ohne jedoch jemals dienſtlich Gebrauch davon zu machen, wenn es nicht gar zu dringend erforderlich war, — ich glaube, dem hätten wir damit wenig Spaß gemacht, nicht wahr, Herr von Harff?

— Ich denke, er wird ſelbſtverſtändlich ſtets gern hier ſein.

Er ſagte das im Gefühl der eigenen Schuld, da ihm ſelbſt die Einladung unangenehm geweſen.

Der Oberſt ſah ihn ſofort erſtaunt an:

— Aber Harff, wozu die Poloniusredensarten! So lautet doch ſonſt Ihre Sprache nicht!

Harff biß ſich auf die Zunge, er wußte doch, daß man beim Kommandeur immer am weiteſten kam, wenn man genau das ſagte, was man dachte.

Das Geſpräch ging hin und her. Faſt immer war es allgemein. Der Oberſt beſaß eine beſonders glückliche Gabe, ein Thema aufzuwerfen und durch geſchickt geſtellte Fragen alle zum Reden, jeden zu einer Meinungsäußerung zu bringen, ſo daß am Schluß auch der unbedeutendſte Menſch der Überzeugung war, ſein Scherflein beigetragen zu haben, ſeine Anſicht gewürdigt zu ſehen. Harff, der ſo gezwungen worden aufzumerken, beteiligte ſich lebhaft an der Unterhaltung. Erſt als der Oberſt mit dem Adjutanten über Italien ſprach, das beide ziemlich genau kannten, wurde er ſchweigſam. Er überlegte, wann ſein Brief wohl in Dagmars Händen ſein könne. Dann malte er ſich aus, wie ſie ihn las, Zweifel beſchlichen ihn über das, was ſie dazu ſagen würde, ob und wie ſie etwa antworten, ob ſie die Antwort telegraphieren würde.

Aber das war eine ganz thörichte Idee, denn der Brief konnte noch gar nicht in ihren Händen ſein, vielleicht war er nicht einmal fort. Dennoch ſehnte er ſich nach dem Augenblick, wo er nach Hauſe kommen würde, um nachzuſehen, ob etwa ſchon irgend ein Lebenszeichen von ihr da wäre.

Aus ſeinen Betrachtungen wurde er aufgeſcheucht durch eine Frage des Fräulein von Aspermont, das neben ihm ſaß. Er fuhr in die Höhe, aber er hätte um die Welt nicht ſagen können, was ſie ihn eigentlich gefragt.

Er mußte nochmals darum bitten.

Wie er ſich auf dem letzten Balle unterhalten habe. Er behauptete erſtaunt:

— Ausgezeichnet.

Das unglückliche, junge Mädchen hatte irgend einen Geſprächsſtoff finden wollen, um wenigſtens etwas dem plötzlich Verſtummten zu entlocken. Sie war ſich des vom Zaune Gebrochenen ihrer Frage bewußt. Harff beſchloß ihr aus der Verlegenheit zu helfen und ſeinen Fehler wieder gut zu machen. Er fing an ihr von den Theatern in Berlin zu erzählen, fragte ſie, ob ſie dieſes oder jenes Stück geſehen. Endlich gewann er ſie ſogar für ſich, indem er verſprach, nach Tiſch, wenn ſich die Gelegenheit böte, mit dem Oberſt zu ſprechen, damit er mit ſeiner Nichte und ihr einmal hinüberführe.

Er hatte ſich ſchließlich ganz gut unterhalten, aber dennoch kam es ihm wie eine Erlöſung vor, als man ſich erhob. Für ihn gab es kein anderes Weib auf der ganzen Welt, als Dagmar, alle anderen ſchienen ihm langweilig und gleichgültig. Er betrachtete es als eine ſchwere Aufgabe, als eine Laſt, ja als elend verlorene Zeit, ſich

mit irgend einer Dame zu befaſſen. „Ich will ja nichts von ihr!“ war die Redensart, mit der er glaubte, ſich über alle geſellſchaftlichen Verpflichtungen hinwegſetzen zu können und zu dürfen.

Nach Tiſch wurde in des Kommandeurs Zimmer geraucht, auch die Damen blieben dabei. Ella beſorgte den Kaffee, Käthe reichte ihn herum. Der Oberſt zog Harff in eine Fenſtervertiefung:

— Ich habe Sie heute bei Tiſch beobachtet, Sie waren manchmal ſo völlig geiſtesabweſend, und dann auch neulich bei dem Feſt! . . . . Sind Sie überzeugt daß ich es gut mit Ihnen meine?

Harff, der zuerſt nicht gewußt hatte, wo das hinaus ſollte, konnte nun mit voller Überzeugung ſagen:

— Das bin ich, Herr Oberſt.

— Alſo, betrachten Sie mich einfach als Ihren älteren Freund. Bedrückt Sie etwas? Haben Sie . . . . pekuniäre Schwierigkeiten? oder irgend etwas der Art?

Harff verneinte.

— Sie wiſſen, Harff, daß ich Ihrem ſeligen Vater verſprochen habe, für Ihr geiſtiges und körperliches Wohl das Auge des väterlichen Freundes, des beſten Freundes Ihres Vaters offen zu halten! Nehmen Sie mir meine Frage nicht übel!

Der Oberſt gab ihm die Hand, und ſie traten wieder vom Fenſter zu den anderen zurück.

„Hat mich das denn ſo gepackt, daß es mir ſofort anzumerken iſt?“ fragte ſich Harff, und er beſchloß alle Kraft zuſammenzunehmen, um möglichſt unbefangen zu erſcheinen. Gänzlich wollte es ihm doch nicht gelingen. Bei den Geſprächen, zu denen er ſich zwang, ſagte er

ſich doch immer wieder: „Wie albern war es, was Du da geredet! Oberflächlich, thöricht, es iſt doch eigentlich zu dumm!“ Er ſuchte förmlich mit Angſt nach einem neuen Stoff, den er dann bis auf das äußerſte ausplünderte, um ſchließlich immer in der Befürchtung zu ſein, ob er etwas Neues finden könne. Tauſend Erwägungen, Betrachtungen, Befürchtungen und Urteile verſchloſſen ihm faſt jedes Geſprächsgebiet. Sonſt war ihm die Leichtigkeit der Unterhaltung gegeben, jetzt wurde ihm jedes Wort zur Laſt. Dem verlieh er auch Ella gegenüber Ausdruck. Er hatte ſie gefragt, ob ſie ſchon von Bodhems neuem Pferdekauf gehört. Ein welterſchütternder Gegenſtand war das freilich nicht, aber immerhin konnte es doch ein Mädchen, das nun einmal innerhalb der Kreiſe eines Kavallerie-Offizierkorps lebte, unterhalten. Nun ſagte er wegwerfend:

— Von welch gleichgültigen Dingen man da immer redet! Was liegt am Ende daran, ob Graf Bodhems Hengſt A oder B heißt, blau oder grün, tot oder lebendig iſt?

Sie ſah ihn verwundert an. Er fuhr fort:

— Ihr Herr Onkel, gnädiges Fräulein, meint immer, man müſſe verſuchen nicht am Kleinlichen, Engen, Alltäglichen kleben zu bleiben, ſondern ſich zum Großen, allgemein Gültigen durchzuringen. Ich hänge immer am Geringſten! Was erzähle ich Ihnen da wieder für Unſinn. Intereſſiert es Sie überhaupt, hat es irgend welchen Wert?

— Natürlich intereſſiert es mich; warum nicht? Auf was für Gedanken Sie kommen! Iſt das Ihre ganze Bedrängnis, Herr von Harff? Ihre Traurigkeit? Dann wären Sie bald zu heilen!

Er horchte auf. Auch ſie ſagte etwas von Bedrängnis, Traurigkeit? Woher konnte ſie etwas davon wiſſen? So hatte er ſich alſo gehen laſſen, daß es ihm gleich an der Stirn geſchrieben geweſen?

Als er nicht antwortete, fuhr ſie fort:

— Darf ich Ihnen — nun lachte ſie laut und herzlich auf — etwas zum Troſte ſagen? Ich Sie tröſten!!! Sehen Sie, — ſie nahm dabei einen komiſch-lehrhaften Ton an — glauben Sie etwa, die großen, erleuchteten Geiſter der Welt hätten ſich immer nur vom Ewigen unterhalten? Glauben Sie, jedes ihrer Worte ſei wert geweſen, aufbewahrt zu werden? Meinen Sie, das Geringe, das Einzelne, das Kleinliche, das Enge, das Alltägliche, das habe ſie nicht auch im Banne gehabt, wie andere, ganz gewöhnliche, nicht erleuchtete Menſchenkinder?

Er hatte erſtaunt zugehört: was das Mädel für Gedanken hatte! Er erwiderte:

— Sie haben recht, aber meinen Sie denn nicht, daß jene .... nun ſagen wir, wie Sie es thaten, großen, erleuchteten Geiſter, dennoch ihre Geſpräche ſo einzurichten wußten, daß aus ihnen immer noch etwas allgemein Gültiges, allgemein Menſchliches herausſprang? Auch in der alltäglichen Form?

— Da erlaube ich mir Ihnen zu widerſprechen! Ich habe geleſen, daß gerade unſere Geiſtesgrößen ſehr oft ſich, im Familienkreiſe zum Beiſpiel, wie die Kinder gebärden konnten und nichts weniger als Worte geſprochen haben, die der Ewigkeit zu überliefern wert geweſen wären. Ja ich glaube, daß dies der notwendige Rückſchlag iſt, der nach allen Höhepunkten eintritt. Sie ruhten eben aus von geiſtiger Arbeit!

— Wer hat Ihnen das geſagt? — fragte Harff, ſie plötzlich unterbrechend.

Sie lächelte:

— Weshalb? Ach Gott, ich habe darüber geleſen und da habe ich mir etwas gemerkt, vielleicht auch ein wenig überlegt. Aber Ihre Entgegnung, Herr von Harff, Sie kommen nicht darum!

— Sie ſprachen bloß von der Familie, da ließen ſich die großen, erleuchteten Geiſter einmal gehen! Aber in Geſellſchaft? Glauben Sie, daß ein Goethe ſeiner Tiſchnachbarin eine ſo thörichte Unterhaltung vorgeſetzt haben würde?

Sie beſann ſich kurze Zeit, dann entgegnete ſie:

— Ich glaube, ... nun, nun, ich weiß nicht, wie ich das ſagen ſoll . . . . ich habe viel über Goethe geleſen, ich will lieber ſagen manches, was mir mein Onkel gab, da ſcheint es mir faſt, als habe gerade er ſich mit den unbedeutendſten Geſchöpfen unterhalten können, denn . . . . nun, ich meine die großen Männer vermögen gerade in die Anſchauungen und Ideenkreiſe eines anderen einzudringen, teil zu nehmem und ſich hineinzuleben. Ich las zum Beiſpiel einmal, daß ſich Newton, glaube ich, mit einer Mutter über Kinderſtuben-Angelegenheiten derart unterhalten habe, daß ein Hinzukommender, der ihn nicht gekannt, es ſpäter niemals habe glauben wollen, daß dieſer wirklich der bedeutende Mann geweſen ſei und nur immer kopfſchüttelnd gerufen habe: Das war Newton?

— Aber dann wiederum hat es Menſchen gegeben, die alles über ihren Ideen vergaßen! Was ſagen Sie dazu?

Sie fühlte ſich ein wenig in die Enge getrieben. Endlich entgegnete ſie:

— Das waren dann Erfinder, Entdecker oder Zerſtreute, Gelehrte, die ſich meiſtens nur auf ein Gebiet geworfen. Die muß man nicht rechnen!

— Da haben Sie freilich recht; das ſind eben dann ſolche, die nicht mehr wiſſen, ob ſie eigentlich ſchon zu Mittag gegeſſen haben oder nicht!

Beide lachten, und Ella meinte:

— Sehen Sie, Herr von Harff, war Ihnen denn nun dieſes Geſpräch nicht allgemein genug? Vom neuen Hengſt des Grafen Bodhem ſind wir auf Betrachtungen über „erleuchtete Geiſter" gekommen!

— Wenn doch ein Abglanz von ihnen auf uns fiele! — fügte ſcherzend Harff hinzu. . . .

Als er ſich verabſchiedete, ſagte er ſich dennoch: „Das Geſpräch war geziert, ohne Grund heraufbeſchworen!" Ach was, nun war es ja vorbei! Er fühlte einen brennenden Drang nach Hauſe zu gehen, weil er es doch für denkbar hielt, daß etwa Dagmar telegraphiert haben könne.

Auf dem Heimwege ſagte ihm der Adjutant, er ſei ihm in der letzten Zeit ſo verſtört und ſonderbar vorgekommen, er möge ihm doch anvertrauen, was ihn bedrücke, vielleicht könne er helfen. Harff wurde ärgerlich. Was hatten ſie nur alle! Er gab zuerſt eine ziemlich piquierte Antwort, dann aber beruhigte er ſich und bat ſchließlich dem Freunde den Ton ab, in dem er geſprochen. Sie meinten es ja doch alle gut mit ihm! Aber wie ſie nur darauf kamen? Dennoch fand keiner das Richtige! Ein Stück ging er er noch mit Feller, dann trennten ſie ſich.

Zu Haus wartete ſeiner eine Enttäuſchung: es war nichts angekommen, ſogar, was ihn zuerſt noch in Harniſch

brachte, ſein Burſche war nicht da. Alſo konnte möglicherweiſe der Telegraphenbote wieder fortgegangen ſein, da blieb doch wenigſtens noch eine Hoffnung übrig. Er rechnete ſich aus, daß der Brief wahrſcheinlich noch nicht einmal in ihren Händen ſein könne, vielleicht erſt heute abend, am Ende während der Vorſtellung, käme. Er fand es zum Verzweifeln hier ſein zu müſſen bei dem Gedanken, daß Dagmar etwa, kurz ehe ſie auftrat, ſeine Zeilen erhalten hätte. Sein Schickſal verfluchte er, das ihn zwang, in dem elenden Neſt zu ſitzen, „um nichts und wieder nichts", wie er ſich einredete.

Harff blieb den ganzen Abend in nervöſer Unruhe. Den Raskolnikow, den er wieder vorgenommen, warf er ſchließlich in die Ecke, es war ihm nicht möglich, dem Gedankenfluge des Dichters zu folgen. Der Burſche war auch nicht da . . . richtig, der mußte ja wohl im Stalle ſein: es war halb acht Uhr. Immerfort lief er nach der Entreethür, weil er ſich einbildete, es könne doch irgend ein Lebenszeichen von Dagmar im Briefkaſten liegen. Nichts. Schließlich ging er in den Stall hinab. Nietzſchner ſaß auf der Futterkiſte, ein Lied pfeifend, während er mit den Abſätzen den Takt dazu ſchlug. Als Harff eintrat, rutſchte er herunter.

— Sind keine Poſtſachen angekommen?

— Nein, Herr Leutnant.

Die Antwort war ja gar nicht anders möglich, aber er wollte ſich doch vergewiſſern, um nichts zu verſäumen. Mißmutig ging er wieder hinauf. Nicht einmal zu den Pferden in den Stand war er getreten, um wie ſonſt ihnen Hals und Kruppe zu ſtreicheln. Bis elf Uhr blieb er auf, ruhelos umherirrend. Dem Burſchen hatte er

eingeſchärft, ja nicht den Ton der Glocke zu überhören, falls in der Nacht ein Telegramm käme. —

Am anderen Morgen, als er eben aus der Reitbahn zurückkehrte, beſchmutzt und beſpritzt, denn es herrſchte noch immer jenes bald Regen, bald Schnee bringende Tauwetter wie vor acht Tagen, war wieder ſein erſter Blick nach dem Briefkaſten. Die Zeitung auf dem Schreibtiſch ſchob er ungeduldig beiſeite, ſonſt war nur noch ein Brief da von unbekannter Handſchrift. Er öffnete ihn, in der ſtillen Hoffnung, daß er doch von Dagmar ſei, da vielleicht jemand anderes die Aufſchrift geſchrieben haben könnte. Aber würde ſie von fremder Hand die Adreſſe ſchreiben laſſen? Doch er klammerte ſich an den letzten Hoffnungsanker. Der Brief enthielt eine Geſchäftsanzeige. Er zerriß ihn und warf ihn in den Papierkorb. Dann ließ er den Burſchen kommen:

— Iſt heute Nachmittagsdienſt?

— Nein, Herr Leutnant, Futterfaſſen!

— Civil. Ich fahre fort! — rief Harff wie elektriſiert.

Nietzſchner ſchmunzelte über das ganze Geſicht und ging in das Schlafzimmer, um die Sachen zurechtzulegen.

Ein paar Stunden ſpäter klingelte Harff bei Frau Hänſel. Niemand öffnete. Er klingelte nochmals. Am Glasauge der Flurthüre wurde jemand ſichtbar, dann ging die Thür auf. Es war Dagmar ſelbſt. Harff wollte auf ſie zuſtürzen, ihre Hand zu ergreifen, aber er blieb ſtehen, denn ſie ſah verweint und blaß aus und wich vor ihm zurück.

— Kommen Sie! — ſagte ſie und ſchritt voran in ihr Zimmer, — Frau Hänſel iſt ausgegangen!

Er fragte zögernd, da ſie ſchwieg:

— Haben Sie meinen Brief nicht bekommen?

Sie hielt ſich das Taſchentuch vor die Augen und meinte tonlos:

— Warum mußte das ſein?

— Dagmar! Nicht weinen! Bitte, nicht weinen, iſt es denn ſo ſchlimm? Iſt es nicht recht von mir?

Sie ſah ihn groß an:

— Sie ſind ſo gutt, aber das, nei, das war nicht gutt von Ihnen!

— Aber was habe ich denn gethan?

— Warum ſchreiben Sie mir ſo?

— Weil ich mußte!

— Könnte es nicht ſo bleiben?

— Dagmar, hatten Sie es denn nicht ſchon längſt bemerkt?

Sie ſchwieg und biß auf den Zipfel des Tuches. Er fragte noch einmal:

— Hatten Sie es denn nicht gewußt? Konnte ich denn anders? Mußte es nicht ſo kommen? Das iſt doch nicht ſchlecht von mir, nicht böſe? Sagen Sie, daß es nicht böſe iſt!

Sie ſchluchzte nur und ſchwieg. Nun ſprach er weiter:

— Bitte, bitte, ſagen ſie, daß es nicht böſe iſt! Nur das! Nur das eine!

Aber ſie nickte dennoch.

— Dagmar! — beſtürmte er ſie, — Dagmar, es iſt nicht bös, wenn ich Ihnen das ſage! Wenn ich Ihnen ſage, daß ich Sie liebe, daß ich, Herr Gott im Himmel,

ich weiß nicht was, ich kann nicht . . . . . ich . . . . Dagmar! — Dagmar, bitte, bitte, liebe Dagmar!

Dabei ergriff er ihre Hände und bedeckte sie mit glühenden Küssen.

Stumm ließ sie es geschehen. Er rang nach Atem, er schien sinnlos. Alles, was sich in ihm nun schon seit einem halben Jahre aufgehäuft, ohne daß er jemandem davon etwas hätte sagen können, begehrte Erlösung und machte sich frei. Er legte seine Stirn auf den Rücken ihrer Hand und blieb, während er das Knie auf einen Stuhl gestützt hatte, halb zusammengesunken in dieser Stellung. Endlich entzog sie ihm sanft die Hand, aber er riß sie wieder an sich, von neuem flehend:

— Dagmar, das war nicht bös! Nicht wahr? Nein, Dagmar! Dagmar!

— Ist es die Wahrheit? — fragte sie und sah ihn unter Thränen an, — können Sie schwören, daß es die Wahrheit ist?

— Ich kann es! — ja, ich kann es!

Aber sie war immer noch nicht beruhigt. Zitternd, stockend die Worte einzeln hervorgestoßen, kam es von ihren Lippen:

— Wen haben Sie das schon gesagt?

— Keinem Mädchen der Welt.

Er sprach die Wahrheit. Flüchtiger Genuß hatte ihn wohl durchpulst, ein tiefes Gefühl noch nie. Gestanden hatte er es keiner, da er nichts zu gestehen gehabt. Und er fragte nochmals:

— Ist das so schlecht, was ich Ihnen schrieb?

Tiefatmend hob sich ihre Brust, ihre Augen leuchteten, und Farbe trat ihr auf die Wangen:

— Nei!

— Dagmar! — rief er, den Arm um ſie ſchließend. Ihre Augen ſahen ihn mit einem Blicke an, in dem es lag, als wollte ſie ſagen: „Ich bin Dein!“

Da umfaßte er ſie, er fühlte ihren warmen, ſchweren Atem. Heiß, brennend, lange küßte er ſie auf den Mund. Ihre Lippen blieben regungslos, ſie gaben den Kuß nicht wieder, aber ſie widerſtrebten auch nicht. Er ließ ſie los und küßte ihre Hände. Sie wandte ſich ab, und ſprach:

— Nun laſſen Sie mich allein, — — ich will, ich muß ſinnen!

Es klang ſo wunderſam dieſes Wort, ſo poetiſch in ihrem Munde, der es doch nur gebraucht, da er die Sprache nicht genügend beherrſchte.

— Allein, Dagmar? — fragte er. Dann umgriff er ſie noch einmal und küßte ſie, wieder gab ſie den Druck nicht zurück. Ohne umzublicken, war er zur Thür hinaus.

Sie ſchaute ihm lange nach, dann ſank ſie in einen Stuhl und barg das brennende Antlitz in den Händen.

Harff aber ſtürmte die Treppe hinab, ihm war ſo frei, leicht, glücklich zu Mut. Er lachte vor ſich hin und ſummte eine Melodie zwiſchen den Zähnen. Der Leute auf der Straße achtete er nicht. Ohne daß er wußte, wie er dorthin kam, fand er ſich plötzlich am Bellealliance-platz: die ganze Friedrichſtraße war er wie im Traum hinabgeſchritten. In den Anlagen ſetzte er ſich auf eine Bank. Vorübergehende ſahen ihn erſtaunt an: um dieſe Jahreszeit, der Mann wollte ſich abſichtlich eine Erkältung zuziehen! Harff dachte an Dagmars letzte Worte: ſie

wollte „ſinnen“! Wie lieb das ausgedrückt war, wie reizend! Nach einer Weile ſprang er in die Höhe und ging planlos weiter. Ein paar Schritte davon, am Halleſchen Thor, ſtieg er in eine Pferdebahn. Wohin? Ganz gleich, nur die Zeit unterbringen bis zur Vorſtellung heute abend. Der Wagen fuhr nach Moabit. Als ſie am Potsdamer Bahnhof waren, kam ihm der Gedanke, daß er ja noch gar nicht zu Mittag gegeſſen. Er ſtieg ab und ging in das Reſtaurant Bellevue am Potsdamer Platze. Dort ſetzte er ſich an einen kleinen Tiſch in eine Ecke, wo er hoffte ungeſtört zu bleiben, und ließ ſich, nachdem er beſtellt, eine Zeitung geben.

— National, Börſen, Poſt, Tageblatt, Kurier, Voß, Köln, Rundſchau, Lokal, Kreuz, — ſchnarrte der Kellner herunter. Harff verſicherte ihm lachend, daß er nur irgend eine bringen ſolle, welche, ſei ihm vollkommen gleichgültig. Schließlich lag ein ganzer Stoß vor ihm. In einer der Zeitungen fand er eine Notiz über den Wintergarten:

„Das diesmalige Monatsprogamm . . .“ und ſo weiter, und ſo weiter. Harffs Auge flog über die Zeilen, ob nicht von Dagmar etwas darin ſtünde. Richtig:

„Eine ganz vortreffliche Erwerbung ſcheint die rührige Leitung des Wintergartens mit der ſchwediſchen Volksliederſängerin, Fräulein Dagmar Gjellrup, gemacht zu haben. Wir können uns kaum erinnern, ſchon einmal auf einer Spezialitätenbühne einer ſolchen Stimme begegnet zu ſein. Die Sängerin verfügt über einen mit außergewöhnlichem Umfange ausgeſtatteten Alt, deſſen Weichheit und große, runde Tonfülle geradezu erlöſend gegen die ſcharfen, überſchrieenen Stimmen der meiſten ihrer

Kolleginnen absticht. Die, wie es scheint, noch sehr junge Dame betrachtet wohl selbst ihr derzeitiges Feld der Thätigkeit nur als Übergangsstation, um sich einem höheren Gebiete zuzuwenden, auf welches sie, abgesehen von einer schönen Erscheinung, vor allem der seltene Stimmfonds verweist. Eine gewisse Verlegenheit, die der Sängerin noch anhaftet, scheint unsere Vermutung zu bestätigen, daß sie noch nicht lange ihrem Berufe angehört. Wir glauben nicht zu viel zu thun, wenn wir unsere Opernkapellmeister auf dieses Talent aufmerksam machen. Freilich: Schule! Schule! Denn bis jetzt ist ihr Gesang Natur, wenn auch solche, wie sie mancher geschulten Stimme unserer Konzertsäle sehnlichst zu wünschen wäre!"

Harff war entzückt: die erste Kritik, und was für eine! Er las sie wohl ein dutzendmal durch. Dann blickte er nach dem Titelblatte der Zeitung. Er schrieb sich die Nummer auf. Allerdings stand diese Besprechung nicht im Feuilleton: die Muse der Variétés hatte dort keinen Zutritt. Aber was that das, Harff bemerkte es nicht. Er durchwühlte noch die andern Blätter nach Artikeln, doch es stand nirgends sonst etwas. Als er zahlte, fragte er den Kellner, ob diese Nummer käuflich sei. Dieser verneinte, da sie noch gelesen würde. Aber später, vielleicht in ein paar Tagen. Das konnte nichts nützen. Harff ging. Am Leipziger Platz fand er die ersehnte Nummer in einer Sodawasserbude, wo nebenbei Zeitungen verkauft wurden. Doch nur ein Exemplar, das wollte er ihr geben. Dann schlenderte er über die Friedrichstraße dem Café Bauer zu, wo es ihm gelang, noch ein Exemplar für sich aufzutreiben . . . . . .

Als die Abendvorſtellung im Wintergarten begann, war Harff zur Stelle.

Der Kellner, der ihm auch geſtern, wo er nicht gekommen, den Tiſch reſerviert, machte eine Bemerkung über ſein Fehlen. Harff ging nicht darauf ein. Als Dagmar auftrat, verfolgte er ſie wie gewöhnlich mit dem Glaſe, aber heute war eine andere Stimmung über ihn gekommen, nicht mehr die innere Verlegenheit, die ſtete Befürchtung, daß ſein Beobachten, ſein Klatſchen auffallen müſſe. Eine Siegesfreudigkeit ſchien ihn zu durchdringen. Sein Benehmen war freier, gleichgültiger gegen das Äußere. Heute erſchien ſie ihm wie etwas Überirdiſches, er meinte noch nie in der Woche vorher habe ſie ſo lieb ausgeſehen, er bildete ſich ein, noch niemals habe ſie ſo ſchön, ſo beſeelt geſungen. Und als wieder, heute zum erſtenmal ſeit dem Sonntage ihres Auftretens, das „Hab' ich nur Deine Liebe" kam, da war es ihm wiederum als ſtreifte ſie ihn doch verſtohlen mit dem Blicke, und nun, nein, es war kein Irrtum mehr möglich, ihre Augen hatten auf ihm geruht. Er mußte ſich zuſammennehmen, um nicht laut aufzujubeln und zu rufen: „Seht ihr, ihr armen Leute da unten und hier oben, die da drüben iſt mein, meine Dagmar!"

Als ſie geendet, wartete er nicht den Schluß des erſten Teiles des Programmes ab, ſondern ging davon. Heute mußte er ſie noch ſprechen. Er hatte ja einen Grund: die Zeitung. Und dann heute! war es nicht heute etwas anderes? . . . . . .

Er ſtellte ſich, da er den Ausgang von der Bühne nicht kannte, an ihre Hausthür, und lange brauchte er nicht zu warten da kam ſie. Er grüßte nicht, das ſchien

ihm zu herkömmlich, ſondern trat auf ſie zu. Die Hand hatte ſie ihm entgegengeſtreckt:

— Jetzt? Hier?

— Dagmar, ſind Sie noch böſe?

Sie gab keine Antwort, aber ſie zog ſeine Hand an ſich und preßte ſie ſich aufs Herz. Stumm blieben ſie eine Weile im Hausflur ſtehen.

Harff ſuchte nach der Zeitung, mit glückſtrahlenden Augen gab er ihr den Artikel.

— Was iſt das? — fragte ſie erſtaunt.

— Was die Zukunft bringen ſoll! Eine Beſprechung und eben die Zukunft!

Er wollte ihr vorleſen, aber es war zu dunkel. So gab er ihr denn ziemlich wortgetreu den Inhalt wieder. Da erzählte ſie ihm voll Freude:

— Das war es, was mir der Direktör ſagte. Er ſprach von einem Zeitungsartikel, ich verſtand nicht. Er bot mich für den nächſten Monat noch 500 Mark mehr, wenn ich bleibe. Ich habe den Engagement genommen!

Eine Weile plauderten ſie noch. — Währenddeſſen wälzte ſich eine dicke Geſtalt zur Thür in den Flur herein: Frau Hänſel.

— Es iſt Zeit, Freilein! — ſagte ſie zu Dagmar, indem ſie that, als bemerkte ſie Harff nicht. — Das Abendeſſen wird galt! Ich habe mich ooch ä bißchen verſpätet!

— Fräulein Gjellrup wird gleich kommen, — antwortete er aus dem Dunkel heraus für ſie.

— Ach, verzeihen Se nur, mei kuter Herr Leidenant, — ſie hatte es nun doch glücklich heraus, wer er eigent-

lich war, — verzeihen Se nur die Dunkelheet! Cha, Cha, nu ſcheen guten Abend!

Dann, während ſie die Treppe hinaufkeuchte, Dagmar nachrufend:

— Nicht wahr, Freilein, Se kommen doch bald?

— Unverſchämte Perſon! — brummte Harff. Dagmar ſchien nichts Unangenehmes an der Frau gefunden zu haben. Schüchtern ſagte ſie:

— Ich muß gehen.

Harff hatte ſeinen Ärger verwunden, als er Dagmars Hand fühlte, die wieder nach der ſeinen griff.

— Gute Nacht! — flüſterte er und näherte ſein Geſicht dem ihren. Kam ſie ihm entgegen oder träumte er nur? Es ſchien ihm ſo, doch ſie küßte ihn nicht wieder, nur die Lippen hatte ſie halb geöffnet, während die ſeinen ſich darin vergruben. Dann floh ſie die Treppe hinauf. Er hatte ihr noch ſagen wollen, daß er morgen käme. — Es war unnötig, ſie nahm es ja doch als beſtimmt an . . . . .

Als er im Coupé ſaß, brannten ihm noch Stirn und Wangen vor Erregung, er dachte an den Abſchiedskuß. Wie weiche Lippen ſie hatte! Wie wunderweich! Ihr Wort tönte ihm noch in den Ohren: ſie wolle „ſinnen“. Sinnen, ſagte er vor ſich hin, und das gleichmäßige Geräuſch, das Klappern und Stampfen der Räder auf den Schienen tönte ihm, während er zum Fenſter hinaus in die Nacht blickte, im Takt in den Worten aus: ſin=nen, ſin=nen, ſin=nen. Die Laute ſchienen einen beſonderen Klang anzunehmen, ſo weich, ſo lieb, ſo zart. Halb im Schlaf hörte er es immer noch. Endlich fielen ihm die Lider zu. Er träumte: Das ganze Regiment war aus-

gerückt, in Parade aufgeſtellt. Dagmar fuhr im Wagen daran vorbei. Die Muſik ſpielte, die Offiziere ſalutierten, dann neigte ſich die ganze Front, wo ſie vorüber kam, die Pferde ſchienen ſich mit zu beugen, laut wiehernd, daß es wie Jubel klang. Und Dagmar dankte mit dem Haupte. Er ſtand auch in der Front, ihr Wagen fuhr dicht an ihn heran, und dann ſaß er plötzlich neben ihr in den Polſtern. Der Oberſt brachte ein Hoch aus, und das ganze Regiment rief, während die Offiziere den Säbel kreiſen ließen, brauſend: „Hurra! Hurra! Hurra!“

Dagmar aber neigte ſich zu ihm und küßte ihn auf den Mund! . . . . . .

IV.

Dennoch hatte Dagmar ihn noch nicht geküßt, ja ihm kaum die Lippen geboten. Das „Sie“ war dem Worte der Liebe noch nicht gewichen. Nur er hatte in jenem Briefe um ihre Liebe geworben, aber ſie noch nicht um die ſeine: kein Geſtändnis war von ihrem Munde gegangen.

„Liebt ſie mich denn wirklich?“ fragte ſich Harff am nächſten Morgen. Er war ſehr zerſtreut beim Dienſt und kümmerte ſich kaum um die Abteilung, die er reiten laſſen ſollte. Ja, er vergaß ſie ſogar zeitweiſe vollkommen, ſo daß es ihm widerfuhr, daß er es gar nicht gewahr wurde, wie der Oberſt plötzlich in die Bahn geritten kam. Erſt nachdem ihn ein Gefreiter darauf aufmerkſam gemacht, kommandierte er:

— Eskadron, halt! — und — Richt euch!

Dann meldete er.

— Bitte, laſſen Sie ſich nicht ſtören! — dankte der Oberſt.

Auch ſpäter bei Tiſch verſank er wiederum in tiefes Nachdenken. Jene Frage kam ihm nicht aus dem Sinn, ob ſie ihn liebe. Dann quälte es ihn, daß ſie ihn noch nicht „Du" genannt, und er begann zu zweifeln, indem er ſich einbildete, ſie müſſe ihn zuerſt damit begrüßen. Da ſie es nun noch nicht gethan habe, ſo könne er auch ihrer Zuneigung nicht gewiß ſein. Aber dennoch hatte ſie ſich küſſen laſſen, ſie hatte nicht widerſtrebt, ſich nicht gewehrt!

Beim gemeinſamen Mittagstiſch der Junggeſellen des Offizierkorps im Kaſino waren nur Graf Holzberg, der Adjutant und er anweſend, denn in der Stadt war bei einem der verheirateten Rittmeiſter Diner, und dort die meiſten Leutnants eingeladen. Feller fiel Harffs Schweigen wiederum auf. Er fragte jedoch nicht, da er von ihm das letzte Mal erregt abgefertigt worden war. Nach Tiſch blieben Holzberg und der Adjutant noch im Kaſino ſitzen. Harff ging fort, er habe Dienſt, meinte er. Die beiden Zurückbleibenden laſen jeder für ſich eine Zeitung. Plötzlich fragte Holzberg:

— Was hat denn nur Harff, heute hat er wieder bei Tiſch kein Wort geſprochen!

— Ja, das möchte ich auch wiſſen, eine Verſtimmung . . . . .

— Na, aber dieſe Verſtimmung dauert doch ſchon eine ganze Weile!

Hinter ihnen ertönte eine Stimme:

— Où est la femme? Ich ſage nur: Où est la femme?

Es war Bodhem, der lautlos eingetreten war und das Geſpräch mitangehört hatte.

— Wie ſo? — fuhr Feller herum.

— Warum denn nicht? Ich meine, die Frage iſt am Platze! Der gute Harff hat ſich irgendwo ſterblich verliebt, und er, der die Sache doch immer tragiſch nimmt ..... er nimmt ja ſo vieles tragiſch ..... wird wohl nun nicht mehr wiſſen, wo ein noch aus!

Der Adjutant ſchwieg. Er nahm ſich vor, bei paſſender Gelegenheit doch noch einmal mit dem Freunde zu reden. Holzberg fragte:

— Woher wollen Sie denn das wieder mal wiſſen, Bodhem? Übrigens Harff ſind eigentlich Frauenzimmer immer ziemlich gleichgültig geweſen!

— Eben drum! Wenns dann 'mal zum Klappen kommt, dann fällt ſo einer am allerſicherſten 'rein. Das iſt die alte Geſchichte: Keine Leiſtung ohne Vorbereitung. Immer: ‚tip top fit'. ‚Fit' ſein iſt die ganze Löſung der Daſeinsfrage. Nie ‚außer Training!' Wer ‚trainirt' iſt, der kann ‚Leiſtungen' hinter ſich bringen!

Er lachte laut und fröhlich dabei. Die beiden anderen ſtimmten ein.

— Was ſich der Bodhem da wieder mal in fünf Sekunden für Blech geleiſtet hat! — brummte der Adjutant vor ſich hin. Holzberg aber meinte mit einem Blick auf ſeinen luſtigen Kameraden:

— Es ſoll ja doch auch vorkommen, daß man ‚übertrainirt' iſt, und dann wird die ganze Leiſtung in Frage geſtellt. Auf der ‚Höhe der Kondition' bleibt man eben leider nicht allzu lange!

Bodhem nahm das durchaus nicht als auf ſich gemünzt an, ſondern fuhr fröhlich fort:

— Ja, das iſt eben der ewige Kreislauf der Dinge! Darin liegt gerade die Schwierigkeit. Man muß ſich auf den Standpunkt ſtellen, den ich mir im Lauf der Jahre erobert habe: es giebt für mich nur zwei Sorten Weiber. Erſtens: ‚Damen‘, na, da weiß man ja genau, woran man iſt. Zweitens: Na, ſagen wir ‚nicht Damen‘, da weiß man noch viel genauer, woran man iſt. Wenn man die beiden Kategorien ſcharf auseinanderhält, kann man überhaupt niemals in Verlegenheit kommen. Deshalb iſt auch eigentlich die ganze Weiberfrage ſehr einfach gelöſt, das heißt für den Anhänger meiner Theorie!

— So! — ſpottete Holzberg, — und trotzdem, ich meine trotz aller theoretiſchen Sicherheit, iſt der Graf Egon Bodhem, Leutnant im Dragonerregiment Graf Neidhardt von Gneiſenau, garniſonierend in Sendenberg an der Drehna, praktiſch, wie man ſo munkelt, oft in der allerſchwierigſten Lage!

— Ja, das ſind nur ſo momentane Unſicherheiten, kleine Verirrungen, wie ſie nun mal nicht anders möglich ſind; das will aber nicht viel bedeuten!

Der Adjutant drehte ſich herum und fragte, indem er Holzberg dabei liſtig von der Seite anblinzelte:

— Bodhem, eine Frage: angenommen, Deine Theorie wäre richtig, ſage 'mal, zu welcher der beiden Klaſſen zählſt Du zum Beiſpiel die luſtige Witwe?

Einen Augenblick kam Bodhem doch in Verlegenheit, dann aber zog er ſich aus der Sache:

— Das iſt eine ſchwierige Erörterung. Ich glaube .... na, alſo zur zweiten Klaſſe gehört ſie doch nicht

. . . . aber zur erſten? Sagen wir, ſie iſt ſo gewiſſermaßen das verbindende Glied. Nichts in der Welt ſteht unvermittelt da. Ich möchte ſagen, ſie iſt äußerlich Dame und innerlich, oder . . . . nicht ſo ſchroff: mit dem Munde . . . . ‚nicht Dame‘!

— In dieſem Fall würden Sie zweifelhaft ſein?

— O, durchaus nicht. In allen zweifelhaften Fällen nehme ich immer . . . . . das Schlechte an!

— Alſo ‚nicht Dame‘?

— Das verſteht ſich!

— Der Unterhaltung nach, die Sie mit ihr führen, allerdings!

— Na alſo! — meinte Bodhem . . . . . .

Harff war mittlerweile zum Nachmittagsdienſt gegangen, den er abzuhalten hatte. Bald nach Schluß desſelben ſaß er wieder im Coupé zur Fahrt nach Berlin. Immerfort beſchäftigte ihn noch die Frage, ob Dagmar ihn liebe.

Als ſie vor ihm ſtand, zögerte er einen Augenblick, ſie zu küſſen, wie es ihn auch dazu trieb, er hoffte, daß ſie ihn zuerſt umarmen würde. Sie that es nicht. Da umfaßte und küßte er ſie, dabei glaubte er deutlich den Gegendruck ihrer Lippen zu ſpüren. Dann war er ſeiner Gefühle nicht mehr Herr: er bedeckte ihr Wangen, Mund, Stirn, Augen, Hals und Hände mit heißen Küſſen. Sie blieb wie in einer Erſtarrung.

— Dagmar! — rief er dabei, — küſſe mich, küſſe mich!

Doch ſie lehnte ihr Geſicht an ſeine Schulter und antwortete nicht.

— Küſſe mich, küſſe mich! — wiederholte er. Sie

zuckte nur zuſammen. Da bat er flehend unausgeſetzt, wohl ein Dutzendmal hintereinander:

— Küſſe mich, küſſe mich, küſſe mich!

Er fühlte ihre Arme feſt ihn umſchließen. Immer noch verſteckte ſie ihr Geſicht an ſeiner Schulter. Endlich richtete ſie ſich auf, nahm ihn mit der einen Hand beim Kopf, ſenkte ihre Lippen auf die ſeinen und küßte ihn lange und heiß, daß ihm faſt der Atem verging. Ihre Bruſt hob ſich ſtürmiſch, ihr ganzer Körper ſchien in Erregung. Die Augen hatte ſie geſchloſſen. Harff war faſt von Sinnen vor Freude.

— Dagmar, liebe, liebe Dagmar! — rief er, als ſie ihn losgelaſſen, und dabei gebärdete er ſich wie ein Kind. Er nahm ihre Hände, küßte ſie auf der Innenſeite die Finger hinunter, dann legte er ſich ihre Fläche auf ſein heiße Stirn. Er küßte ihr Haar, daß kein Fleckchen unberührt blieb. Sie aber barg ihr glühendes Geſicht an ſeiner Bruſt.

Da bemerkte er plötzlich voll Schrecken, daß ſie ſchluchzte.

— Dagmar! — Er richtete ihr Antlitz auf, um ihr in die Augen zu ſehen. Doch ſie ſuchte ſich zu verſtecken.

— Was haſt Du? — fragte er, ſie immerfort ‚Du‘ nennend, ohne daß er ſich deſſen ſelbſt bewußt geworden wäre.

Es war keine Abſicht, kein Vorſatz, es kam von ſelbſt, es war natürlich.

Sie weinte fortgeſetzt.

— Thu' ich Dir wehe? Habe ich Dich gekränkt? Dagmar, biſt Du mir böſe, zürnſt Du mir? ging unauf-

hörlich ſein Fragen. Dabei küßte er ſie von neuem, um ſeine vermeintliche Schuld gut zu machen.

— Weshalb weinſt Du, Dagmar?

— Keine Antwort.

— Küſſe mich! Während ihr noch große Perlen in den Augen ſtanden, legte ſie beide Arme um ſeinen Hals. Sanft machte er ſich los und fragte wieder:

— Weshalb weinſt Du?

— Sie müſſen nicht ſo . . . . .

— Du! Du! Dagmar? ſage Du. — flehte er, aber ſie konnte ſich noch nicht überwinden.

— Sage Du, Du, bitte, Dagmar!

Lange ſchaute ſie ihn zweifelnd an, dann machte ſie den Verſuch, als wollte ſie etwas ſagen, doch das Wort kam ihr nicht über die Lippen, ſondern ſie legte wiederum nur ſchweigend ihren Kopf an ſeine Bruſt.

Wiederum bat er:

— Dagmar! Du! Nur einmal, ein einziges Mal Du!

Sie hob ſich von ſeiner Seite und ſagte, während ſie ihm in die Augen blickte, innig, faſt feierlich:

— ‚Du‘!

— Nun küſſe mich!

Sie küßte ihn.

— Weshalb weinteſt Du, Dagmar?

Sie konnte ihm aber noch keine Antwort geben.

— Weil Du böſe?

Sie lächelte ihn kopfſchüttelnd an.

— Dagmar, weshalb? über mich?

Wieder verneinte ſie.

— Sage Dagmar!

Dabei hob er ihren Kopf. Sie ſuchte nach einem Wort und ſtammelte:

— Von .... wegen .... wegen .... — Nun ſchien ſie es gefunden zu haben. Langſam ſprach ſie, jede Silbe einzeln betonend, in ihrer ein wenig fremden Ausſprache, das Wort, das ſie ſich ſelber erfunden:

— Wegen der .... Glückesſeligkeit.

Ohne Bitte Harffs drückte ſie ihm, ſchnell wie ein Hauch, nur wie ein Nippen, den Mund auf die Lippen und verſteckte ſich errötend an ſeinem Rocke.

Sie hatte ihn freiwillig geküßt .....

Nun begann ein gegenſeitiges Fragen und Erzählen, doch während ſie ſprachen, fiel Dagmar immer wieder in das Sie zurück oder umging, ſo gut wie ſie es vermochte, ihn anzureden. Sie ſuchte den Satz ſo zu wenden, daß kein Du darin vorkam.

Nach langem Zögern, nachdem er mehrmals angeſetzt, ſich ſo und ſo oft überlegt hatte, ob er die Frage thun ſolle, und dann immer noch einmal zurückgeſchreckt war, fragte er ſie, ob ſie ihn liebe.

Er hatte gebebt und gebangt vor dieſen paar Worten, gemeint, daß ſie ihm nicht antworten werde, und befürchtet, er müſſe lange bitten, ehe ſie ſpräche. Nichts dergleichen Sie fragte ihn nur ganz einfach, als ſei es nicht anders denkbar:

— Hätten ..... — .... Du mich ſonſt küſſen dürfen?

Er ſchloß ſie in ſeine Arme. Nun ſprachen ſie kein Wort weiter, ſondern hielten ſich ſtumm umſchlungen, bis das Klopfen der Wirtin daran mahnte, daß es Zeit ſei zur Vorſtellung. Das neugierige Hereinſtürmen ohne

Antwort abzuwarten, hatte Harff der Frau Hänſel durch ein paar ſehr deutliche Worte ausgetrieben. Nun that ſie ſo, als ſchmolle ſie, und ſpielte ihm gegenüber die Beleidigte, indem ſie beim Öffnen der Thür heute, da er gekommen, nur mit ihrem kürzeſten, unverſchämteſten Kopfnicken begnadete . . . . . .

Nach der Vorſtellung erwartete er Dagmar am Bühnenausgang. Das war ihnen jetzt zu Gewohnheit geworden. Und nun blieben die beiden im Flur des Hauſes miteinander ſtehen. Zum Hinaufgehen war für Harff, der ſeinen Abendzug nicht verpaſſen durfte, keine Zeit mehr.

— Er fragte ſie — das brannte ihm noch auf dem Herzen — ſeit wann ſie ihn denn liebe, aber da wich ſie aus und meinte, nur die Thatſache allein müſſe ihm doch genügen. Endlich, um ſeinen ſtürmenden Bitten auszuweichen drehte ſie die Frage um, indem ſie dasſelbe zu wiſſen begehrte. Schließlich kamen ſie dahin überein, ſich gegenſeitig zu ſchreiben. Zwar bangte ihr davor, wegen ihrer ungenügenden Kenntnis der Sprache, wie ſie ihm als Grund angab, in Wirklichkeit wegen der Antwort, ja ſogar wegen der Anrede, wegen des Du, das geſchrieben doch noch anders war, als geſprochen.

Sie ſchieden mit einem Gutenachtkuß. Kein Zögern von der Seite des Weibes, kein Anſtürmen von der des Mannes: ein gleichzeitiges Entgegenkommen im ſelben Antriebe, zur ſelben Zeit, mit derſelben Glut. Jeder gab, ſo viel er empfing, und nahm, ſo viel er ſchenkte. Es war die Vereinigung zweier Menſchen, die nach nichts fragten, an nichts anderes dachten, für nichts Fremdes mehr empfanden, als für das, was die Natur ihnen eingegeben: die Liebe.

V.

Am nächſten Tage konnte Harff wegen einer Inſtruktionsſtunde, die er zu geben hatte, nicht nach Berlin fahren, aber es wurde ihm diesmal nicht ſo ſchwer, denn er hatte ein Rätſel mehr zu löſen, er war ſeiner Sache ſicher: Dagmar liebte ihn, ſie küßte ihn, ſie gab ihm das „Du“ der Liebe. Er ſehnte ſich nach ihr, aber er rechnete mit der Möglichkeit, indem er zu ſeiner eigenen Verwunderung einſah, daß auch einmal die Stunde kommen mußte, wo ſie voneinander getrennt waren. Es war, als ſei jener Frieden eingetreten, wie er auf dem Weltmeer den Schiffer wieder Atem ſchöpfen läßt, wenn der Sturm tage- und wochenlang alle Nerven bis auf das äußerſte angeſpannt gehalten hat. Nun ſaß er am Schreibtiſch und begann den verſprochenen Brief. Er dachte an den erſten, den er ihr geſchrieben, wie oft er da im Begriff geweſen, das Begonnene wieder beiſeite zu werfen, wie ſchwer ihm der Ausdruck geworden, wie er ſchließlich ſogar gezögert, das fertige Schriftſtück überhaupt noch abzuſenden. Heute dagegen, wie anders, es ging ohne Abſetzen. Die Feder haſtete nur ſo über das Papier und er ſchrieb:

> Sendenberg, weit von Dir, ohne Deine Hand zu fühlen, Deinen Kuß zu empfinden, Deine liebe Stimme zu hören!
>
> Meine liebe, ſüße, niedliche, herzige, geliebte, angebetete .... ach, was ſind Worte .... Dagmar!

Schildern ſoll ich Dir, wie ich dazu kam, Dich zu lieben? Seit wann ich Dich liebe? Wie ſoll ich das ſagen, ich kann es doch eigentlich nicht, denn ich vermag mir kaum darüber Rechenſchaft zu geben. Nur eins weiß ich unumſtößlich gewiß, daß ich Dich liebe! Und das iſt ſo in mir ausgeprägt, das beherrſcht mich ſo ganz, daß ich faſt meine, es habe mir den Gedanken an die Vergangenheit verlöſcht, in großer, glückſeliger, mächtiger Gegenwart! Was weiß ich noch von früher! Iſt es mir doch, als gäbe es nur ein Heute, ein Jetzt und kein Geſtern. Mein Heute aber iſt, wenn ich Dich in den Armen habe, wenn ich an Deinem Munde hängen darf und Dir die Lippen mit den meinen ſchließen.

Mich dünkt die ganze Vergangenheit ſei verſunken, als habe ich früher nicht einmal gelebt und ſei nun erſt zum Bewußtſein gekommen, erwacht in einer neuen Welt. Nur das weiß ich, aber nur weil dieſe Welt Glück heißt, und ich aus dumpfer Gleichgültigkeit kam! Wie kann ich Dir da reden von dem ‚wie es kam und wurde und wann und warum'! Es iſt! Das iſt alles! Es iſt! aber mir ſcheint, als ſei es ſeit dem erſten Augenblicke geweſen, als habe an jenem Abend, da ich Dich zum erſtenmal geſehen, ehe ein Laut von Deinen Lippen entfloh, die Liebe in mir ihr Feuer entzündet, als habe ſie nur gewartet, daß Du erſcheinen, in mein Leben treten ſollteſt, um den Königsthron meines Herzens einzunehmen, der frei war nur für ſie!

Da liebte ich Dich, und nun hat meine Liebe alles andere verdrängt, nichts durfte neben ihr bleiben.

So kam ſie nicht, ſie war da, und nun iſt ſie Herrſcherin über alles! Ihr Name aber heißt Dagmar! —

Eine Schlußformel ſetzte er nicht darunter, das ſchien ihm zu banal, nur in die Ecke ſchrieb er noch, wie eine Unterſchrift:

„Ich küſſe und küſſe Dich, Dagmar! Meine Seele iſt bei Dir!“

Er las den Brief ein-, zweimal durch, diesmal ſchien er ihm nicht zu viel, ſondern zu wenig zu ſagen, er fand ihn zu nüchtern und kalt und im Ausdruck ſeinen Gefühlen nicht entſprechend, doch er ſchob dies auf die Sprache, die er nicht genug zu meiſtern verſtünde. —

An dieſem Tage war er im Verkehr mit den Kameraden ein ganz anderer, ſo daß nach dem gemeinſamen Eſſen im Kaſino, als man im Leſezimmer noch bei einer Taſſe Kaffee und einer Cigarre beiſammen ſaß, ſich Holzberg und Feller verſtändnisinnig anblickten, da Harff aufgeräumt und guter Dinge ſchien, wie nicht ſeit langer Zeit.

— Hat er etwa ein Glas über den Durſt getrunken? — fragte Holzberg verſtohlen den Adjutanten.

Bodhem aber raunte ihnen zu:

— Er hat ſich entſchieden, das iſt der ganze Witz!

Die andern blickten ihn fragend an.

— Nun, ich meine, er hat gewählt, ob ſie meiner erſten oder zweiten Klaſſe angehört! . . .

Gegen Abend kam Harff nach Haus, er hatte es nicht eilig gehabt, denn er erwartete Dagmars verſprochenen Brief nicht vor dem anderen Morgen, da ſie ihm geſagt, ſie ſchriebe erſt „morgen Mittag.“ Dennoch, um ja nichts zu verſäumen, ſah er im Briefkaſten nach. Er war leer. Auf dem Schreibtiſch aber lag ein Brief. Sie hatte alſo doch früher geſchrieben. Er riß ihn ungeduldig auf und las:

Berlin, Dorotheenſtraße 7, bei Frau Hänſel.

Söter, lille Richard! Min kjaereſte Ven!

Nicht ſollſt Du wiſſen, wie ſehr ſchwer für mich dieſer Brief iſt, denn von einer Mädchen wollen, daß ſie erklärt, wie ſie einen Mann liebt, iſt für ſie zu ſchwer faſt. Und nun ſoll ich auch noch ſagen, ſeit wann ich Sie — Dich habe in mein Herz geſchloſſen? Ach, wie ich kann das wiſſen ſo genau und doch will ich ſagen, daß ich es weiß ganz gut, aber es iſt ſo ſchwer und ich ſchäme mir ſo, denn wenn Du ſehen könnteſt mich hier ſitzen, wüßteſt Du, daß mir iſt, wie ich zu Dir habe geſungen einmal in Deine ſo ſchöne deutſche Lied:

Die Glut im Herzen ſtieg empor,
Empor ihr in die Wangen,
Und blieb dort, da ſie glühend ſchwieg,
Als Purpurantwort hangen!

Nun ſage ich Ihnen — Dich, ich kann mir noch nicht gewöhnen und ſage doch immer vor Du, Du, Du! Weiß Du in Skodsborg da war ich ſo böſe, daß Du mit mir zu ſprechen anfingſt, und doch wie Du das geſagt haſt, war ich nicht böſe. Dann die Entſchuldigung und alles, alles, da habe ich den böſen Mann aus Tyskland nicht können vergeſſen. Da iſt wohl die Liebe ſo hurtig gekommen, da ich mich gefürchtet habe vor der Erinnerung an Dich und Dir nicht wollte wieder ſchreiben. Ich habe gedacht, ich will ihn in Berlin nur ſehen, er wird ſich ja auch nicht mehr erinnern an die arme Sangerin, denn die Adreſſe iſt nur geweſen für den Augenblick. Und ich

habe mich ganz gewiß geſchämt, daß Du es nicht merken ſollſt, denn Du mußt mich nicht für ſchlecht glauben, da ich noch keine Mann geliebt habe. Aber nun iſt es ſo glykkelig in mir! Ich gehöre Dir und bin Dir untergeben bis an das Ende, bis ich muß ſterben. Ich bin krank zu Dir, ſo krank und ich will Dir gehören bis an den Schluß. Als ich einmal ſoll ſterben müſſen.

Ich küſſe Dich, min Lew
Deine
bis an das Sterben treue
Dagmar Gjellrup.

Min Lew, wann ſollſt Du kommen bei Deine Dagmar? Ich ſchäme mich ſo ſehr ganz gewiß, daß man es nun leſen kann, daß ich Dich ſo ſehr liebe!

Ich denke an Dich jeden ewigen Tag.

Sonderbar ſchien die Unterſchrift mit Familiennamen. Aber was fragte er danach. Kritik war ihm geſchwunden! Er küßte den Brief und las ihn von neuem, nachdem er ihn kaum beendet. Er betrachtete das „Du", das ihr, wie es ſchien, ſo ſchwer geworden, er lächelte über das ausgeſtrichene „Sie" und beantwortete ſich laut ihre Frage, wann er käme, mit einem: Morgen! Wie lieb war ihre Scham darüber, daß ihr Geſtändnis nun jemand leſen könne! Wozu die Angſt? Er behielt es ja für ſich als Heiligtum! Kein Menſch durfte es in die Hände bekommen. Sogleich ſteckte er den Brief in ſeine Brieftaſche, als wolle er ſich vergewiſſern, daß niemand dazu könne, als er allein. Aber lange ließ er das Papier nicht ſtecken, ſondern nahm es immer wieder heraus, um es durchzuleſen und an die Lippen zu preſſen. Immer entdeckte er

neues, was er meinte bisher überſehen zu haben. Wie ein Kind freute er ſich über das „min Lew“, über den däniſchen Anfang. Da ſchien ihr offenbar das fremde Idiom zu arm für ihr Gefühl, und ſie mußte in ihrer Mutterſprache den mit Koſenamen bedenken, den ſie liebte. Die Worte „ich küſſe Dich“ am Schluſſe beſeligten ihn am meiſten. Jedesmal wenn er ſie las, vergegenwärtigte er ſich ihren Kuß. In Gedanken war es ihm, als fühle er ihre Lippen, dieſe weichen Lippen, die ſich immer halb öffneten, wenn ſie empfingen, als müßten ſie recht in ſich aufnehmen und einſaugen, was ihnen der Mund des Mannes bot.

Am anderen Nachmittage war Harff bereits wieder in Berlin, bei Dagmar. Er ſchien nur noch zum Dienſte in ſeiner Garniſon zu verweilen. Sie war beglückt über ſeinen Brief geweſen, ſie nannte Harff einen Dichter, einen Poeten, während dieſer doch ſelbſt am beſten fühlte, wie ihm die Worte gemangelt, wie die Sprache über ihm ſtand, indem er nicht auszudrücken vermochte, was ihn beherrſchte. Da hatte er ſie noch einmal um ſeinen Brief gebeten, er wolle ihn wiederum leſen, weil er ihn doch gefühllos fand, während ſie ihn ſo bewunderte. Sie ſchämte ſich faſt zu geſtehen, wo der Brief verborgen war, ſie trat an das Fenſter, ihm den Rücken kehrend, und neſtelte ſich das Papier aus dem Kleide. Sie hatte es auf der Bruſt, am Herzen getragen.

Am nächſten Tage kam er wieder, um ſie abends nach der Vorſtellung wieder zu verlaſſen, und ſo ging es faſt Tag für Tag mit nur wenigen Unterbrechungen, dadurch herbeigeführt, daß Harff, aus dienſtlichen Rückſichten oder wegen nicht zu umgehender geſellſchaftlicher

Pflichten gezwungen war, in Sendenberg zu bleiben. Heiße Sehnsucht nach Dagmar empfand er, aber er fügte sich, indem er lernte, sich der Notwendigkeit zu beugen.

Nun mußte Harff lächeln, wenn er seines Zustandes an jenem ersten Sonntage gedachte, wo er nicht hatte nach Berlin fahren können, da er durch Tagesdienst verhindert war.

So waren Wochen vergangen und alles beim alten, denn auch das Osterfest, Mitte April, hatte keine Änderung gebracht. Er mußte in der Garnison bleiben, da er für seinen beurlaubten Rittmeister die Schwadron zu führen hatte.

Das Engagement Dagmars näherte sich seinem Ende. Sie hatte sich nach einem Gesanglehrer umgesehen, und es war ihr ein Professor Raßmann empfohlen worden, von dem sie sich prüfen ließ. Er war über ihre Stimme entzückt und erklärte sich bereit, die Stunden zu übernehmen. Seine Honorarforderung war nicht allzu hoch, aber er meinte, unter $2^1/_2$ bis 3 Jahren keine Gewähr übernehmen zu können, die Stimme vollkommen auszubilden, so daß sie eine Bühnenverpflichtung erhalten könne. Er war wie sie der Ansicht gewesen, daß es vernünftig sei, sich dem deutschen Theater widmen zu wollen, weil in ihrem Geburtslande ihr Wirkungskreis doch nur ein sehr beschränkter sein konnte, da sie fast nur auf die königliche Oper in Kopenhagen angewiesen blieb. Dagmar freilich hatte noch einen zweiten Grund zu ihrem Entschlusse, das war der Wunsch, in der Nähe des geliebten Mannes in Berlin zu bleiben. Sie fragte Harff um Rat und nannte ihm die Summe ihres väterlichen Erbteiles. Sie berechneten daraus, daß mit Wohnungsmiete,

Kleidung, Nahrung und allem Sonstigen, dessen sie auch bei bescheidenen Ansprüchen bedürfen würde, das Geld für die Studienjahre gerade ausreichen könnte. Von der zweimonatlichen hohen Gage, die sie im Wintergarten empfing, konnte sie auch noch eine Summe zurücklegen, um die dann folgende erste Theaterzeit nicht ganz mittellos zu sein. Den Stimmfonds hatte Professor Raßmann doch als so außergewöhnlich erkannt, daß er auf die Ausbildung drang, denn er meinte, mit dieser Schülerin Ehre einlegen zu können. Er zeigte derartiges Interesse an der Zukunft des Mädchens, daß er ihr endlich den Vorschlag machte, falls sie auf sein Anerbieten einginge, das Honorar um ein bedeutendes herabzusetzen, um ihr die Möglichkeit zu gewähren, nebenbei noch, zur Vervollkommnung ihrer Bildung, Unterricht in allerlei Fächern zu nehmen. Er riet ihr zu deutscher Sprache, Litteratur, Geschichte, Geographie und nannte ihr eine ältere Schauspielerin, deren Schülerin sie im dramatischen Unterricht werden sollte, da es voraus zu sehen war, daß im Spiel die schwache Seite ihrer Begabung liegen würde.

Dies schien alles geordnet und war bereits abgemachte Sache, aber Harff lag noch etwas am Herzen: er wollte Dagmar bereden, eine andere Wohnung zu nehmen. Diese Frau Hänsel mit ihrer unverschämten Neugierde, ihrer schmeichelnden Kriecherei einerseits, ihrer familiären Aufdringlichkeit anderseits, war ihm ein Greul, und es schien ihm höchst sonderbar, daß Dagmar mit der Frau ganz zufrieden war, nichts Schlechtes und Unangenehmes an ihr finden konnte, sie sogar immer in Schutz nahm, indem sie sagte: „sie meint es ja nicht so.“ Das gute Ding! dachte Harff, sie ist so rein und lieb, daß sie die Gemeinheit dieser Frau eben

gar nicht bemerkt! Aber er beſchloß dennoch, Dagmar hier fortzubringen. In der Lage der Wohnung des Profeſſor Raßmann fand er hierzu den Anlaß. Der Profeſſor wohnte weit draußen in Weſten, in der Motzſtraße, noch über den Nollendorfplatz hinaus. Hinter dem Hauſe lag ſchon freies Feld. Dazu befand ſich die Wohnung der dramatiſchen Lehrerin, die ausgeſucht worden, nur wenige Schritte davon am Lützowplatz. Da ging denn Harff mit dem Gedanken um, irgendwo im Potsdamer Viertel für Dagmar eine Wohnung zu ſuchen. Nach langem Umherſpüren fand er etwas Paſſendes. In der ſonſt nicht wohlfeilen Matthäikirchſtraße, in unmittelbarer Nähe des Tiergartens, nur ein paar Schritte von den Pferdebahnen nach dem Nollendorf- und Lützowplatz, gelang es ihm, ein kleines Parterre ausfindig zu machen, das ſehr billig ſchien, da es wegen eines verbauten Hinterhauſes keine Tiefe hatte und ſomit für eine Familie zu klein war. Es beſtand nur aus zwei Zimmern, einer winzigen Küche und einem Mädchengelaß. Harff war glücklich über ſeinen Fund, er teilte die Entdeckung ſofort Dagmar mit. Dieſe ſah zwar zuerſt die Notwendigkeit eines Verlaſſens ihrer bisherigen Wohnung nicht recht ein, aber da ſie die ihr zwar nicht erklärliche, aber nun einmal beſtehende Abneigung des geliebten Mannes gegen Frau Hänſel kannte, ſo fügte ſie ſich endlich. Am erſten Mai ſchon ſollte der Umzug bewerkſtelligt werden. Ein Umzug war es ja eigentlich kaum zu nennen: ein Koffer und ein Korb bargen ihre ſämtlichen Habſeligkeiten.

Eine Sache hatte Harff in der erſten Freude über die, wie ihm dünkte, glückliche Wahl gänzlich überſehen: das Parterre war unmöbliert. Es handelte ſich alſo darum,

Möbel zu beſchaffen. Darauf war nicht gerechnet, ſie konnte den Notpfennig, über den ſie ſich ſo gefreut, nicht angreifen, ſie durfte es nicht, ſie ſollte es auch nicht. Kurz entſchloſſen ließ Harff die kleine Wohnung durch einen Tapezier ſo ſchnell als möglich gemütlich und nett, wenn auch einfach, einrichten. Er deckte die Koſten. Wenn ſie nun aber danach fragen würde, was ſollte er ſagen? Sie würde ſich nichts von ihm ſchenken laſſen! Das war ſeine einzige Sorge, und er bangte ein wenig vor dieſer Möglichkeit. Aber die Zukunft belehrte ihn eines andern. Dagmar, die bisher immer nur ein Wohnen „möbliert“ gekannt, fragte nicht einmal danach. Was wußte ſie davon, um ſolche Dinge kümmerte ſie ſich nicht. Sie nahm es als gar nicht anders denkbar an, als daß die Möbel dem Wirt gehörten und in der Mietſumme mit einbegriffen ſeien. So kam es, daß ſie einmal, als ſie eben eingezogen war, da Harff, um eine kleine Stutzuhr aufzuziehen, die zwiſchen den Fenſtern hing, auf einen Stuhl trat, ängſtlich hinſtürzte, ein Wiſchtuch unterzubreiten, indem ſie rief:

— Was wird der Wirt ſagen, wenn wir die ſchönen Stühle kaput machen!

Harff ſchwieg betroffen.

Dagmars Tageslauf war jetzt geregelt: früh von zehn Uhr ab bis mittags Unterricht, am Nachmittage gewöhnlich auch ein bis zwei Stunden, dazwiſchen ging ſie eſſen in ein nahegelegenes Reſtaurant auf der Potsdamerſtraße, denn ſelbſt kochen konnte ſie nicht, und ihre Aufwartung beſorgte nur das Reinigen der Zimmer. Wenn Dagmar vom Nachmittagsunterrichte zurückkehrte, ſo dauerte es auch nicht mehr lange, dann erſchien der Ge-

liebte, um nicht wieder fortzugehen, bis ihn sein Zug in die Provinz zurückrief.

Das war ein glückliches Leben, und sie freute sich so herzlich über jede Kleinigkeit ihres neuen Daseins. Nun war es ihr zum erstenmal wie eine Ahnung des Elternhauses aufgedämmert: hier in der eigenen Wohnung, den an der Seite, den sie liebte. Jetzt fragte sie überhaupt nach nichts mehr, alles, was um sie her vorging, war ihr gleichgültig. Dies Leben war ihre Welt, und dieser Welt Mittelpunkt, dieses Lebens Sonne, um die sich alles drehte, von der alles abhing und Wärme empfing, ohne die ein Sein, ein Gedeihen, ein Wachsen nicht denkbar: war für sie Harff. Sie war versunken in ihn, in seine Liebe, sie hatte die Fühlung mit den Mitmenschen gänzlich verloren. Auch bei ihr verschwand nun jede Frage nach dem Wohin? Die Gegenwart allein schien ihr köstlich, an die Zukunft dachte sie nicht, alles Zögern der Vergangenheit, alle Bedenken, alle Zweifel, alle Sorgen hatte sie begraben, sie war nur noch eins, aber dieses voll, wahr und rein: Gefühl!

VI.

Ein halbes Jahr war vergangen. Das Manöver hatte auf kurze Zeit die Liebenden auseinandergebracht, aber an Rasttagen hatte es Harff dennoch ermöglicht, nach Berlin zu kommen, wenn auch nur ein paar Stunden. Das waren Festtage gewesen für die beiden.

Während dieser Zeit, wo er nicht täglich bei Dagmar sein konnte, kam sie sich so verlassen, einsam, elend, un-

glücklich vor, daß ſie fühlte, wie er allein ihres Lebens Inhalt geworden. Und er, der nun in der jüngſt vergangenen Zeit die volle gute Laune und Friſche wieder gewonnen hatte, über die er früher gebot, wurde während der Herbſtübungen von neuem träumeriſch und in ſich gekehrt.

Eins nur war ſonderbar, daß bisher Harffs Liebe den Kameraden verborgen geblieben. Aber das ſchien dadurch erklärlich, daß mehr oder weniger jeder ſeinen eigenen Intereſſen nachging, und am Ende Berlin groß genug war, um wenigſtens eine geraume Zeit hindurch das Treiben des Einzelnen zu verbergen. Nur Feller hatte von Harffs Leben durch einen Zufall Kenntnis erhalten. Er war auf der Matthäikirchſtraße einmal am Sonntage, unmittelbar vor Ausrücken des Regiments zum Manöver, bei einer befreundeten Familie eingeladen geweſen. Das Haus lag ſchräg gegenüber von Dagmars Wohnung. Als er nach Tiſch rauchend und plaudernd mit dem Hausherrn am Fenſter ſtand, erkannte er drüben auf der andern Seite Harff in Civil. Bei der Rückfahrt am Abend nach Sendenberg hatte er ihm ſcherzhafter Weiſe zu verſtehen gegeben, daß er ihn von weitem geſehen. Harff lachte und forderte den Beweis, indem er genaue Angabe von Ort und Zeit verlangte.

— Heute nachmittag, etwa zehn Minuten vor ſechs Uhr, biſt Du in das Haus Matthäikirchſtraße einhundertvierundneunzig gegangen, ſtimmt's?

Harff wurde verlegen und gab es ſchweigend zu.

Feller mußte daraus entnehmen, daß es dem Freunde unangenehm ſei, ſich erkannt zu wiſſen und fragte nicht weiter. Er war der Überzeugung, daß ihm Harff ſchon

einmal ſelbſt den Grund mitteilen werde. Schließlich war ja auch gar nichts dabei.

Feller ſollte es ſofort erfahren. Harff ſchüttete ihm ſein ganzes Herz aus und beichtete von Anfang bis zu Ende. Es hatte ihn längſt geſchmerzt, ſchweigen zu ſollen. Aber hatte er es anfangs inſtinktiv gethan, ſo war doch bald Abſicht dabei geweſen, denn hätte er zu mehreren geſprochen, der Spott der Kameraden wäre nicht ausgeblieben. Er hätte unwillkürlich in Farben geſchildert, die eine tiefere Anteilnahme ſeines Herzens gezeigt, ja die möglicher Weiſe ſolche Überſchwenglichkeit zur Schau getragen, daß der Hohn der anderen, die ſolche Dinge nicht ſo ernſt nahmen, ihn getroffen und verletzt haben würde. In einem leichtſinnigen, frivolen, wenn auch liebenswürdigen Tone davon zu reden, wie etwa Bodhem es gethan haben würde, das vermochte er nicht. Schon Dagmars Name im Munde der Kameraden hätte ihm wie eine Entweihung geklungen, ſie nun gar den Deutungen, oder vielmehr ohne jeden Zweifel den Mißdeutungen loſer Zungen auszuſetzen, das hätte ihn ſo empört, daß es zu harten Worten gekommen wäre. War doch ſchon ſeine Anſchauung eine ſolche geworden, daß er die kleinen Liebeleien der anderen nur mit Ekel und Abſcheu, faſt ſogar mit Verachtung betrachtete. Wenn ihm etwas derartiges zu Ohren kam, mußte er mit ſich ſelbſt kämpfen, um zu ſchweigen. Mehr als einmal hatte es ihn bei ſolchen Gelegenheiten gelüſtet, laut zu rufen: „Was gehen mich Eure elenden Liebſchaften, Eure käuflichen Weiber an, mich, den die reinſte, edelſte, uneigennützigſte Liebe geſegnet, die nur einem Mann ein gütiges Geſchick beſcheren kann!“ Und er ging allen ſolchen Geſprächen aus dem Weg.

Dem die Sache mitzuteilen, der ihm von allen am nächſten ſtand, daran hatte ihn bisher eine gewiſſe Scham, Verlegenheit, ein beklemmendes Gefühl gehindert. Er hatte ihm gegenüber den richtigen Augenblick verpaßt und fand ihn nun zur Anknüpfung nicht wieder. Daß Feller jetzt durch einen Zufall ſelbſt darauf geleitet war, löſte ihm die Zunge, und an jenem Abend auf der Eiſenbahnfahrt nach der Garniſon, beichtete er dem Freunde alles von Anbeginn. Mit ſeiner Erzählung wurde er im Coupé nicht fertig, doch er wollte nicht abbrechen, er hatte das Herz zu übervoll. So bat er denn den Adjutanten, ihn noch in ſeine Wohnung zu begleiten. Dort blieben ſie Stunde um Stunde ſitzen, ohne des Verſtreichens der Zeit gewahr zu werden. Was Harff ſo lange mit ſich herumgetragen, womit er verſucht, ſich allein abzufinden, das doch drängte nach Mitteilung, wie alles Glück, er ſchüttete es heute abend in des Freundes Seele aus. Dann holte er Dagmars Photographien, die ſie ihm vor kurzem geſchenkt, und fragte Feller um ſeine Meinung, ob ſie nicht hübſch, ſchön, herzig, ſüß ſei. Als dieſer dann alles beſtätigte, während er ſelbſt die Bilder in die Hand nahm, fügte er noch hinzu, daß ſie alle nicht ähnlich wären, keins jedenfalls günſtig, ſondern ſeine Dagmar in Wirklichkeit noch tauſendmal ſchöner ſei, als alle die elenden Fabrikate es wiederzugeben vermöchten.

Der Adjutant aber hörte ſtumm zu, Harff gegenüber ſitzend, die Augen mit der Hand beſchattet. Er nickte nur von Zeit zu Zeit, um ſeine Aufmerkſamkeit zu bezeugen, und willigte auch in Harffs Vorſchlag ein, ſie kennen zu lernen. Und mit dem Verſprechen, alles für ſich behalten zu wollen, ſchied er. . . . . .

Auf dem Heimwege ſchoſſen Feller allerlei Gedanken durch den Kopf. Erfreut und erlöſt im Sinne der Freundſchaft war er darum, weil er nun alle Gründe zu Harffs Benehmen kannte, das ihm in der letzten Zeit oft ein Rätſel geweſen. Aber anderſeits machte ihm die Angelegenheit Sorge. Harffs Begeiſterung ſchien ihm bedenklich. Seine Gedankenreihen gipfelten ſchließlich in den Worten, die er zu ſich ſprach:

— Ich will wachen, daß er keine Dummheiten macht! ...

Dann war das Manöver dazwiſchen gekommen, ſo daß vor der Hand das in Ausſicht genommene Kennenlernen nicht ſtattfinden konnte. Dem Adjutanten hatte es aus Harffs Darſtellung geklungen, als müſſe jenes Mädchen, das ihn ſo gänzlich in Feſſeln geſchlagen, wirklich anders ſein, als die übrigen ihres Standes. Wenn er auch einigermaßen aus Grundſatz Zweifler war und die ganzen Schilderungen ein wenig der Liebesblindheit des Freundes zuſchob, ſo nahm er ſich doch vor, kein Wort mit ihm über den Punkt zu ſprechen. . . . . .

Es war an einem ſchönen, kühlen Septembermorgen auf dem Sammelplatze der Truppen. Harffs Eskadron war in die ihr bezeichnete Stelle eingerückt und abgeſeſſen, da kam der Adjutant herangeritten, um ihm Guten-Morgen zu ſagen. Der Wachtmeiſter hatte ſeinem Leutnant eben die geſtern noch ſpät abends mit dem Befehle eingelaufenen Poſtſachen übergeben, eine Zeitung und einen Brief Dagmars, denn ſeit er im Manöver war, ſchrieben ſie ſich täglich. Die beiden Offiziere begüßten ſich. Harff zeigte ihm das Couvert, indem er ihm frohlockend zuflüſterte:

— Von ihr!

Feller nickte und ſprach:

— Du, hör 'mal, Harff! ich wollte Dir gern noch was ſagen .... ich habe mir hin und her überlegt .... es ging mir lange im Kopf herum ..... verſprich mir zuerſt, es natürlich nicht übel zu nehmen, willſt Du?

Harff gab ihm die Hand.

Während der Adjutant ſie noch in der ſeinen behielt, ſagte er, dem Freunde ernſt in die Augen blickend:

— Das Verführen eines Mädchens halte ich unter allen und jeden Umſtänden für ein Unrecht!

Harff wollte etwas erwidern, in dieſem Augenblick ertönte es jedoch von mehreren Seiten:

— Die Herren Offiziere!

Der dicke Trompeter Thomas trat, faſt das letzte Wort Fellers abſchneidend, heran und rief:

— Herr Adjutant, die Herren Offiziere!

Feller jagte fort, um rechtzeitig beim Oberſt zu ſein. Harff ſuchte ſchnell ſein Pferd und ſaß auf. In ein paar Sekunden war er mit den übrigen beim General.

Die „Generalidee", darauf die „Spezialidee", der heutigen Übung zu Grunde gelegt, wurde verleſen. Harff war es unmöglich, aufzupaſſen, er konnte das Wort nicht vergeſſen: „Das Verführen eines Mädchens halte ich unter allen und jeden Umſtänden für ein Unrecht!"

„Unrecht?" fragte er ſich, und „Unrecht" ſagte er halblaut vor ſich hin.

— Auf dieſe Offizierspatrouille kommt es mir ganz beſonders an. Bitte, Herr Oberſt, welchen Offizier beſtimmen Sie? — fragte plötzlich lauter als er vorher geſprochen, der General.

Oberſt von Eiger drehte ſich halb im Sattel herum,

ſein Offizierkorps muſternd. Auf Harff blieb ſein Blick haften:

— Herr Leutnant von Harff!

Harff fuhr aus ſeinen Träumen empor und legte die Hand an den Helm. —

Als ſie wieder zum abgeſeſſenen Regimente ritten, rief ihm der Oberſt noch zu:

— Nun, machen Sie Ihre Sache brav!

Aber er hatte keine Ahnung von wie, wo, warum und mußte den „Nobile", der bei ſeiner Schwadron ſtand, erſt bitten, ihm den Auftrag zu wiederholen. Dieſer war traurig darüber, daß er — natürlich — ihn gerade ausgeſucht, um den ganzen „Unſinn", wie er es nannte, „wiederzukäuen".

Das Wort Fellers wollte Harff nicht aus dem Sinn. Noch niemals hatte er auf Offizierspatrouille ſeine Sache ſo ſchlecht gemacht. Ein beſonderes Glück fügte es, daß er wenigſtens noch eine leidliche Meldung ſchicken konnte. Verdienſt war es nicht, denn ſeine Gedanken waren nicht dabei.

Am zwanzigſten September endlich zog das Regiment „Graf Neidhart von Gneiſenau" wieder in Sendenberg an der Drehna ein.

Kaum zwei Stunden ſpäter ſaß Harff in der Bahn, um nach Berlin zu fahren. Er hatte die Stunde ſeiner Ankunft Dagmar telegraphiert, nun ſtand ſie am Anhalter Bahnhof auf dem Bahnſteige und erwartete ihn. Weit beugte er ſich, während der Zug einlief, aus dem Waggonfenſter heraus, um ſie ſchon von weitem ſehen zu können. Als die Wagen hielten, ſtürmte er hinaus und küßte ſie. Wer ſollte es in dem Gewühl der Menſchen bemerken!

Bekannte waren ja nicht mitgefahren. Dagmar nahm ſeinen Arm. Sie bummelten die Königgrätzer Straße hinab dem Potsdamer Platze zu, um durch die Bellevueſtraße ihre Wohnung zu erreichen.

In der Nähe der Matthäikirche, die auf einer platzartigen Straßenerweiterung lag, ließen ſie einander los, um nicht aufzufallen. Zum erſtenmal betraten ſie zuſammen das Haus. Der Portier, der in ſeiner Kellerſtube das Schuſterhandwerk betrieb, ſtand in der Thür. Dagmar ſagte artig Guten-Tag. Harff that, als ob er ihn nicht ſähe. Als die Glasthür der Parterrewohnung ſich hinter dem Paar geſchloſſen hatte, glotzte der Schuhmacher ihnen nach und lachte.

Die beiden aber drinnen hielten ſich lange innig umſchlungen.

— Habe ich Dich endlich, endlich wieder! — meinte ſie, und die Thränen ſtanden ihr in den Augen.

— Dagmar! — war ſeine einzige Antwort.

— Wie Du ſchwarz biſt geworden im Geſicht!

— Ja, Liebchen, die Sonne! Daran erkennt man eben den Soldaten!

— Du biſt ſo ſchön ſo, ſo wie ein Mann, wie ein richtiger Mann!

Dann ſchleppte ſie ihn vor den Spiegel, und dort legten ſie Wange an Wange und betrachteten dabei das Bild im Glaſe.

— So weiß biſt Du! So ſchön weiß, ſieh nur!

Und er zeigte auf das Bild. Sie küßten ſich, ſahen in den Spiegel, lachten und freuten ſich in kindiſcher Wonne des Wiederſehens. Er bedeckte ihr Hände, Hals, Nacken, Stirn, Wangen, Augen mit heißen Küſſen. Sie

verſteckte ſich hinter den Kiſſen auf dem Sofa und ſuchte ſich ſeinen Lippen zu entziehen. Er haſchte ſie und triumphierte, wenn es ihm gelang, trotz ihrer Gegenwehr, ihr einen Kuß aufzudrücken. Sie jagten ſich im Zimmer umher, mit einander ſpielend, wie die Kinder. Erſchöpft warf er ſich in einen Stuhl, aber ſie ließ ihm keine Ruhe, ſondern begann ihrerſeits das Spiel von neuem, indem ſie ſich beſtrebte ihn zu küſſen, trotz der Windungen, die er machte, ihrem Angriffe zu entgehen. Endlich ergab er ſich, und ſie küßte ihn unausgeſetzt.

— Küſſe mich hundertmal! — bat er in unbändiger Laune. Sie begann ihn zu küſſen, zuerſt ſchnell und haſtig, dann immer langſamer. Sie zählte dabei für ſich. Endlich gab ſie ihm einen langen Druck auf die Lippen:

— Das war hundert!

— Nein, ich habe, genau gezählt, erſt ſiebenundneunzig.

Sie ſchaute ihn ganz erſchrocken an, aber machte ihr Verſehen ſofort wieder gut. Da ſie jedoch dazwiſchen ſprach, ſo gab ſie ihm vier Küſſe ſtatt drei. Nun verlangte er, ſie müſſe das „angeriſſene“ Hundert noch voll machen . . . . .

Dann bereitete Dagmar den Kaffee. Währenddeſſen mußte er ihr vom Manöver erzählen, das ſie noch niemals geſehen, und wovon ſie ſich die ſonderbarſten Vorſtellungen machte. Aber lange dauerte das Geſpräch nicht: kaum hatten ſie den Kaffee getrunken, ſo begann das alte Spiel von neuem, bis ſchließlich Harff, von den Strapazen der vergangenen Tage ermattet, noch müde durch den langen Marſch am Morgen, ſeinen Kopf an ihre Bruſt legte,

während ſie die Arme um ihn ſchloß. Sie rührte ſich kaum, nur ab und zu neigte ſie den Mund behutſam auf ſein Haar, mit den Lippen darüber ſtreifend. Mittlerweile brach die Dämmerung herein: in dem kleinen Zimmer ward es immer dunkler.

Endlich hatte Nacht ſich über die Erde gelegt, und es war kaum mehr etwas zu unterſcheiden. Nur das gelbliche, ſchmutzige Licht der nächſten Gaslaterne, die vor dem Hauſe ſtand, warf einen fahlen Schimmer herein, gerade genügend, um die Gruppe der beiden in der Sofaecke matt zu beſtrahlen. Er hob den Kopf:

— Bin ich Dir auch nicht zu ſchwer?

Sie verneinte.

— Aber iſt es nicht unbequem? — fragte ſie.

— Hier? — lächelte er, und da drückte er einen Kuß auf ihr Kleid, auf ihre Bruſt, Sie wehrte ihm nicht, ſondern legte ſanft ſeinen Kopf an die Stelle zurück, wo er eben geruht.

— Laß mich! — bat er und bedeckte ihr Kleid mit glühenden Küſſen. Dagmar aber ſchloß die Augen mit der Hand. Und er fragte unſicher:

— Biſt Du böſe?

— Min Ven, nei, nei!

— Sage mir, daß Du mich liebſt!

— Ich liebe Dich ſo .... ſo ... ſo ...

— Wie Dagmar? ...

— Wie ich muß! Mit, mit ..... ack mit .... mit .... ganz!

— Ganz? Dagmar?

— Ganz ....

— Kannſt Du mir je böſe ſein?

— Nie!

— Niemals?

— Niemals!

— Du wirſt mir nie zürnen, mich immer nur lieben?

— Nur .... nur .... nur .... lieben!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie ſchmiegten ſich eng aneinander und blieben tief atmend Wange an Wange gelehnt. Dagmar war willenlos. Harff kämpfte nicht mehr, er rang nicht mit ſich ſelbſt. Sein Denken war wie weggelöſcht. Er war ſinnlos.

Er hatte des Freundes Warnung vergeſſen.

Sie wehrte ſich nicht.

—

Zweites Buch

„Es giebt edle Frauen mit einer gewiſſen Armut des Geiſtes, welche, um ihre tiefſte Hingebung auszudrücken, ſich nicht anders zu helfen wiſſen, als ſo, daß ſie ihre Tugend und Scham anbieten: es iſt ihnen ihr Höchſtes. Und oft wird dies Geſchenk angenommen, ohne ſo tief zu verpflichten — als die Geberinnen vorausſetzen — eine ſehr ſchwermütige Geſchichte."

Friedrich Nietzſche.

I.

Nun kam die Reue, aber nur kurze Zeit: die Liebe überwuchs ſie wieder. Der Rückſchlag der Ernüchterung war nicht lang, dann wurde das Gefühl wieder Herr und erſtickte ſein Mahnen. So war es nicht bei Harff allein, ſondern auch bei Dagmar. Zwar überrann ſie zuerſt eine namenloſe Furcht vor dem, was da werden ſollte, vor der dämmernden Ungewißheit der Zukunft, aber ihre Beängſtigung ſchwand, denn ſie war Harffs Liebe gewiß. Bald machte ſie ſich keine Gedanken mehr in blinder Hingebung. Dem Geliebten zürnte ſie keinen Augenblick, und ihre That hatte ſie doch vor keinem Menſchen auf der ganzen Welt zu verantworten, ſie ſtand ja vollkommen allein. Nur mit ſich ſelbſt brauchte ſie zu rechten. Da wich der erſte Schreck bald der Überzeugung, daß ſie nicht unrecht gethan haben könne, da ſie ſich doch nur von dem einen hatte leiten laſſen, das ihr das Köſtlichſte und Höchſte dünkte auf dem ganzen Erdenrunde: von ihrer Liebe zu ihm!

Der folgende Winter verging den Liebenden wie im Traume, die Welt der Wirklichkeit neben ihnen ſchien abgeſtorben, um ſo mehr, da Harff das Kommando nach Berlin zur Central-Turnanſtalt erhalten hatte und nun nicht mehr genötigt war, jeden Abend nach Seudenberg zurückzufahren. Dort, wo von allen Regimentern Offi-

ziere kommandiert waren, fiel es kaum auf, wenn er ganz ſeine eigenen Wege ging, mit den Kameraden ſo gut wie gar nicht verkehrend. Es thaten dies ſo viele, daß es dem Einzelnen nicht angerechnet werden konnte. Zwar wunderten ſich zuerſt mehrere die er kannte, darüber, daß er ſich nie in ihrem Kreiſe zeigte, aber bald beruhigten ſie ſich und vergaßen das erſte Erſtaunen, da einer der Herren zu erzählen wußte:

— Harff hat ein Verhältnis!

Wer? Wo? Was? Niemand fragte danach, wen intereſſierte es, wen ging es an! Bald ſtand es einfach als Thatſache feſt, daß Harff für den Kameradenverkehr eben nicht zu haben ſei, und damit begnügten ſie ſich, wenn es auch hier und da einmal einer bedauerte, der gefunden, daß er doch „ein ſo reizend netter Kerl“ ſei!

So kam es, daß Harffs Leben den regelmäßigen Gang erhielt, daß er, ſobald ſein Dienſt beendet war, ſchnell irgendwo aß, um darauf ſofort zu ihr zu eilen. Das ging ſo ohne Unterbrechung Tag für Tag, monatelang. Sie wurden deſſen nicht müde, er ſo wenig wie ſie.

Aber endlich begann ſich doch in ihm das Intereſſe für die Außenwelt zu regen, und er begehrte von Dagmar, daß ſie mit ihm ausgehe.

Es war eine Art von Eitelkeit, daß er ſich mit ihr zeigen wollte, um der Welt zu offenbaren, welchen Schatz er beſäße. Sie begriff zwar ſeinen Wunſch nicht, denn ſie wollte ihr Glück im ſtillen, in der Einſamkeit genießen, nicht vor den Menſchen, die ihr gleichgültig waren, doch ſie gab den Bitten des Geliebten nach.

Eines Nachmittags trafen ſie ſich im Tiergarten.

Er grüßte, der Spaziergänger wegen, förmlich, der Gruß aber, ſo kalt und voller Herkommen war ihm unangenehm. Er fühlte auch, daß er dabei errötete. Am liebſten wäre er ihr um den Hals gefallen. Dann gingen ſie ſpazieren, dicht nebeneinander, ohne ſich zu nähern, ohne ſich anzufaſſen, bis endlich der Natürlichkeit, dem Drange ihres Herzens folgend, Dagmar ihren Arm in den ſeinen ſchob und ſich zärtlich an ihn hing.

Sie ſprachen nicht viel, ſondern überließen ſich ſtumm ihrer Seligkeit. Wenn Harff aber doch einmal etwas ſagte, ſo brach er jedesmal kurz ab, ſobald ihnen ein Menſch begegnete. Es war für fremde Ohren nicht berechnet, und er fürchtete, daß man etwa aus ein paar aufgefangenen Worten den Gang ihres Geſpräches ahnen könne. Denn was er zu ihr ſagte, war faſt nur eine leiſe Schmeichelei oder ein Wort des Begehrens, mit dem Bedauern, nicht ungeſtört zu ſein. Dabei verſtand ſie es freilich nicht, warum er denn gerade wünſchte, daß ſie hinaus gingen.

Aber täglich begehrte er von neuem den Spaziergang. Man konnte doch nicht ewig in der Stube hocken, und nach der gezwungenen Entſagung waren die Zärtlichkeiten von um ſo größerem Reize! Wenn er neben ihr herſchritt, war er ſo glücklich, daß er alle Leute, die an ihnen vorübergingen, hätte fragen mögen: „Iſt ſie nicht ſchön, meine Dagmar, und lieb dazu?“ Kreuzten dann einzelne Herren ſeinen Weg, die gewöhnlich dreiſt Dagmar anſtarrten, ſo gelüſtete es ihn, zu ſagen: „Ihr armen Schächer, die ihr allein eure Straße zieht, ihr habt freilich kein ſolches Mädel am Arm wie meine Dagmar!“

Bekannte traf er niemals, er kannte auch wenig Menſchen in Berlin, und Glück hatte er dabei auch. Nur ein einziges Mal begegnete er einem Kameraden von der Turnanſtalt, der im Tiergarten ſpazieren ritt. Harff blickte nach einer anderen Seite, ſo wußte er nicht, ob dieſer ihn erkannt hatte, noch dazu in Civil war es ja mehr als zweifelhaft.

Einmal fragte Harff, ob ſie denn nicht in das Theater gehen wollten. Sie ſagte:

— Was Du wünſcheſt, thue ich ja alles, wie Du weißt!

Aber er hoffte, von ihr ſelbſt das Bedürfnis ausgeſprochen zu hören, vor allem einmal die Oper zu beſuchen, die für ſie doch wegen ihres zukünftigen Berufes von Intereſſe war. Sie ſchien dazu nicht beſondere Luſt zu haben und meinte, es ſei ihr tauſendmal lieber, die Abende mit ihm in ihrem traulichen Zimmer zu verbringen. Er gab es auf, da ſein Kommando im Februar ablief und er am erſten März wieder beim Regimente eintreffen mußte. Sie hatte gemeint, ſie werde an den Tagen, wo er nicht kommen könne, ins Theater gehen, wenn gerade etwas gegeben würde, was ihr Lehrer beſonders für ſie wünſche . . . .

Der Aufenthalt Harffs in Berlin näherte ſich dem Ende. Dagmar äußerte den Wunſch dennoch einmal mit Harff abends auszugehen, und zwar in den Wintergarten.

Er war erſtaunt:

— Warum gerade dorthin und nicht in ein gutes Theater?

Sie antwortete mit glückſelig lachenden Augen:

— Weil wir dort immer voneinander geweſen ſind, und ich nu gern mit Dir dort ſein möchte, einmal zuſammen, die Seite an die Seite!

Mit Freuden willigte er ein und am ſelben Abend gingen ſie in den Wintergarten, aber unten in den Saal, nicht auf die Terraſſe. Das wäre ihr zu auffällig geweſen, ſie wollte in der Stille ihr Glück genießen.

Der Portier am Eingang grüßte, offenbar erkannte er ſie, dann ſchritten ſie durch den Raum hindurch und ſetzten ſich an einen kleinen Tiſch, unmittelbar hinter der Logenreihe am Orcheſter. Es war noch ziemlich zeitig, der Saal kaum zur Hälfte gefüllt. Das erſte, einleitende Stück war eben verhallt, der Kapellmeiſter, der allein von dem unter die Bühne geſchobenen, verdeckten Orcheſter ſichtbar war, legte ſeinen Taktſtock fort, um, ſich auf dem Seſſel drehend, das Publikum zu muſtern. Er erkannte Dagmar und grüßte. Sie erwiderte den Gruß. Sein Blick blieb einen Moment auf Harff hängen, als wollte er ſagen: „Na nu, wer iſt denn das?“ Harff beſtellte zwei Glas Bier und las das Programm durch: nichts Beſonderes, das Gewöhnliche wie immer. Von denen, die im vorigen Winter mit Dagmar engagiert geweſen waren, ſchien niemand dabei zu ſein.

— Kennſt Du jemand? — fragte Harff.

Sie überflog den Zettel.

— Nei!

Eine Soubrette trat auf, frech, ordinär, aber ſie hatte doch etwas Chikes und wußte ſich mit großer Sicherheit zu benehmen. Stimme beſaß ſie ſo gut wie nicht. Sie widerte Harff an, er dachte an Dagmar und beugte ſich zu ihr, indem er ihr in's Ohr flüſterte:

— Wenn meine Dagmar da oben ſtünde würde ich freilich mit anderen Augen hinaufſehen!

— Was haſt Du gedacht, wie ich dort oben bin geſtanden?

— Daß die andern Leute nicht wert waren, Dich für ihre paar Mark Entree begaffen zu dürfen!

— Freuteſt Du Dich an meine Geſang?

— Dagmar, wie kannſt Du fragen! Ich war ja glücklich darüber, denn ich glaube nicht, daß es auf der ganzen Welt eine Frau giebt, die eine ſo ſchöne Stimme hat wie Du, und mit ſolchem Gefühl zu ſingen verſteht!

— Sage doch ſo was nicht!

— Doch, doch, bei Dir iſt alles Gefühl!

— Da iſt der Lehrer bös', er ſagt, ich kann nicht charakteriſieren, oder beſonderes Accent geben, er ſagt, das muß ich noch lernen, ſonſt ſind alle Rollen gleichmäßig, und das Publikum findet, das iſt nicht der Partie, ſondern das iſt immer Dagmar Gjellrup und das iſt ſchlecht!

— Das wäre köſtlich, köſtlich, immer ſollſt Du Du ſelber ſein, nie etwas anderes, für mich wenigſtens!

Dabei hatte er ſie beim Arm gefaßt und preßte ſie an ſich, ohne Rückſicht auf die Umſitzenden.

Währenddeſſen hatte die Sängerin einem Jongleur Platz gemacht, mit widerlich affektierten Zügen, kirſchrot gemalten Lippen und unangenehmen, aufdringlichen Manieren. Es ſchien Harff, als ſtreife er ſie beide ab und zu mit dem Blick. Als er eben eine beſonders ſchwierige Produktion beendet hatte und ſtarker Applaus ſeine Leiſtung belohnte, neigte er ſich ganz deutlich zu Dagmar, nickte mit dem hochfriſierten Haupt ihr zu, ſie angrinſend

wie ein alter Bekannter. Seine Verbeugung ſchien nur ihr zu gelten. Die Leute in den Logen und an den Nachbartiſchen wandten ſich um, den oder die zu ſuchen, welche der Jongleur ſo auffällig begrüßte. Es war gar kein Zweifel, es mußte Dagmar ſein. Harff ärgerte ſich über die Frechheit des Menſchen, er ſchaute ebenfalls Dagmar an, um zu beobachten was für ein Geſicht ſie mache. Sie war dunkelrot geworden. Ein paar Herren am Nebentiſch drehten ſich um, raunten ſich etwas zu und lachten dann, indem ſie Harff betrachteten. Dieſer fühlte ihre Augen auf ſich brennen. Die Wut ſtieg ihm in's Geſicht:

— Was haſt Du mit dem Kerl?

— Intet nichts, — antwortete ſie einfach.

Eine plötzliche, unerklärliche Eiferſucht hatte ihn gepackt, aber er gab ſich Mühe, ſich ſo gut als möglich zu beherrſchen, denn er fühlte, wie ihn in dieſem Augenblicke äußerlich ſichtbare Zeichen der Erregung vor dem Publikum nur lächerlich gemacht hätten. Einen Moment dachte er daran, ſofort das Lokal zu verlaſſen, doch die Vernunft gewann Oberhand. Dagmar hatte die plötzliche Veränderung in ſeinem Geſicht bemerkt und fragte ihn voll Beſorgnis:

— Fehlt Dir etwas?

Er gab keine Antwort.

Der Jongleur oben auf der Bühne war verſchwunden.

— Ich kenne ihn von Kjøbenhavn, er war mit mir zuſammen engagiert . . .

Sie hatte das Bedürfnis etwas zur Entſchuldigung zu ſagen, obwohl ſie ſich nichts Böſes bewußt war. Er antwortete jedoch immer noch nicht.

Sie ſprach weiter:

— Es iſt ein ganz netter, lieber Menſch!

Harff zuckte zuſammen.

— Er war immer ſo komisk, ſo ſehr komisk, er erzählte uns immer Geſchichten, ſo ſehr ſonderbare Geſchichten, und dann könnte er ſo ſehr lachen, und ſo Geſichter machen . . . . .!

Sie wußte kaum noch etwas zu ſagen, fuhr aber langſam fort, während ihre Stimme umflort klang und ſie die Hand auf ſeinen Arm legte:

— Min Lew, min Lew, biſt Du mir denn böſe? Was habe ich Dir gethan? Weil er mich kennt? Ich kann doch nichts dafür! Es iſt doch gar nichts Schlimmes dabei!

Das Waſſer trat ihr in die Augen.

Sein Zorn war immer mehr geſchwunden, und er war ganz weich geworden. Da er nun ihre Thränen ſah, konnte er nicht mehr an ſich halten, es gab ihm innerlich einen Stich, er fühlte einen heftigen, wie körperlichen Schmerz, und er legte unter dem Tiſch ſeine Hand ihr auf das Knie, leiſe darübek ſtreichend, indem er ſagte:

— Dagmar, ſei gut: verzeihe! . . . . . .

Sie blieben nicht mehr lange, Dagmar ſelbſt bat ihn, nach der Pauſe aufzubrechen. Sie habe keine Luſt mehr, meinte ſie. Mit Freuden ergriff er die Gelegenheit fortzugehen. Am Ausgang bemerkte er im Gedränge der hin und wieder flutenden Menſchen ein paar Kameraden von der Turnanſtalt. Er grüßte ſie ſtumm, nahm Dagmars Arm und geleitete ſie hinaus. Dennoch entging ſeinem ſcharfen Ohr nicht, was der eine zum andern ſagte:

— Du, ſein Verhältnis! Ganz hübſch!

Es traf ihn wie ein Schlag, ſchwer nur gelang es ihm, Dagmar ſeine Gefühle zu verbergen. Feſt nahm er

ſich vor, die beiden am nächſten Tage wegen des Ausdruckes „Verhältnis“ zur Rede zu ſetzen. Er ſtieg mit ihr in eine Droſchke.

— Matthäikirchſtraße einhundertvierundneunzig! — rief er dem Kutſcher zu.

Sie rollten davon. Das Schutzdach war niedergeſchlagen, ſo daß man von draußen kaum in den Wagen ſehen konnte, da fiel ſie ihm um den Hals, und wieder ſtanden ihr die Thränen in den Augen:

— Min Lew, wie könnteſt Du ſo böſe ſein!

Bei ihrer Umarmung und ihrem Kuſſe hatte er alles vergeſſen, und ſtammelte zu ſeiner Entſchuldigung:

— Du ſagteſt doch, als wir das Programm anſahen Du kennteſt niemand!

Sie ſah ihn vorwurfsvoll an:

— Ich wußte nicht, daß er heißt heute „Besbergio“, denn er heißt eigentli „Bäcker“, er hat immer den Namen gewechſelt, da war er ſehr ſtolz auf!

Er bat ihr innerlich alles ab, und als ſie zu Haus ankamen, hatte er den Ärger des Abends wieder vergeſſen. Durch verdoppelte Zärtlichkeit ſuchte er wett zu machen, was ſein grübelndes, leicht erregbares Gemüt ihr an Weh zugefügt. . . . . .

Am Tage darauf traf er beim Dienſte die beiden, die durch ihre Bemerkung über „Verhältnis“ ſeinen Zorn entfacht, aber er ſagte ihnen kein Wort, denn heute fühlte er, daß er ſich durch eine Erwähnung nur lächerlich machen würde. . . . .

Am Abend mußte er nach Sendenberg zurück. Seine Koffer hatte er ſchon beſorgt und nachmittags mit dem Burſchen fortgeſchickt. Nun ging er zu ihr, ſie mußte

ihn ja zu dieſer Zeit erwarten. Wie ſchmerzlich auch der Abſchied war, ſo ſchien es ihm dennoch tröſtlich, noch einmal an ihrem Munde zu hängen.

Er trat in das Haus. Der Portier ſtand davor und grinſte ihn an. Harff war das Geſicht dieſes Menſchen unangenehm, da es immer einen höhniſchen Ausdruck um den Mund trug, aber er hatte ſich in Dagmars Intereſſe dazu gezwungen, gegen den Mann höflich zu ſein. Die wenigen Male, wo ihm der Schuſter irgendwie behülflich war, hatte er ihm ſtets ein bedeutendes Trinkgeld gegeben, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Nun rief ihm der Portier zu:

— Es iſt jemand da!

Harff achtete nicht darauf, ſondern öffnete mit dem Drücker, den er beſaß, die Vorſaalthür. Leiſe ſchloß er hinter ſich, mit der Abſicht, Dagmar zu überraſchen. Durch ihr Schlafzimmer ging er auf den Zehen dem Wohnzimmer zu. Der Teppich dämpfte den Schritt. Wie gewöhnlich, ſtanden die Thürflügel nach dem Wohnraume offen. Er hörte Dagmars Stimme. In der Annahme, daß ſie mit der Aufwartefrau unterhandle, blieb er ſtehen, um dieſe hinaus zu laſſen. Aber die Geliebte mußte ſein Kommen gehört haben, denn ſie ſtand auf und ſchob die Portieren beiſeite.

— Min Lew, Du? — ſagte ſie gedämpft, indem ſie ihn in das Schlafzimmer zurückdrängte. — Sei nicht böſe, Du mußt hier einen Augenblick warten, bitte, bitte!

Dabei zog ſie hinter ſich die Thür zu.

— Was iſt denn, weshalb? . . . .

— Ich könnte ſie nicht abweiſen, es ging ganz gewiß nicht!

— Wen denn nur, wer iſt denn drin?

— Frau Hänſel!

— Frau Hänſel?

— Ja!

— Das alte Klatſchweib? Was macht die denn bei Dir, jetzt noch bei Dir?

— Sie wollte mich beſuchen .... ich könnte doch nicht anders ....

— Wie kommt ſie denn dazu? Das iſt doch eine Unverſchämtheit! Du haſt doch gar nichts mit ihr zu ſchaffen?

Sein Erſtaunen und ſein Ärger wuchs von Wort zu Wort. Dagmar ſprach:

— Sie fragte auch um Dich, ganz lieb!

Nun platzte er heraus:

— Nach mir hat ſie gefragt? Und Du haſt ihr wohl haarklein alles erzählt? Merkſt Du's denn nicht? Ich habe Dich doch gewarnt vor ihr! Ich habe Dich gebeten, ſie nicht wiederzuſehen! Du haſt mir's doch verſprochen!

— Aber ich könnte doch nicht ..... ich machte auf, und da kam ſie plötzlich hinein!

— Spionieren will ſie, — donnerte er los, und das merkſt Du nicht? Dagmar, ich habe Dich gebeten, mit dieſem Weibe nicht zu verkehren, weil ſie eine alte gemeine Vettel, eine Kupplerin iſt. Du thuſt es doch! Das ſoll der Abſchied ſein? Und ich hatte mich ſo darauf gefreut!

Er kochte vor innerer Aufregung. Heftig arbeiteten ſeine Lungen; eine Erregtheit, Nervoſität, Wut hatte ſich ſeiner bemächtigt, er wußte ſelbſt kaum, wie ihm geſchah.

Wie durch ein plötzliches Phosphorescieren des Gehirns blitzten Bilder in ihm auf: die beiden Kameraden mit ihren hingeworfenen Worten von „Verhältnis", der Jongleur mit seinem Fratzengesicht, wie er Dagmar begrüßte, der grinsende Portier an der Hausthür, und dann das dicke, freche Profil mit dem langgezogenen Munde der Frau Hänsel. Und bitter meinte er:

— Wenn Du Besuch hast, so kann ich nicht hier bleiben!

Sie sah ihn stumm an, starr, ohne ein Wort finden zu können.

— Nun ja! — setzte er erregt hinzu, — Du wußtest doch, daß ich kommen würde! Wenn Dir also Frau Hänsel lieber ist . . . . .!

Da stellte er an sein Bleiben oder Nichtbleiben sich innerlich die Bedingung, daß sie ihm irgend ein Wort der Entschuldigung oder auch nur der Erklärung sagen solle. Aber Dagmar schwieg, nur mit großen, vorwurfsvollen, schreckverstörten Augen sah sie ihn an.

— Dann gehe ich, — sprach er nach einer Weile, mit zitternder Stimme. Langsam wandte er sich um und schritt nach der Thür.

Würde sie ihm nicht nachstürzen, ihn zurückhalten wollen? Er erwartete es bestimmt. Sie blieb in Erstarrung. Die Thür fiel hinter ihm ins Schloß.

Dagmar blieb gebannt, sie zählte seinen Tritt auf den fünf Stufen zur Entreethür. Er drehte nicht um, auch die zweite Thür schlug zu. Noch einen Augenblick lauschte sie, nun mußte er auf dem Hausflur sein . . . . . jetzt auf der Straße. Sie wollte ans Fenster eilen, ihn zurückwinken. Sie konnte es nicht, es war,

als habe eine jähe Lähmung ihre Glieder feſtgehalten. Vor ihrem Bett brach ſie in die Kniee und vergrub ihr Geſicht in der Decke. Sie fand keine Thränen.

Es mochten fünf Minuten vergangen ſein, da öffnete ſich die Thür zum Nebenzimmer, und die beleibte Geſtalt der Frau Häuſel erſchien. In ihrem breiten Geſicht ſpiegelte ſich etwas von Mitleid. Sie trat an das Mädchen heran und berührte ſie mit der Hand:

— Der Junge wird wiederkommen. Das machen ſe alle ſo. Man muß ſe kleene kriegen, indem man ihnen zeigt, daß man ooch andere haben kennte!

Sie lachte höhniſch.

Dagmar verſtand nicht ganz, aber ſie ahnte doch den Sinn der Worte, und rief voller Ekel:

— Fy! — laſſen Sie mich allein!

Dann verſteckte ſie wieder ihr Geſicht.

— Na Kindchen, weenen Sie ſich nur aus. Das kommt alles wieder ins Gelenke!

Dagmar regte ſich nicht. Die Dicke ſah ſich im Zimmer um, dann watſchelte ſie hinaus. Im Wohnzimmer ſchenkte ſie ſich noch eine Taſſe Kaffee aus der Kanne ein, die auf dem Tiſche ſtand, ſteckte ſich ein Stück Zucker zwiſchen die Zähne und ſchlürfte bedächtig den Trank. Dann nahm ſie Schirm und Handſchuhe, knöpfte ihren Mantel zu, zog ſich vor dem Spiegel die Hutbänder zurecht, that noch einen Griff in die Zuckerdoſe und verſenkte ihren Raub in der Taſche. Kurz darauf ging ſie die Stufen zur Entreethür hinab, nachdem ſie noch vorher einen Blick in die Küche geworfen und am Schlafzimmer gehorcht hatte.

Harff war auf die Straße gestürmt, von der Wut übermannt. Sie hatte keine Hand bewegt, um ihn zurückzuhalten. „Gut, wir wollen mal sehen, wer das länger aushält," dachte er, „nicht einen Fuß setze ich mehr über die Schwelle, bis sie mich ruft. Ich habe Geduld!" Aber je weiter er ging, desto mehr wich seine anfängliche Starrheit und machte einem Gefühl der Empfindlichkeit, der Weiche, Platz. Er kam sich förmlich als Märtyrer vor, er war mit sich selber im unklaren, ob er nicht doch lieber umkehren solle, aber dann erinnerte er sich wieder ihres Schweigens, daß sie ihm kein Wort mehr geantwortet, ihrer Verstocktheit, wie er es nannte, und das breit grinsende Gesicht ihrer ehemaligen Wirtin erschien ihm. Da war es mit aller Weichheit vorbei, er sagte sich nur „Strafe muß sein."

Unwillkürlich war er nach dem Anhalter Bahnhofe gegangen, um mit dem nächsten Zuge nach Sendenberg zurückzufahren. Er hatte noch eine halbe Stunde Zeit. So saß er denn im Wartesaal, sich seinen Gedanken überlassend. Dort spähte er ungeduldig ab und zu nach der Thür, in der leisen Hoffnung, fast sogar in der Erwartung, sie erscheinen zu sehen. Aber wie lächerlich auch seine Voraussetzungen waren, da sie doch gar nicht einmal ahnen konnte, daß er mit diesem Zuge fahren würde, der Umstand, daß sie nicht kam, steigerte die Erregtheit seines Gemütes in dem Grade, daß ihn eine bittere Stimmung überfiel, die sich ihm wie ein Schleier auf die Seele legte. Als er an jenem Abend sein Lager suchte, war es zum erstenmal, daß er ihrer nicht mit einer Zuneigung gedachte, wie bisher, sondern daß ihr Bild getrübt vor ihm stand, vom Hauche der Verstimmung ge-

zeichnet, von der Kritik zerſetzt, nicht mehr fleckenlos wie einſt.

Beim Abgang des Nachtzuges nach Sendenberg lehnte in der Ecke der großen Mittelaufgangstreppe zur Abfahrtshalle, das Geſicht von einem dichten Schleier verhüllt, eine Geſtalt, ängſtlich ihre Blicke die Stufen hinabſchickend, als ſuche ſie jemand. Es hatte ſchon zum zweitenmal geläutet, nur noch wenige Reiſende kamen. Kurz vor Abgang des Zuges eilte noch ein Herr die Treppe hinauf. Die Geſtalt in der Ecke machte eine haſtige Bewegung, aber da bei einer ſeitlichen Biegung das elektriſche Licht ſeine Strahlen auf das Geſicht des Spätlings warf, trat ſie wieder in die Ecke zurück. Dreimal ſchlug die Glocke an, deutlich konnte man den dünnen Schaffnerpfiff, darauf das heiſere Getön der Dampfpfeife vernehmen, dann Fauchen und Schnauben und wieder den Lärm des gewöhnlichen Getriebes auf einem Bahnhofe.

Die Geſtalt ſtieg langſam die Treppe hinab, blieb noch eine Weile wartend in der Nähe des Billetſchalters ſtehen, dann ging ſie hinaus und verſchwand in der Dunkelheit.

II.

Harff blieb ſeinem Vorſatze getreu, den er, wenn auch im Trotze, gefaßt hatte, nicht eher zu Dagmar zurückzukehren, bis ein Lebenszeichen von ihr eingetroffen. Aber es kam nicht. Er wartete Tag um Tag, kein Brief. Zuerſt hatte er ſich eingebildet, ein verſöhnendes Wort von ihrer Hand, ein Liebesruf, ein Notſchrei ihres ge-

quälten Herzens müſſe ihn am nächſten Tage ſchon erreichen. Ein paar Stunden darauf, ſobald es der Dienſt erlaubte, wäre er an ihrer Seite geweſen. Da nun aber Tag für Tag verſtrich ohne Nachricht, ſo bemächtigte ſich ſeiner eine ungeheure Niedergeſchlagenheit und Unruhe zugleich. Er konnte das Eintreffen der Poſtſachen nicht erwarten und ſchickte, zum großen Erſtaunen des Burſchen, dieſen ſogar täglich auf die Poſt, um nachfragen zu laſſen, ob denn nichts für ihn da ſei, wobei dann der Beamte am Schalter jedesmal ſagte:

— Wir würden es ja ſo wie ſo ſchicken, wenn etwas da wäre!

Aber es blieb dabei, es kam nichts.

So waren über vierzehn Tage vergangen, da beſchloß Harff, wenigſtens nach Berlin zu fahren. Er wollte ſie beobachten, wußte er doch ganz genau, wann täglich ihr dramatiſcher Unterricht zu Ende war.

Am Lützowplatz ſieben wohnte die Schauſpielerin. Mit dem Schlage vier Uhr pflegte die Stunde zu ſchließen.

Harff ſtellte ſich weit vom Hauſe auf, wo er nicht leicht geſehen werden konnte, ſeinerſeits aber im ſtande war, die Hausthür zu überblicken. Dreiviertel vier Uhr war er zur Stelle, falls etwa aus irgend einem Grunde der Unterricht früher enden ſollte. Er wartete ziemlich geduldig bis vier und noch bis etwa fünf Minuten nach vier Uhr ohne ſonderliche Aufregung. Dagmar kam jedoch noch nicht. Nun wuchs ſeine Ungeduld von Minute zu Minute. Endlich brach er auf. Mit der vollen Gewißheit, daß er ſie verpaßt haben müſſe, fuhr er der Potsdamer Brücke zu. Dort ſtieg er aus und ging am Spreekanal entlang, die König-Auguſtaſtraße hinab. Die

zweite Querſtraße war es. Einen Augenblick blieb er am Kanal ſtehen, das ſchmutzige Waſſer — an dem gegenüberliegenden Quaiufer hatte ſich eine dünne Eiskruſte angeſetzt, — glitzerte ihn unheimlich an. Die Schneeflocken, die hinunterſtiebten, zergingen ſofort in den Fluten kräuſelten aber dennoch ein wenig die Oberfläche, ſo daß es ausſah wie ein ſchmutzigbrauner Brei. „Wer da hinunterſtürzte!“ dachte Harff unwillkürlich. An der Ecke der Matthäikirch- und Königin-Auguſtaſtraße lag im Erdgeſchoß, über ein paar Stufen zu erreichen, eine Apotheke. Eine Frau kam eben heraus. Sie hatte ſich das Oberkleid wie eine Kapuze über den Kopf gezogen, ſo daß man ihr Geſicht nicht ſehen konnte. Es war Harff, als könnte es Dagmars Aufwartung ſein. Er beſchleunigte ſeinen Schritt und kam noch rechtzeitig genug an der Ecke an, um zu ſehen, wie die Frau in Dagmars Haus ging. Alſo hatte er ſich doch wohl nicht geirrt. Was mochte ſie aber in der Apotheke geholt haben?

Er überlegte, wie er vorbei käme, ohne geſehen zu werden, denn er wollte keinesfalls, daß es den Anſchein hätte, als ſei er gekommen, weil er es vor Sehnſucht nicht mehr aushielt. Dann ging er über die Straße und ſchritt eilig dahin, des leichten Schneegeſtöbers halber den Schirm aufgeſpannt haltend. Unter dieſem hindurch konnte er mit einem Seitenblick hinüberſpähen. Doch an keinem der drei Parterrefenſter war jemand. Er verlangſamte noch ein wenig ſeine Schritte und blieb ſchließlich, da er auch vom Portier nichts bemerkte und die Straße ſonſt faſt menſchenleer ſchien, gerade gegenüber ſtehen. Er kam ſich wie ein Verbrecher vor, der ſich einbildet, überall beobachtet zu ſein und um ſein Haltenbleiben zu begründen

zog er ſein Cigarettenetui heraus und begann ſich eine Papiros anzuſtecken. Endlich ging er weiter. Hinter der Matthäikirche blieb er wiederum ſtehen. Nun war er mit ſich ſelber uneinig, ob er etwa denſelben Weg wieder zurückſchreiten ſolle oder nicht. Schließlich beſchloß er, zuerſt noch einmal nach dem Potsdamer Platz zu gehen, um im Bellevue-Reſtaurant ſein heute in der Eile überſchlagenes Mittagseſſen nachzuholen.

Als er dort ſaß, fiel ihm jener Tag ein, da er vor nun faſt einem Jahr hier in der Zeitung die Beſprechung von Dagmars erſtem Auftreten geleſen, mit jenem glückverheißenden Wechſel auf die Zukunft. Und er verſenkte ſich in die Betrachtung darüber, ob ſie wohl in der That das erfüllen würde, was ihr jene damalige Beurteilung in ſichere Ausſicht geſtellt. Die Stimme, ja, die war und blieb wunderbar. Im Gedanken an den ſinnlichen Wohllaut ihres Organs trat ihm ihr Bild wieder in voller Anmut vor Augen, doch darein miſchte ſich plötzlich eine andere Überlegung: Würde ſie wohl jene gewiſſe Ungeſchicklichkeit ganz ablegen, jenes linkiſche Benehmen, das er durchaus nicht überſehen, ſondern das ihm zum erſtenmale aufgefallen war, da er ſie in Kopenhagen erblickte? Er hatte es freilich als Teil ihres Seins, als Notwendigkeit ihrer Perſon, ihres Weſens, liebenswert und reizend gefunden .... fand er das noch? Er meinte es bejahen zu können. Dennoch verließ ihn der Gedanke nicht, es könnte möglich und erklärlich ſein, daß ein anderer dieſe eckigen Bewegungen häßlich fände. Da dachte er daran, wie Dagmar ihm erzählt, daß jene alte Schauſpielerin, vor deren Hauſe er ſie eben verfehlt, ihr wiederholt geſagt habe:

— Kind, das wird noch ein Stein des Anſtoßes! Graziös! Graziös! Da hilft die Stimme allein nicht darüber hinweg, ſondern die Bewegung des Körpers muß die Illuſion unterſtützen!

— Dagmar war wohl dann vor den Spiegel getreten und hatte ihm mimiſche Bewegungen vorgemacht. Und nun beſann ſich Harff, daß ihm dieſe doch eigentlich recht ungraziös und gequält erſchienen waren. „Man muß nicht alles ſchön finden an der, die man liebt," ſagte er ſich. Offen geſtanden, war ſie ſogar linkiſch, einfach ſteif, hölzern . . . . . hölzern, ja, das war der richtige Ausdruck dafür.

Da ſtiegen Zweifel in ihm auf für ihre Zukunft.

Aber er hatte es bald wieder vergeſſen.

Kurz darauf ſchritt er von neuem die Matthäikirchſtraße hinab, wieder mit denſelben Vorſichtsmaßregeln, mit demſelben Zögern, derſelben Verlegenheit, dem gleichen ſchlechten Gewiſſen, ohne doch zu wiſſen, warum. Wieder derſelbe Erfolg: niemand zu ſehen.

Schließlich trollte er nach dem Bahnhof zurück mit einem noch ausgeprägteren Gefühle des Zornes, des Trotzes, der Enttäuſchung, als vor vierzehn Tagen.

„Ich laufe ihr nicht nach, das ſoll ſie ſich nicht einbilden!" redete er ſich ein. . . . .

Als er abends in ſeiner Wohnung ankam, fand er einen Brief auf dem Schreibtiſche liegen. Von Dagmar. Er riß ihn auf, nur ein Zettel lag darin:

Ich halte es nicht mehr aus! Was habe ich gethan? Liebſt Du mich nicht mehr? Ich bin krank!

Dagmar.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Krank war ſie? Darum nicht in der Stunde, nicht am Fenſter zu ſehen, und die Aufwartefrau in der Apotheke? Sollte er telegraphieren, daß er käme? Nein, beſſer nicht, es würde ja auch erſt in der Nacht geweſen ſein, und dann die Rückkehr, er hatte doch Dienſt am Morgen! Aber Dagmar krank, und er wußte nichts davon! Ob es ſchlimm war? Vielleicht war es Ärger und Aufregung über die letzten Tage! Ja, das mußte es ſein! Doch war ſie nicht ſchuld daran?

Jedenfalls beſchloß er morgen mit dem erſten Zuge, nach dem Dienſt, zu fahren. Damit beruhigte er ſich. Wenn ſie ſich vierzehn Tage lang nicht geſehen, ſo war es doch ſchließlich ihre Schuld allein, und morgen würde er ja kommen. Dann wäre ja alles wieder gut. Einen Augenblick beherrſchte ihn das Gefühl, als ſei das alles eben nur Vergeltung für ihre Handlungsweiſe. Dann ward er ſich des Ungerechten, das darin lag, ein wenig bewußt, aber es zitterte doch in ihm nach, und damit legte er ſich ſchlafen.

III.

Am nächſten Tage eilte Harff zu Dagmar. Als er in ihr Zimmer trat und ſie in Kiſſen eingepackt auf dem Sofa ſah, ſtürmte er ihr entgegen. Er kniete vor ihr hin. Er küßte ihre Hände, als müſſe er ihr Abbitte leiſten. Lange Zeit ſprachen ſie kein Wort, nur über das Haar ſtrich ſie ihm koſend. Endlich brach ſie den Bann:

— Warum biſt Du ſo lange von mir geblieben?

Er hob das Geſicht:

— Du ſchriebſt nicht!

— Du hätteſt ſollen kommen!

— Ich wollte nicht!

Sie ſah ihn mit großen, angſterfüllten Augen an:

— Liebſt Du mich noch?

— Dagmar! — rief er nur und bedeckte ſie mit Küſſen.

Nun war alles wieder gut. Allmählich erſt ward Licht über die zwei Wochen des Getrenntſeins. Sie erzählte ihm, daß ſie an jenem unſeligen Tage, abends zum Nachtzuge, auf dem Bahnhof geweſen ſei, um ihn noch zu treffen, und daß ſie vergeblich ſehnſüchtig auf ihn gewartet. Dabei habe ſie ſich erkältet und ſei krank geworden. Er bekannte ihr, wie er, als er nachmittags gefahren, immerfort nach ihr geſpäht und ſie beſtimmt zu ſehen gehofft. Endlich beichtete er ihr auch ſeine Fahrt nach Berlin, ſein Warten am Lützowplatz und ſchließlich ſein Vorüberſchleichen an ihren Fenſtern.

— Hätteſt Du da herausgeguckt, wenn Du es gewußt hätteſt? — fragte er.

Sie bejahte, fügte aber ſogleich hinzu:

— Und wäreſt Du hineingekommen, als Du mich geſehen hätteſt?

Ein Kuß war die Antwort.

Sie verſprachen gegenſeitig, damit eine ſo ſchreckliche Zeit nicht wieder vorkommen könne, ſich immer abwechſelnd zu ſchreiben, und wenn es auch noch ſo kurz, nur eine Zeile wäre, und zwar ſo, daß immer der zum Schreiben verpflichtet ſei, der einen Brief vom andern erhalten. Das ſollte täglich ſo ſein, alſo einen Tag um den anderen eine Nachricht.

Und er bat Dagmar, ihm das feste Verſprechen zu geben, ſolche Art Perſonen, wie Frau Hänſel, keinesfalls zu ſich zu laſſen, überhaupt mit niemandem zu verkehren, als mit dem Geſanglehrer und der alten Schauſpielerin. Sie verſprach es bedingungslos, denn in dieſem Augenblicke des Glückes wäre ſie nicht imſtande geweſen, ihm etwas abzuſchlagen. Harff wollte ſie damit aus dem ganzen Dunſtkreiſe der Vergangenheit reißen. Nichts von der „Chantant-Zeit", wie er es in ſeinen Gedanken nannte, durfte mehr an ihr kleben bleiben. Als ſie ihm die Hand auf ihr Verſprechen gab, war jeder Schatten der letzten Tage gewichen. . . . . .

Bis zum Abend blieb Harff bei ihr. Das Gefühl allein übte ſein Recht aus, der klügelnde, richtende Verſtand ſchien von neuem unterlegen zu ſein. . . . . .

Ein paar Tage darauf löſte Harff ſein Verſprechen ein, Feller mit Dagmar bekannt zu machen. Damals war es ein überſtrömendes Glück geweſen, das ihn wünſchen ließ, den Freund teilnehmen zu laſſen, in naiver Eitelkeit. Der Drang, ſeinen Reichtum einem fremden Auge zu zeigen, um dadurch noch reicher zu werden.

Heute war es für Harff, wie er ſich einredete, die Verpflichtung dem einmal gegebenen Verſprechen nachzukommen, in Wahrheit aber das durch lange Gleichmäßigkeit erlahmte Sinnlichkeitsgefühl, das jetzt ein ſolches Sichabſchließen nicht mehr möglich ſcheinen ließ, da die erſte Glut verkühlt und nun auch der Geiſt ſeine Forderungen zu ſtellen begann. Aus Harffs Erzählungen wußte Dagmar von Feller, aber es lag ihr nicht daran, ihn kennen zu lernen, da ſie ſich für nichts anderes inter-

essierte, als für den Geliebten allein. Zuerst war sie erstaunt über Harffs Bitte, aber sie bemerkte, daß er ungeduldig zu werden begann, und sagte ihm sofort zu.

Am nächsten Sonnabend ward verabredet sich in dem Restaurant von Uhl, Unter den Linden, zusammenzufinden.

Zur bestimmten Zeit — gegen neun Uhr — war Feller bereits eingetroffen. Er fragte den Kellner, ob ein Zimmer bestellt sei, denn sie hatten „Chambre séparée" ausgemacht, einmal, um nicht etwa durch Bekannte gestört zu werden, dann aber, um in Civil erscheinen zu können. Der Adjutant wurde sofort in einen der hintern Räume geleitet. Harff und Dagmar warteten dort schon.

Sie sah nicht besonders günstig aus, weil die Spuren des vergangenen Unwohlseins noch nicht ganz von ihr gewichen, und sie kurz vorher noch mit Harff einen Auftritt gehabt, denn am Nachmittag war ihr die Sache leid geworden. Allerlei Rücksichten begannen sie zu quälen.

— Was wird er denken um mich? — hatte sie gefragt, doch erst nach einiger Überlegung, denn ihre Liebe schien ihr selbstverständlich.

Harff wußte wohl, daß unter jungen Männern die Fragestellung kaum anders lautete als: rein oder nicht? Doch er meinte, daß bei Dagmar niemand darüber im Zweifel sein könne, da ihr kindlich-naives Wesen eine andere Antwort als „rein" ausschlösse. Mochte am Ende der Freund denken, was er wollte, sagen würde er es ja doch nicht. Über Dagmar aber war seitdem sie Harff kennen gelernt Mut gekommen, der Welt mit ihren Urteilen die Stirn zu bieten in der Überzeugung, daß sie kein Unrecht thue, da sie diesen Mann liebte.

Eins hatte sie den dennoch mit dem Geliebten ausge-

macht: ſie wollten ſich vor Feller Sie nennen. Er hatte es verſprochen, wenn ihm auch der „Firlefanz", wie er es nannte, lächerlich vorkam, da ſich über dieſen Punkt ſein Freund ſicher im reinen befand.

Aber Dagmar war die erſte, die Harff, nachdem ihr Feller vorgeſtellt und ſie ſich geſetzt hatten, mit Du anredete. Sie errötete dabei und ſah den Fremden von der Seite an, um zu beobachten, ob er wohl etwas bemerkt hätte. Der Adjutant aber that gar nicht dergleichen. Entgangen war es ihm jedoch nicht. Er blickte Dagmar prüfend an: hübſch war ſie, das konnte man nicht leugnen. Nur darüber wunderte er ſich, wie wenig geſchmackvoll ſie ſich eigentlich kleidete. Er war erſtaunt, daß dies Harffs Auge entgangen ſein ſollte.

Das Geſpräch kam nur langſam in Fluß. Doch Fellers gute Laune half über die anfängliche Starrheit hinweg, indem er ſofort auf das überging, was Dagmar am meiſten zum Reden veranlaſſen mußte: ihre Heimat. Er begann von Dänemark zu ſprechen, dann vom Norden. Schweden und Norwegen kannte er ziemlich gut. Er fragte Dagmar zuerſt nach ihrer Vaterſtadt und knüpfte daran Ausrufe der Bewunderung über den Sund. Sie ſtimmte bei, aber es war doch Feller hauptſächlich, der ſprach, und wenn er einmal verſuchte, die Darlegung in eine Frage zu kehren, ob der Klampenborger Park nicht reizend ſei, ob ſie dort an der „Eremitage" — was den beiden Herren als Kavalleriſten am nächſten lag — ein Rennen erlebt hätte, ſo antwortete ſie nur mit „nei" oder „ack jä", vielleicht: „jä! das iſt ſehr, ſehr ſchön!"

Mehr war aus ihr nicht herauszubekommen.

Harff ärgerte ſich im ſtillen. Warum konnte ſie nicht

reden wie mit ihm? Aber er beteiligte ſich nicht am Geſpräche, in der Befürchtung, daß die Unterhaltung dann ganz auf die Männer übergehen möchte.

Da ſchien Feller die richtige Saite angeſchlagen zu haben: er ſchwärmte vom idylliſch am Sund gelegenen Skodsborg, mit ſeiner langen Dampfſchiff-Landungsbrücke, ſeiner prächtigen, neuen Badeanſtalt und den ſchönen Spaziergängen dahinter landeinwärts. Dagmar begann lebhaft zu werden: Skodsborg! Glückſelige Erinnerungen ſtiegen in ihr auf. Da hatte er ſie zum erſtenmal geſprochen! Dort hatte ihr Glück begonnen:

— Jä, Skodsborg iſt ſchön, ſo wunderſchön, es iſt mir faſt der ſchönſte Punkt von meiner Heimat! Da der ſchöne Sund und dann die Skiffe, die vielen Skiffe überall, und man kann drüben ſchwimmen ſehen Schweden!

Dabei ſchaute ſie Harff mit einem glückſtrahlenden Blick an, als wollte ſie ſagen: „Weißt Du noch?“ Und dieſer vergaß einen Augenblick ſeinen Ärger und griff nach ihrer Hand, ſie zu drücken, aber ſie entzog ſie ihm wieder ſchnell, indem ſie ſcheu auf ihr Gegenüber ſah.

— Kennen Sie Frederiksborg mit den reichen Sammlungen? — fragte Feller.

— Jä, das Schloß! und die Stadt, da bin ich geweſen ganz gewiß!

— An der Stadt iſt nicht viel, aber dieſer Wunderbau, iſt er nicht prachtvoll? Die Sammlungen haben Sie doch geſehen?

— Welche Sammlung?

— Nun, die ſchönen Sammlungen im Schloß! Ach, das braucht man gar nicht, uur allein die Säle! Solche Decken habe ich noch kaum irgendwo gefunden!

Er blickte ſie Antwort heiſchend an. Dagmar fragte nur:

— Decken?

— Ja, Plafonds! — fügte er hinzu, um es deutlicher zu machen.

— Was iſt das?

Harff erklärte es in ziemlich ärgerlichem Tone.

— Was iſt daran ſchön? — fuhr ſie fort.

— Die Schnitzereien und der Stuck!

Sie verſtand nicht und ſchüttelte den Kopf:

— Im Schloß bin ich nie geweſen. In die Stadt hatte ich Freunde! — meinte ſie erſtaunt, als ſei es ganz ſelbſtverſtändlich.

— Das iſt ja aber faſt das Schönſte, was Sie in Ihrem ganzen Lande haben!

— Ich weiß nicht!

Feller war verwundert. Er wollte es wieder gut machen und lenkte auf das Thorwaldſen-Muſeum über, weil dieſes doch in Dagmars Vaterſtadt lag:

— Das kam mir jedesmal wie ein Heiligtum vor. Die Werke zeugen für ihren Schöpfer, der in der Mitte, umringt von all den Bildſäulen, unter der einfachen Platte ruht. Es iſt ein Tempel, der Bau! Schade nur, daß er ſo ſchlecht erhalten wird!

Dagmar antwortete nicht. Es entſtand ein Augenblick Pauſe. Feller nahm das Geſpräch wieder auf:

— Sie waren natürlich oft darin?

— Wo?

— Im Thorwaldſen-Muſeum?

— Ich bin geweſen einmal, ich hatte ſolche Angſt vor die vielen, vielen toten Steine.

Es gab Fiſch. Dagmar gebrauchte, da ſie es nicht anders kannte, zum Zerlegen das Meſſer. Harff, der es ſonſt nicht gewahr geworden, bemerkte es plötzlich. Ihm, der ſo erzogen war, daß ihm ſchlechte Manieren bei Tiſch das Eſſen verleiden konnten, gab es einen Stich durch und durch. Hatte er das nur noch niemals bei ihr bemerkt? War er blind geweſen? Sie legte auch die Arme weiter auf, als es ihm ſchicklich dünkte! Die Luſt am Eſſen war ihm vergangen, denn er bangte nur noch vor dem Augenblick, wo ſein Freund darauf aufmerkſam werden mußte.

Was würde nun noch alles geſchehen! Und Feller, der gerade in der Kunſt Wert und Schönheit des Lebens erblickte! Aber Harffs Enttäuſchung, die ihm der Abend gebracht, ſollte noch ſteigen: Der Freund kam endlich auf ihre Ausbildung zu ſprechen und fragte ſie nach den verſchiedenſten Dingen, die er bei ihr als bekannt vorausſetzen mußte, da er doch von ihr ſelbſt vernommen, daß ſie ſich für die Bühne vorbereite. Faſt überall kam ihre Unwiſſenheit, ihre Gleichgültigkeit zu Tage. Ihre Ausrede war ſtets: damit habe ſie ſich noch nicht beſchäftigt, oder das habe ſie noch nicht gehabt. Auf allen Gebieten, die er ſtreifte, ſei es nun Muſik im allgemeinen oder Opernmuſik im beſondern, Theater überhaupt, Neuigkeiten aus Berlin, aus dem Reiche, aus der Welt, war ſie unbekannt, nur wenn auf Harff die Sprache kam, ſchien ihr Verſtand und Zunge gelöſt. Sie war rührend in ihrer Liebe, in dieſer Liebe, die den geſamten Geſichtskreis auf einen Menſchen beſchränkte: den Geliebten.

Es war ſchon halb zwölf Uhr geworden.

Sie gingen.

Dagmar ſchritt mit Feller voraus die breite Treppe nach der Straße zu hinab. Ein paar Stufen dahinter folgte Harff. Zum erſtenmale betrachtete er mit kritiſchen Augen ihren Anzug. „Geſchmacklos, unchic," ſagte er ſich. Sogar ein wenig auffallend fand er den großen, überhängenden Hut, zum mindeſten die Rieſenfeder. „Eine ‚Dame' trägt ſo etwas nicht, eine ‚Dame', nein!"

Einen Augenblick war er erſchrocken über ſich ſelbſt. Es war doch Dagmar! Seine Dagmar!

Auf der Straße wollte ſich Feller verabſchieden.

— Kommſt Du nicht mit? Wir begleiten Dagmar . . . . . Fräulein Gjellrup, — . . . . . — bis nach Hauſe.

— Gut, natürlich!

Sie gingen zu Fuß, da das Wetter prächtig war, die Linden hinab dem Brandenburger Thor zu. Es war noch eine Menge Menſchen auf der Straße. Wagen ſah man nur wenige, die helle Mondnacht forderte zum Gehen auf. Eine einzige Droſchke kam gerollt, ein Offizier ſaß darin.

— Donnerwetter, das war ja der Oberſt, — ſagte der Adjutant. — Unſer Oberſt nämlich! — wandte er ſich an Dagmar.

— Das ſieht ſchön aus, die Uniform! — meinte ſie. — Haſt Du auch ſo eine Uniform? — fuhr ſie, zu Harff gewendet, fort. Sie hatte ihn noch niemals in Uniform geſehen, da er, wenn er ſie traf, ſtets Civil trug.

— Natürlich, — es iſt ja unſer Oberſt!

Warum dieſer dieſelbe Uniform tragen müſſe, verſtand ſie nicht.

— Ob er uns erkannt hat? — fragte Harff.

— Nein, ich glaube nicht; und wenn auch! Er ſah übrigens nicht her.

Sie gingen weiter durch das Brandenburger Thor, dann die Königgrätzer Straße hinab dem Tiergarten zu, endlich durch die Tiergartenſtraße und Matthäikirchſtraße bis vor Dagmars Haus. Feller nahm förmlich, wenn auch artig, Abſchied. Sie gab ihm die Hand. Dann trat er ein paar Schritte zurück, um die beiden nicht zu ſtören. Eigentlich wollte er ſich empfehlen, aber Harff hatte ihm geſagt, daß er ſofort mitkommen würde. Im Dunkel der Hausthür lugte Dagmar nach dem Fremden und erſpähte den Augenblick, dem Geliebten zum Gutenachtkuß die Lippen zu bieten. Er berührte ſie kaum.

— So kalt? — ſagte ſie vorwurfsvoll.

Sein Unrecht ward ihm klar. Wie durfte er ſie ſeine Stimmungen, denn das war es am Ende doch nur, entgelten laſſen!

— Wer ſchreibt? — fragte ſie, und er antwortete:

— Ich, — ich bin dran!

Sie ſchieden. Harff ging dem Freunde nach, der langſam ein Stück die Straße hinabgebummelt war.

— Du fährſt doch auch erſt morgen zurück? — fragte jener.

— Natürlich, ich habe Urlaub.

Beide waren im Hotel Bellevue am Potsdamer Platz abgeſtiegen, wegen der Nähe des Anhalter Bahnhofes. Der Weg bis dahin war nur kurz. Keiner ſprach ein Wort. Der Adjutant nicht, weil er irgend einen Anknüpfungspunkt von ſeiten Harffs über den heutigen Abend erwartete und in der That nicht recht wußte, was er über Dagmar ſagen ſollte, dieſer aber nicht in der Beſorgnis, von

Feller ein Urteil zu hören. Denn nun ſah er Dagmar plötzlich in anderem Licht, er bemerkte ihre Fehler, ihre Mängel, er nörgelte an ihr und zerlegte, zerſetzte ſich ihr ganzes Weſen. Die Eindrücke des Tages: die Beſchämung, die ſie ihm durch ihr Nichtwiſſen und Nichtwiſſenwollen bereitet, die Schläge, die ſeiner Eitelkeit dadurch verſetzt, verdichteten ſich darin, daß er ſich ernſtlich die Frage vorzulegen begann: „Liebe ich ſie denn wirklich? Liebe ich ſie denn noch?“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie waren am Hotel angekommen. Als ſie ſich verließen ſagte Feller noch gähnend vor ſeiner Zimmerthür:

— Alter Kerl, verzeih' — verzeih' jetzt meine Einſilbigkeit, meinen Stumpfſinn! Ich war ſo entſetzlich müde geworden! Vielen Dank für heute, Du weißt ſchon wie ich es meine! Gute Nacht!

Sie trennten ſich. Kein Wort eines Eindruckes über Dagmar hatte er geſagt, Harff aber war es recht, denn er meinte in ſeiner jetzigen Stimmung, dieſes Wort könne, wenn es fallen ſollte, nur abſprechend lauten.

In dieſem Seelenzuſtande ſetzte er ſich hin und ſchrieb den verſprochenen Brief an Dagmar, den er morgen früh in den Kaſten ſtecken wollte:

Berlin, Hotel Bellevue.

Liebe Dagmar!

Todmüde ſchreibe ich Dir noch das Verſprochene. Leider werden wir uns morgen nicht ſehen, da ich ſchon zeitig nach S. zurückfahren muß. So lebe denn wohl, entſchuldige die Kürze dieſer Zeilen mit der ſpäten Nachtſtunde. Gruß von Deinem R.

Er hatte dazu mit der Hotelempfehlung bedrucktes Papier genommen, wie er es in der kleinen Mappe auf dem Schreibtisch vorfand.

Er legte sich zu Bett, bald atmete er tief und gleichmäßig.

Dagmar war längst zur Ruhe gegangen, aber ihre Augen floh der Schlaf: sie weinte.

IV.

Nun kam eine Zeit des Kämpfens und Ringens für Harff. Er fühlte deutlich, wie in seinem Innern die Liebe zu Dagmar matter und matter wurde. Früher hatte er doch immer Sehnsucht nach ihr empfunden, es hatte ihm keine Ruhe gelassen, wo er auch war, ihr Bild hatte ihm vorgeschwebt, jener Augenblicke nicht zu gedenken, da er jede nicht bei ihr verlebte Stunde für verloren hielt. Eine stete Unruhe hatte ihn in nervöser Anspannung gehalten, ihm alles verleidend, was nicht mit ihr zusammenhing, ihn unfähig machend, an Dingen Gefallen zu finden, die ihn einst erfreuten. Nun war Stille eingetreten, Meeresstille nach dem Sturm. Er vermochte es, ruhig in seinem kleinen Provinznest zu bleiben, ohne Drang, ohne Bedürfnis sie zu sehen. Dennoch suchte er dagegen anzukämpfen, er empfand es als Unrecht, seine Teilnahmlosigkeit, seine Gleichgültigkeit erschien ihm als Erneuerung dessen, was er an Dagmar begangen. Doch seine Schuld wähnte er erst als thatsächlich in dem Augenblick, wo er Dagmar verlassen würde. Und daran dachte er nicht, das wußte er genau.

Aber es lag quälend auf ihm, und am ſchrecklichſten war es, daß Dagmars verweinte Augen, wenn auch kein Wort von ihren Lippen kam, ihm immerfort als Zeugen entgegentraten, die zu ſagen ſchienen: Warum biſt Du nicht mehr wie früher? Was iſt mit Dir vorgegangen? Gerade daß ſie nicht klagte, daß ſie leidend ſchwieg, war ihm ſo peinlich, ſo unerträglich. Hätte ſie geſprochen, hätte ſie ihm Vorwürfe gemacht oder irgend etwas geſagt, vielleicht hätte er ihr ſeinen Zuſtand erklärt, ſie vertröſtend, daß er nur vorübergehend ſei, eine Mißſtimmung ſeiner Nerven oder irgend etwas. Aber ſie fand keinen Ausdruck für ihren Schmerz. Er jedoch ſcheute ſich, daran zu rühren, als ſei es eine offene Wunde in die er den Finger nicht legen mochte, wenn es auch Heilung brächte. Immer war es auch nicht ſo, denn oft war er gut und lieb gegen ſie, oft ſchien er ganz der Alte zu ſein, als ſei dieſe Verſtimmung nur eine vorübergehende Krankheit geweſen, die ſich nun verloren. Doch faſt immer bedrückte ihn eine gewiſſe Dumpfheit und Müdigkeit. Er war freundlich gegen ſie, aber nicht mehr herzlich, und immer traurig. Seine Briefe klangen nicht wie einſt, ſie waren nüchtern, mehr mit äußerlichen Ereigniſſen des Tages erfüllt, als mit dem, was ſeine Seele bewegte, denn heucheln wollte er nicht. So war ihr faſt leid geworden, daß ſie dieſes regelmäßige Schreiben ausgemacht hatten: ſie fühlte, es wurde ihm ſchwer, die Worte kamen ihm nicht von Herzen.

Auch beſuchte er ſie jetzt ſelten, nicht mehr wie früher, ſo oft als möglich. Er hatte faſt täglich Abhaltungen, der Dienſt rief, die Pflicht. Nun nahm er jede Einladung an und beſchränkte ſeinen Verkehr nicht mehr wie

im verflossenen Jahre auf das Allernotwendigste. Auch wenn er mit ihr vorher sein Kommen ausgemacht, telegraphierte er, zuerst einmal als Ausnahme, dann aber immer häufiger: „Hindernis eingetreten, komme nicht!“ Wo ihn früher die größten Schwierigkeiten nicht abgehalten hatten, zu ihr zu eilen, fand er jetzt in dem kleinsten Umstande Grund genug, seine Fahrt nach Berlin aufzugeben.

Alles dies wuchs von Woche zu Woche.

Einmal, als er bei ihr war, wagte sie dennoch die Frage:

— Min Lew, bist Du krank?

Er sah sie groß an:

— Ja, ich bin krank, das Herz thut mir weh!

Das verstand sie nicht, aber sie meinte:

— Kann ich helfen? ich will ja alles, alles für Dich thun!

Er schüttelte den Kopf und sprach, indem er das Gesicht in ihr Kleid vergrub:

— Du kannst mir nicht helfen, nein, niemand!

Dann blieb er so liegen wie ein Kind, das sich in den Falten des mütterlichen Gewandes versteckt, um seinen Schmerz auszuweinen. Sie rührte sich nicht. Sanft nur drückte sie ihn an sich. Wieder übermannte ihn jenes Gefühl der Reue, das doch eigentlich keine Reue war, mehr Mitleid mit ihr, für die seine Liebe geschwunden, ohne daß er wußte, warum. Ihre Hand lag auf seinem Arm. Die Hand, die ihn so oft geliebkost und gestreichelt, die ihm nur Gutes gethan. Er bog sich darauf, sie zu küssen. Aber als sei ihm alles vergällt, als sei es ihm nicht mehr möglich, an ihr irgend etwas zu sehen ohne Kritik, drängte sich ihm unwiderstehlich die

Betrachtung auf, daß ihre Hand doch ein wenig groß sei. Plump fand er sogar! Er mochte ihre Hand nicht weiter küssen.

Nun wollte er mit ihr sprechen, sich unterhalten, alte Eindrücke auffrischen, von jenen Tagen reden, da sie sich kennen gelernt das würde die Liebe, die zu entschlummern drohte, wieder erwecken. Er begann ihr von jener ersten Zeit in Kopenhagen zu erzählen, lang und ausführlich, als spräche er nicht zu ihr, als gäbe er sich selber Rechenschaft, wie ein Tagebuch, das man durchblättert. Aber seine Worte schienen ihm öde, kalt und tot. Es gelang ihm nicht, den rechten Ausdruck zu finden. Alles, was er redete, dünkte ihm gemacht, erkünstelt, erlogen. Es kam nicht von Herzen. Dennoch sprach er wärmer, als er selbst dachte, da ihm die Erinnerung verflossenen Glückes, des größten seines Lebens, den Gedankengang führte und die Zunge belebte. Dagmar lauschte seinen Worten andächtig, und aufmerksam. Alles das, was er ihr sagte, schien ihr so schön, und ihr Herz fragte sich krampfend, warum das nicht mehr sein könne wie früher? Sie begann zu weinen. Zuerst leise, unmerklich, — endlich nach Atem ringend, laut schluchzend. Er wurde aufgestört. Dieses ewige Weinen! Reden konnte sie nicht, nur immer plärren und heulen! Das machte ihn wütend.

— So weine doch nicht, was ist denn nur los?

Sie schluchzte laut. Er wurde immer erregter:

— Diese verfluchte Heulerei, das ist immer Deine letzte Weisheit, sprich doch lieber was Vernünftiges, aber dazu bist Du zu dumm! Dumm!

Die letzten Worte waren ihm so entflohen, nun schämte er sich selbst ihrer und bereute sie.

— Ich bin Dir zu dumm! — ſagte ſie vorwurfsvoll ihn anſchauend und nickte mit dem Kopf dabei. — Jä, ich bin dumm! Ich habe nichts gelernt zu Haus! Nu iſt es zu ſpät! Dumm! Dumm!

Das hatte er nicht gewollt:

— Du mußt doch nicht alles ſo auffaſſen, ſo meine ich es gar nicht!

Und er ſuchte ſie zu beruhigen. . . . .

Ein andermal urteilte ſie über Dinge, die Harff verletzen mußten, und von denen ſie nichts verſtand.

Ihr Lehrer hatte eine abſprechende Bemerkung über Offiziere gemacht und deren Schwächen gegeißelt. Das wiederholte ihm Dagmar, Dagmar, die doch von ſeinem Stande überhaupt nichts wußte. Er verbat ſich ihr Urteil. . . . . .

. . . . . Dann wieder einmal konnte und wollte ſie nicht verſtehen, das etwas ſich ſo verhielte, verhalten müßte, wie es ihr Harff erklärt. Sie wußte zwar keine Gründe für ihre Meinung, ſah auch augenblicklich alles vollkommen ein, aber wenn er mit ſeinem Gegenbeweiſe fertig war, deſſen einzelne Sätze ſie eben anerkannt, dann kam ſie plötzlich wieder mit ihrem:

— Jä, das iſt aber ganz gewiß doch ſo!

Das brachte Harff völlig zur Verzweiflung:

— Ihr Weiber habt eben alle nicht für einen Dreier Logik im Kopfe! Wenn ich Dir beweiſe, A iſt ſchwarz, B iſt gleich A, ſo ſagſt Du dann: Ja, aber B . . . . . B — und er machte dann ihren Ton nach — B iſt . . . . . weiß! Da iſt nicht zu helfen, gegen Dumm . . . . .

Er vollendete nicht, denn er wollte ſie nicht kränken,

aber er dachte ſich im ſtillen: ſie wird mich eben doch niemals verſtehen! . . . . . .

Auch ihre Briefe unterwarf er der Kritik. Wie hatte er ſich früher über ſie gefreut, wie waren ihm ihre Fehler und Abſonderlichkeiten beſonders lieb und herzig erſchienen. Nun ſezierte er ſie vom erſten Strich bis zum letzten. Wie kurz ſie auch waren, er fand tauſend Sachen darin, die ihm albern und läppiſch vorkamen. Hatte er ſonſt ihre naive Ausdrucksweiſe zwar belächelt, aber die Zeilen, die ſie enthielten, geküßt, ſo fand er jetzt alles albern, thöricht, dumm! Die Interpunktion wollte er nicht rechnen, ebenſo nicht die orthographiſchen Fehler, die grammatikaliſchen Schnitzer, ſie war ja Ausländerin! Aber das übrige, der geiſteskümmerliche Inhalt, die ganze daraus ſprechende Anſchauungsweiſe! Da ſaß er dann wohl in ſeinem Zimmer, den eben angekommenen Brief in der Hand, und las ihn ſich laut vor, kritiſierend, nörgelnd, tadelnd, lachend, oder er warf ihn gar ungeleſen bei Seite und ließ ihn liegen, ohne ſich darum zu kümmern. Es ſtand ja doch nichts weiter darin als der gewöhnliche „Unſinn“. „Sie iſt dumm!“ das ſagte er ſich immer wieder.

Sonſt hatte er ſich die wenigen Briefe, die er von ihr beſaß, ſorgſam zuſammengebunden in einem beſonderen Kaſten gethan. Jetzt lagen ſie wirr durcheinander unter anderen gleichgültigen Papieren, wie ſie ſich im Schreibtiſchfache häuften. . . . . .

Eines Tages ſprach er zu ihr und ironiſierte ihre kleinen Briefchen. Er hatte nur mit leichten, unmutigen Worten begonnen, allmählich jedoch redete er ſich ſo hinein, daß er ſie Wiſche, Blech, Blödſinn, Albernheiten nannte. Sie zuckte unter jeder Silbe zuſammen wie unter Nadel-

ſtichen, ſie litt wort- und lautlos. Wieder traten ihr die großen, hellen Thränen in die Augen. Sie weinte, weinte faſt unaufhörlich.

Er ſtand am Fenſter, trommelte an den Scheiben und merkte nichts davon, daß jedes ſeiner Worte ſie tödlich getroffen: das waren die Briefe, an denen ſie ſtundenlang geſchrieben, ſich jedes Wort überlegend, wenn es auch nur immer wenige Zeilen geworden!

Seitdem ſchrieb Dagmar nie wieder. Da ſie nun ausgemacht hatten, daß ſie ſich abwechſelnd ſchreiben würden, ſo antwortete Harff auch nicht, auf die Abmachung pochend, die ſie getroffen. Ihm fehlte nichts dabei, im Gegenteil war ihm das erwünſcht. Seine letzten Briefe waren ohnedies nichts anderes geweſen, als faſt tagebuchartige Wetterberichte, durchflochten von der jedesmal wiederkehrenden Angabe, daß, wo und wann er Dienſt habe.

Harffs Beſuche wurden immer ſeltener, endlich erklärte er, wegen des anſtrengenden Frühjahr- und Sommerdienſtes nur noch Sonntags, oder vielleicht einmal Sonnabend und Sonntag kommen zu können.

Und Dagmar ..... hatte nichts als ihre Thränen.

Wenn Harff aber kam — ſo blieben ſie ſo wenig als möglich im Zimmer. Er drängte hinaus, dort mußten ſie ſich Zwang auferlegen, dort konnte ſie nicht weinen, denn das war ihm ſo ſchrecklich, weil es ihn aufrüttelte und ihm jedesmal ſein Unrecht neu vor Augen führte. Dieſes Unrecht, das er nicht hindern, nicht ändern, nicht rückgängig, nicht wieder gut machen konnte, da es nun einmal geſchehen, und es ihm nicht gelang, die erſterbenden Gluten ſeiner Liebe zu neuer, heller Flamme anzu-

lachen. Da gingen ſie denn ſchweigend nebeneinander her, oder er erzählte mehr des Scheines halber, als aus Drang und Bedürfnis. Die Blicke der Spaziergänger trieben ihn meiſtens dazu, denn er meinte, jeder müſſe ihm die innerliche Stimmung anſehen können. In ſolchen Augenblicken vermochte er es ſogar, luſtig zu ſein und ſelbſt Dagmar zu einem Lächeln zu bewegen. Aber es war alles nur Schein, erzwungen und gemacht. Wenn er dann zu Haus war, überkam ihn oft der Ekel vor dieſem Gaukelſpiel, dieſer Heuchelei! Aber er that es dennoch, er wollte verſuchen, ſeine Stimmungen zu meiſtern.

Dagmar fragte ihn auf einem ſolchen Spaziergange, warum er nicht Uniform trüge? Er ſagte, das ginge nicht. Sie verſtand es aber nicht, und ſeine Erklärungen klangen ſo dunkel und gewunden, daß es für ſie nicht möglich war, zu begreifen, wie er ſich im Rocke des Königs nicht mit ihr zeigen durfte, da ſie ſeine Frau nicht war.

Harff empfand die Schmach, die darin lag. Er dachte daran, wie ihn damals jenes aufgefangene Wort der Kameraden von „Verhältnis“ empört, und nun, was war es denn anders, ſollte man einen milderen Namen dafür finden? Die nackte Wahrheit hieß eben ſo, wenn es auch nicht ſchön klang!

Nach ſolchen inneren Auseinanderſetzungen begann das Gefühl ſeines Unrechts auf ihm zu laſten, ſtets blieb aber ſein Betäubungsmittel der Gedanke: „Ich verlaſſe ſie ja nicht!“ . . . .

Dagmar jedoch tröſtete ſich in ihrer Liebe, in ihrer unauslöſchlichen Leidenſchaft, die nicht abnahm, ſondern die eher wuchs im Leide. Sie liebte nun einmal dieſen Mann, mochte daraus werden, was da wollte.

Mit der Scham, mit der Schande, mit der ſie ſich in dem Gedanken abgefunden, daß ihr Gott, der ihr dieſe Liebe in das Herz gelegt, auch verzeihen müſſe, wenn ſie gefehlt, da ſie doch nur gefehlt aus Liebe, mit dieſer Scham rang ſie auch jetzt nicht mehr. Ihre Leidensnatur, ihre Dulderſeele rechnete nicht mit den Menſchen, die Liebe hatte ſie über deren Gegeifer und Geſpött, über deren Mißachtung und Fingerdeuten hoch hinausgehoben.

Mochte die Zukunft drohen wie ſie wollte, ſie glaubte feſt und unerſchütterlich mit der Zuverſicht eines Kindes daran, daß ihr Geliebter nur ſich zeitweilig von ihr abgewendet. Sie glaubte, daß ſie alles ertragen müſſe und auch könne, denn der Tag werde doch kommen, wo er in ihre Arme zurückkehren, wo er einſehen würde, daß kein Geſchöpf auf der weiten Welt ihm das geben könne, wie ſeine Dagmar: Leib und Seele, ganz, vollkommen, bis zum letzten Atemzuge.

V.

Harff ritt jetzt, wenn der Dienſt beendet war, am Nachmittage oder Abend mit den Kameraden ſpazieren. Am meiſten mit Feller, ab und zu auch mit Bodhem oder irgend einem anderen.

Der Adjutant und er waren auf einer ſolchen Unternehmung. Im Sendenberger Wald lag, etwa anderthalb Stunden von der Garniſon entfernt, eine Förſterei, im Volksmunde „das Luch“ genannt, weil ſie ganz eingeſenkt an einem kleinen Teiche ſich befand. Dort ſaßen die beiden und aßen zu Abend. Ihre Pferde hatten ſie den

Jungen des Forſtgehilfen zu halten gegeben. Erdbeeren, Milch, Schinken, Käſe, Butter, Brot, das war alles was es gab, aber es ſchmeckte ihnen dort immer prächtig.

Feller war ſeit jenem Abend bei Uhl niemals wieder geſprächsweiſe auf Dagmar zurückgekommen, ebenſowenig Harff.

Es ſchien wirklich, als würden ſie dieſes Schweigen wie auf gegenſeitiges Übereinkommen beibehalten. Wenn der Adjutant ſich auch vorgenommen, einmal ernſtlich mit dem Freunde darüber zu reden, in der Befürchtung, er möchte einen voreiligen Schritt thun, ſo war er davon ſeit jenem Abend zurückgekommen, weil er die Sache, wenigſtens von Harffs Seite, für durchaus gefahrlos hielt. Die letzte Zeit hatte ihm vollkommene Beruhigung gebracht, da Harff in der That ein anderer Menſch geworden zu ſein ſchien und im Kameradenkreiſe faſt nie mehr fehlte . . .

Als ſie noch beim Abendbrot ſaßen, hörte man plötzlich Pferdegetrappel auf der Straße. Erſtaunt ſahen ſie ſich um, denn es war unwahrſcheinlich, daß noch einer der anderen nachkommen würde.

Die Hufſchläge näherten ſich. Wie es ſchien, zwei oder mehrere Pferde. Plötzlich bog der Oberſt mit ſeiner Nichte um die Waldecke. Das junge Mädchen ward erſt einen Augenblick ſpäter ſichtbar, da es hinter ihm ritt, um auf dem weichen Teil der Straße bleiben zu können. Die beiden Offiziere ſtanden auf.

— Bitte, meine Herren, laſſen Sie ſich doch ja nicht ſtören, — rief ihnen ſchon von weitem Oberſt von Eiger zu, dann in Schritt fallend: — Das iſt ja nett, daß wir noch Geſellſchaft finden!

Er ſaß ab und half Ella aus dem Sattel. Der Hausknecht erſchien, um die Pferde herumzuführen.

— Geſtatten die Herren, — fragte der Oberſt, — daß wir mit Platz nehmen?

— Bitte gehorſamſt, — antwortete der Adjutant.

Sie rückten zu, der Kommandeur beſtellte ein Glas Milch für Ella und einen Cognac für ſich, er erklärte, ſie dürften nicht lange verweilen, ſonſt würde zu Hauſe „große Angſt" um ſie ſein. Sie blieben auch in der That kaum fünf Minuten ſitzen. Die Freunde, die ſo wie ſo bald aufbrechen wollten, ſchloſſen ſich an. Zuerſt ritten alle vier nebeneinander auf der Straße, dann nach einer Weile Feller und Ella voraus, der Oberſt mit Harff dahinter. In gleichgültiger Unterhaltung verging eine halbe Stunde, dann ſchlug der Kommandeur vor, wieder in Schritt zu gehen, und nun war es, als bliebe er abſichtlich hinter den beiden anderen zurück.

— Es iſt gut, daß ich Sie einmal allein treffe, — begann er zu Harff, — ich habe Ihnen nämlich etwas zu ſagen!

Harff legte die Hand an die Mütze, in der Meinung, daß es etwas Dienſtliches ſei, aber der Oberſt wehrte ab:

— Nein, nein, etwas ganz Außerdienſtliches, eine reine Privatſache!

Harff ließ die Hand ſinken.

— Lieber Harff! ein paar ernſte Worte. Wollen Sie mir, ehe ich beginne, verſprechen, ohne Aufwallung, ganz ruhig zuzuhören und was ich Ihnen ſagen will als nichts anderes aufzufaſſen, als das Wort eines älteren, erfahreneren Freundes? Verſprechen Sie mir?

Oberſt von Eiger ſtreckte ihm die Hand über den Sattel hinüber. Harff verſtand zwar nicht, ſchlug jedoch ein.

— Nun gut. Ich wiederhole alſo jetzt, der Kommandeur weiß nichts davon, was Ihnen der Freund ſagt. Zur Sache! Sie wiſſen, Harff, daß ich von meinen Offizieren manches bemerke, was ſo nebenbei geſchieht. Ich bin ſelber jung geweſen, ſchließlich habe ich auch Augen. Ich verwerte, was ich etwa durch Zufall erfahre, niemals, es ſei denn, daß die ganze Zukunft eines meiner Herren dabei auf dem Spiele ſtünde. Dann zu ſchweigen, wäre gewiſſenlos. Auf Sie habe ich immer ein beſonderes Auge gehabt. Sie wiſſen, daß ich dies Verſprechen meinem alten Freunde, Ihrem ſeligen Vater, auf dem Gefechtsfelde gegeben habe, als wir für dies Leben von einander Abſchied nahmen. Ich glaube auch, Harff, wir beide haben uns immer gut verſtanden und ich dächte, wir wären immer gut miteinander ausgekommen!

Harff ſah den Mann, der ihm über die Fährlichkeiten der erſten Jugend im Regiment wie ein Vater hinweggeholfen, mit dankbaren Augen an, unterbrechen durfte er ihn ja nicht.

— Als vor drei Jahren Ihre gute Mutter ſtarb, hat die liebe, alte Frau Sie auf dem ſicheren, Lebenswege geſehen, den Sie ſich, wenn auch ſchwer, ſo doch ehrlich errungen hatten. Die Zukunft ihres Sohnes lag gefeſtigt vor ihr.

Harff ſah ihn fragend an.

— Nun, ich hole ein wenig weit aus, ich möchte Ihnen gerade alles dies zurückrufen, denn, Harff, heute ſcheint mir dieſer Glauben erſchüttert. Nein, ſprechen Sie

nicht! Sie werden ja jetzt ahnen, was ich meine. Ich habe Angſt um Sie. Deshalb muß ich mit Ihnen reden. Schon ſeit einem Jahr gefiel mir Ihr Weſen nicht mehr recht, aber ich legte kein großes Gewicht darauf. Es iſt vorübergehend, meinte ich. Das war es aber nicht, ſondern es beſteht noch heute, und ich kenne die Urſachen. Haben Sie keine Angſt, ich gehe auf nichts ein, ich werde keine Einzelheit berühren. Aber es iſt meine Pflicht zu reden! Sie haben ein leichter erregbares Gemüt, als die meiſten Ihrer Kameraden. Sie faſſen oft Dinge tragiſcher auf, als es wohl nötig wäre. Das ſoll nicht etwa ein Vorwurf ſein! Ich warne Sie nur vor einem: thun Sie keinen voreiligen Schritt .... Bitte, laſſen Sie mich ausreden. Denken Sie nicht etwa daran, ſich für das ganze Leben zu binden. Überlegen Sie ſich jedes genau. Dieſer Rock — er faßte an ſeine Uniform — iſt ſehr leicht ausgezogen, aber nicht ſo leicht wieder an. In erhöhter Spannung der Seele kommt es vor, daß man die Wirklichkeit überſieht, daß man Dinge glaubt, die nicht ſind, nicht eintreffen ja nicht eintreffen können. Man täuſcht ſich ſelber, man rechnet nicht mehr, man phantaſiert, und der Katzenjammer bleibt nicht aus, kann nicht ausbleiben. Man erblickt alles in roſigem Licht, man glaubt leicht überwinden zu können, man baut auf die Liebe, die alles vergolden ſoll, die Wunder ſchafft. Aber leider hat man keine Gewißheit dieſer Liebe, wenigſtens nicht von ihrer Dauer. Man kann nicht ſagen, wie bald die Ernüchterung folgt. Wenn dann alles hereinbricht, um dies hohe Gefühl zu gefährden, wenn alle Äußerlichkeiten dagegen ſind, wenn nichts mehr ſtimmen will, wenn man herausgeriſſen iſt

aus allen Lebensbedingungen, wenn alles fehlt, was durch Erziehung und Gewohnheit begehrenswert, notwendig, ja unentbehrlich ſchien, dann leidet die Liebe. Und wenn dieſe Liebe nun Stoß auf Stoß erhält, angefochten wird von allen Seiten, ja dann muß ſie gewaltig ſtark ſein, um zu widerſtehen. Denken Sie an einen Baum — nicht das Pflänzchen meine ich, das ſich ſchließlich, da es noch jung und biegſam iſt, überall akklimatiſiert — nein, denken Sie an einen ſtarken Baum mit tauſend Wurzeln nach allen Richtungen hin, die ihm Feſtigkeit geben und ſeine Nahrung ſchaffen. Wenn Sie den ausreißen, um ihn wo anders hin zu verſetzen, ſo iſt das gewöhnlich ein gewagter Verſuch. Haben Sie ihm die Wurzeln gelaſſen, gaben Sie ihm ähnliche Lebensbedingungen wie die alten, dann mag er vielleicht, nach einiger Zeit der Umgewöhnung, wieder zu grünen beginnen. Schneiden Sie ihm aber die Wurzeln ab und pflanzen ihn in ein neues Erdreich, dann verweigert er Trieb und Leben, oder friſtet nur ein kümmerliches Daſein, bis er am Ende dennoch den verringerten Lebensbedingungen erliegt.

Ich habe jetzt in einem Beiſpiele geſprochen, ziehen Sie die Nutzanwendung! Und nun noch etwas: in ſolchem Zuſtand hält man die Dauer der Liebe für ewig. Ich kann Ihnen aber ſagen, die Zahl der Kampfnaturen iſt nicht groß. Es giebt wenige Menſchen, die Nerven wie Stahl beſitzen, deren Charakter unbeugſam, unerſchütterlich bleibt, und keiner von uns kann wiſſen, ob er ſich jene Kraft zutrauen darf oder nicht. Wir alle, die wir uns Kämpfer nennen wollen, können unterliegen, das iſt im Wort ſchon inbegriffen, das doch Sieg oder Niederlage gleichmäßig in ſich ſchließt.

Nun zum Schluß, lieber Harff, noch eines: wenn man für ſich ſelbſt allein verantwortlich wäre! Aber wer kann für einen andern ſtehen? Wenn Sie Ihre Zukunft für einen andern Menſchen opfern, wer bürgt Ihnen dafür, das jeder ſeine Schuld bis zum Tode zahlt?

Endlich die Reinheit, über die wir, wie wir nun einmal denken, mit Recht oder Unrecht, laſſe ich dahin geſtellt, nicht glauben hinwegkommen zu können! O, brauſen Sie nicht auf, fühlen Sie ſich nicht für andere verletzt, ich habe nichts angegriffen. Ich rede nur im allgemeinen. Bei einem Mädchen unſerer Kreiſe, unter den Elternaugen aufgewachſen, durch Furcht, Erziehung, mangelnde Gelegenheit gehalten und bewacht, da können Sie Ihrer Sache ſchon gewiß ſein. Sie ſehen, ich bin nicht einſeitig, nicht ſchroff, nicht ſtandesherrlich etwa.

Bei einem Mädchen ohne Eltern, ohne Erziehung, oder die wohl ganz unbewacht, heißblütig, wie leicht kann tauſendfache Gelegenheit die zu Fall gebracht haben. Wehren Sie nicht ab. Nein, nein. Es iſt meine Pflicht, ſo zu ſprechen!

Nun bin ich zu Ende. Ich habe Ihnen geſagt, was ich wußte, aber ich bitte Sie, mir überhaupt gar nicht darauf zu antworten. Ich habe Sie nicht ausforſchen wollen, ich beabſichtige nur, Ihnen dies vorzuſtellen. Zürnen Sie mir?

Der Oberſt blickte ihn an.

— Meinen gehorſamſten Dank, Herr Oberſt! — war Harffs einzige Antwort, er war tief bewegt. Der Kommandeur ſchüttelte ihm die Hand:

— Nun wollen wir aber von etwas anderem reden, — damit ſchnitt er alles Weitere ab.

Sie trabten an und hatten bald die Vorausgerittenen eingeholt. Noch eine halbe Stunde, und die erſten Häuſer von Sendenberg ſchimmerten durch das Grün.

— Hier geht unſer Weg ab!

Der Oberſt grüßte, ſandte einen freundlichen Blick zu Harff und bog mit ſeiner Nichte rechts herein. Ella nickte. Die Offiziere parierten ihre Pferde ganz durch, die Hand an die Mütze legend.

Stumm ritten ſie nebeneinander weiter. Harff war in Gedanken. Feller ahnte es, worüber ſie geſprochen, da der Kommandeur ihm erzählt, er habe ſie damals in der Nacht, als ſie mit Dagmar die Linden herunterſchritten, wohl erkannt.

Als Harff zu Hauſe ankam, ſann er lange über das nach, was ihm ſein Oberſt eben geſagt. Wie jung und richtig dieſer Mann fühlte! Er brauchte aber keine Beſorgnis um ihn zu haben, er liebte ja Dagmar nicht mehr .... oder .... nein, nein und abermals nein, nun war er ſich ganz klar geworden: er liebte ſie nicht mehr!

Der gute Oberſt hatte Angſt, er möchte ſie heiraten wollen!

Heiraten? Nein .. nimmermehr! Dennoch, dennoch?

Was ſollte denn aus ihr werden? Verlaſſen würde er ſie nie ... aber ...

Zum erſtenmal, ſeit er Dagmar kennen gelernt, begann ihn ernſtlich und zwingend die Frage zu beſchäftigen: was nun?

Jene Frage, die er ſich im Anfang ſeiner Bekanntſchaft mit ihr vorgelegt, die er dann im Taumel der Leidenſchaft vergeſſen und in der Zeit der Ernüchterung von ſich geſchoben, wie etwas, womit man ſich nicht gern

befaßt: etwas Peinliches, die er dann als noch nicht zu Recht beſtehend empfunden, weil er doch, ſich ſelbſt das Gewiſſen entlaſtend, ſein Unrecht erſt begangen wähnte, wenn er Dagmar verließe.

Wohin? fragte er ſich nun, und: wo habe ich nur meine Augen gehabt, bin ich denn blind geweſen?

Er dachte wieder an die Rede des Oberſten, und wieder ward es ihm klar: nein, heiraten wirſt du ſie nicht. Du kannſt es nicht, denn du liebſt ſie ja nicht mehr! Dir würde ja das Leben zur Qual, zum Schrecken, zum Abſcheu, zum Ekel werden! Doch halt, das war Egoismus: er hatte ſich jenes Unrechtes ſchuldig gemacht!

Da begann er zu zweifeln: war es denn wirklich ſo ſchwer, ſein Unrecht? Aber er kam nicht davon los, ja, es blieb beſtehen! Und es verlangte Sühne, Sühne aber . . . . . wenn er ſie nun heiratete: das wäre die Sühne! Er wußte es genau, ſeine Lebensfreude war dann dahin, ſein Leben war vergällt, aber das Opfer, das er brachte, wäre Vergeltung, wäre Sühne geweſen! Auge um Auge, Zahn um Zahn! Er war mit frevelnder Hand in ein unberührtes Leben getreten, er hatte dieſes Leben für ſich genommen, für ſich ſeinen Frieden geſtört, für ſich ſeine Reinheit vernichtet! Für ſich, nur für ſich! Als Frohn ſeiner Leidenſchaft, zur Kühlung ſeiner Begierden, zu ſeinem Glück, um ſich genußreiche Stunden zu verſchaffen! Und wenn es ihm auch halb geboten war, ſein Wille war doch entſcheidend geweſen: nun hieß es zahlen. Zahlen mit dem Herzblut, zahlen mit dem Glück, mit der Zukunft, mit dem ganzen Daſein. Wenn er ſie heute verließ, ſo zertrat er eine Seele, ſo verſchüttete er

das Blut eines Herzens, ſo tötete er ein fremdes Leben! Auge um Auge, Zahn um Zahn! . . . . .

Als er nach langem Brüten auffuhr, ſtand es in ihm unumſtößlich feſt, daß es ſeine Pflicht ſei, Dagmar zu heiraten. Er mußte aus dem Dienſte ſcheiden, aus der Lebens- und Geſellſchaftsſchicht, der er bisher angehört, er mußte einen Strich machen unter fünfundzwanzig Jahre: eine neue Zeitrechnung, eine neue Welt ſollte beginnen. Er hatte keine Verwandten, keinen Menſchen auf der Erde, dem er Rechenſchaft ſchuldete, nichts verpflichtete ihn, als ſein Gewiſſen. Wenn er aus ſeinem bisherigen Leben trat, ſo trug er allein die Verantwortung.

Wann? Noch wußte er es nicht, aber es war ihm zu Mut, als würde ihm dieſer Moment das Scheiden vom Daſein bedeuten.

VI.

Seitdem Harff gerade zu dem Ergebnis für die Zukunft gelangt war, das der Oberſt hatte abwenden wollen, war eine Stimmung der tiefſten Niedergeſchlagenheit über ihn gekommen. Sein Weg ſchien ihm vorgezeichnet, dennoch zitterte er vor dem Gedanken, ihn zu betreten. Mit Dagmar wagte er nicht davon zu ſprechen, ſie würde es ja noch zeitig genug erfahren. Am peinlichſten wäre ihm eine Begegnung mit dem Kommandeur geweſen, denn er hatte nun ihm gegenüber ein ſchlechtes Gewiſſen.

Dieſer Mann! Er gab ihm ja vollkommen recht, von ſeinem Standpunkt aus mußte er ſo denken und urteilen! Wie er über alles in Form eines Bildes ge-

ſprochen, nichts Perſönliches, Schroffes, das ihn hätte verletzen können! So milde und doch ſtreng, und wie er über die Gründe des Falles eines Mädchens geurteilt, ſo fern von allem Phariſäertum, nichts durch die beſſere Artung erklärend, ſondern nur durch Zufälle, durch Erziehung, Bewachung und Anlage! Ja, Bodhem hatte recht mit ſeiner ſtehenden Redensart: „Unſer Oberſt iſt ein ganz großartiger Mann!“ Welches Leid er ihm nun verurſachen würde, vielleicht auch ſelbſt Vorwürfe, daß er nicht genügend über ihn gewacht! Der Gedanke an den Kommandeur that Harff weh. Aber durfte es ihn kümmern, daß es die alte Geſchichte war, millionenmal geſchehen, daß Tauſende ohne Skrupel ihres Weges weiter gingen, daß ſie ihre Opfer beiſeite warfen wie eine ausgeſogene Frucht? Sollte er ebenſo handeln?

Harff vertiefte ſich in ſein finſteres Sinnen und vergällte ſich die Gegenwart durch das Drohen der Zukunft, die er ſich mit ſelbſtquäleriſcher Grauſamkeit in den düſterſten Farben malte. . . . . .

Bodhem riß ihn eines Abends aus ſeinen Gedanken:

— Willſt Du verſimpeln, Harff, Stubenhocker werden? — komm mit zu mir, da findeſt Du fröhliche Geſellſchaft!

Harff fragte, wer da ſei. Bodhem meinte:

— Nur die anderen: Holzberg und der Nobile, dann Hoffmann, weiter wohl niemand!

Harff ließ ſich verleiten und begleitete ihn.

Als ſie in Bodhems Wohnung kamen, hörten ſie ſchon auf dem Flur Töne und Lachen. Sie traten ein.

Rittmeiſter Hoffmann ſaß am Klavier und ſpielte. Am Tiſch auf dem Sofa Holzberg, neben ihm ein hübſches, junges Mädchen mit einer etwas auffallenden Friſur und

einer großen, feuerroten Schleife am Hals. Sonst war sie einfach gekleidet. In ihrem Gesicht lag etwas Müdes und Verbrauchtes, trotzdem sie wohl kaum mehr als achtzehn Jahre zählte. Die beiden schienen sich nicht sonderlich gut zu unterhalten, desto eifriger jedoch ihnen gegenüber der Nobile, auf einem kleinen, japanischen Sessel hockend, der immer ächzte, wenn er sich hin und her schob, mit einer älteren Person, die in einem Lehnstuhle lag. Sie redete in entsetzlich gemeinem Sächsisch auf den Nobile ein. Starker Tabaksqualm war im Zimmer und hing in dichten Schleiern fast bis zum Boden herab, sodaß es schwer war, ihn im ersten Augenblick zu durchdringen. Auf dem Tisch standen Teller mit Speiseresten und eine Anzahl Gläser, einige halb gefüllt, andere leer. Es wurde Bier getrunken. Von dem übrigen Zimmer konnte man des dichten Qualmes wegen so gut wie gar nichts unterscheiden.

Harff prallte zurück. Einen Augenblick dachte er an sofortige Umkehr, denn solches Treiben war ihm widerlich, aber er überlegte sich, wie lächerlich es sein würde hier den Prüden spielen zu wollen, und überwand sich deshalb zu bleiben. Er fürchtete wohl auch den Spott der Kameraden, wenn er „kurz Kehrt“ gemacht hätte.

Ein großes Halloh empfing die beiden neu Eintretenden.

Die Angejahrte im Lehnstühl musterte den Ankömmling. Die Junge im Sofa sah nur nach Bodhem. Holzberg machte ihm Platz:

— So, nun nimm Deinen alten Sitz wieder ein. Fräulein . . . . . — er neigte sich zu ihr, — Fräulein? — fragte er noch einmal.

— Jeeſſes, wie ooft ſoll ich Ihna dös ſogn: Reſi nennen's mi!

— Alſo Fräulein Reſi, — iſt ſchon ganz traurig, daß Du fortgegangen biſt!

Bodhem aber mußte erſt Harff irgendwo unterbringen. Er ſetzte ihn neben das Klavier zum Rittmeiſter, der fragte:

— Sie auch hier?

— Bodhem hat mir vorgeſchwindelt, wir wären allein.

— Ja, das waren wir auch bis vor etwa einer Stunde, da brachte Bodhem plötzlich die beiden geſchleppt.

— Wo hat er ſie denn aufgegabelt?

— Weiß der Himmel wo, Bodhem findet ja immer was. Es iſt komiſch, der riecht das ordentlich.

— Wer ſind denn die beiden?

— Zwei Chanſonetten, ſie wollen morgen hier mit ihrer Geſellſchaft im Ratskeller ſingen.

Harff machte ein erſtauntes Geſicht.

— Es iſt nämlich Jahrmarkt morgen, das wiſſen Sie wohl gar nicht, Sie Träumer?

Bodhem hatte ſich mittlerweile in das Sofa geſetzt und begann mit ſeiner Nachbarin zu plaudern.

Wenn es auch Unſinn war, was er ſagte, ſo amüſierte es die Öſterreicherin doch, die ſich durch das zielbewußte Hofmachen des Grafen — denn daß er dieſes ſei, hatte ſie längſt herausgebracht — äußerſt geſchmeichelt fühlte.

— Ober i bitt' Sie, der ondere Herr Graf, — flüſterte ſie Bodhem in ihrem etwas durch die Fremde abgeſchliffenen Dialekte zu, — is döas a eernſter Heer,

der ſogt ja bald gar nix mehr! Da ſind Sie a fidöles Haus! Seins alle Grafen aſo?

— Natürlich alle, alle! — machte mit überhebender Gebärde Bodhem. — Haben alle Öſterreicherinnen ſolche feſche Arme? — fügte er hinzu und umſpannte ihren rechten Oberarm. Sie ſchlug ihm auf die Finger.

— Nix anfaſſen, nur anſchauen!

Da beugte er ſich gegen ihr Geſicht und ſah mit komiſchem Ausdruck ihren Mund an.

— Ober ich bitt' Sie, was hobens denn wieder! Sind Sie a komiſcher Heer! Was wollens denn?

— Der Mund iſt ſo hübſch, ſo . . . . . gut gewaſchen! . . . . .

— Na, gängens, da hörts aber auf, i werd' mi doch waſchen!

— Das habe ich ja auch nicht bezweifelt, aber der iſt ſo blank geputzt, der, die, das Goſcherl, Mäulchen, Schnäutzchen . . . .

— Da ſchau einer her, wie habens meinen Mund genannt?

— Diminutiv von . . . . . nein, nein, das kann ich nicht ſagen. Soll ich ihn zur Strafe küſſen?

— Was wollens? Na, na, dös geht net!

— Warum denn nicht?

— Auf der Alm gibts ka Sünd'! — trällerte ſie und ſchüttelte den Kopf.

— Hm, hm, — huſtete Holzberg abſichtlich, während ihm durch die Erſchütterung der Kneifer von der Naſe fiel. Er fing ihn jedoch gerade noch auf.

— Hat der a Huſten, armer Meenſch! — lachte das Mädchen mit verſtellter Teilnahme.

Harff ſprach kein Wort, unbeweglich ſaß er neben dem Rittmeiſter, der fortwährend leiſe mit dem Dämpfer — die anderen hatten ſchon einmal über „den Lärm“ geſchimpft — Klavier ſpielte.

Die ältere Chanſonette hatte dem Nobile durch ihr ununterbrochenes Schwatzen derart zugeſetzt, daß er kaum mehr reden konnte. Er lachte nur immerfort über den Dialekt.

Eine Erſchöpfungspauſe ſchien eingetreten.

Die Angejahrte drehte ſich nach Harff um und bemerkte zu Randers:

— Iſt das aber e ſtulzer Herre, der hat noch gar kee Wort gered't!

Harff that nicht, als habe er es gehört. Ihm war die ganze Umgebung ſo zuwider, daß er ſich vorgenommen, mit den beiden weiblichen Weſen nicht zu ſprechen. Die Sächſin rümpfte die Naſe.

— Proſt, alte Schraube! — rief ihr Bodhem zu, — ziehen Sie nur nicht ſo ein trauriges Geſicht!

Das Wort alte Schraube hatte ſie ſchwer beleidigt, ſie wollte nicht mit ihm trinken.

— Ich bin doch gar nicht ſo olt, nee, nee, im Gegendeehl, ich bin erſcht in meine beſten Johre!

— Na, das wollen wir nur nicht ſo ſchroff hinſtellen! — rief aber Bodhem über den Tiſch.

— Laſſens doch die gengen, bleibens im Lande, — ſagte die Öſterreicherin, ihn am Ärmel zupfend. Sie begann ſchon eiferſüchtig zu werden.

— Der Herre wird wohl ooch mal mit mir reden derfen, — keifte die Alte.

— Er iſt mein, gelt? — antwortete die Junge, in-

dem ſie ihren Arm in den Bodhems ſchob. Sie ſah ihm in die Augen:

— Was für a hübſch glatts Fratzerl er hat, der Schneck!

Bodhem that ganz verzückt und legte ſich an ſeine Nachbarin an, indem er die Augen verdrehte. Er hörte nicht mehr auf die Alte.

— Ich willn gar nich haben, das Puppengeſichte . . . . .!

Das war Holzberg zu viel:

— Nicht frech werden!

Sie knurrte nur etwas und wandte ſich zum Nobile, der ſchon gekränkt darüber war, daß Bodhem in ſein Unterhaltungsgebiet eingegriffen hatte. Er begann, in Sorge um ſeinen Beſitz, der Sächſin auf Tod und Leben den Hof zu machen.

Da that ſich die Thür auf, und Rittmeiſter Prinz d'Arglas guckte herein:

— Ich hörte Lärm und ſah Licht bei Bodhem . . . . darf man ſtören?

Bodhem entwand ſich dem Arm der Öſterreicherin und bewillkommnete den Rittmeiſter. Die Herren ſtanden auf. Die beiden Chanſonetten machten etwas verprellte Geſichter.

— Fürſt Wibitzky, — ſtellte Bodhem vor. Der Prinz ging, in der Erinnerung verfloſſener Leutnantsjahre, ſofort liebenswürdig auf den Scherz ein, drohte nur mit dem Finger.

Die Alte war ganz ſtarr.

— Iſt der Herre e werklicher Ferſcht — fragte ſie den Nobile. Dieſer nickte.

— Er iſt im Bettelſtudenten verewigt worden. Seine Durchlaucht hat dem Librettiſten die Erlaubnis dazu gegeben! — ſcherzte Bodhem. Der Prinz beſtätigte es lachend.

— Singen Sie doch was, — wandte ſich Holzberg an die Junge. Die Erwähnung der Operette hatte ihn darauf gebracht.

— Ja, ſingen, — tönte es durcheinander, ſingen!

— Natürli gern, aber ſpülln kann i net.

— Herr Rittmeiſter, Sie ſpielen? — fragte Holzberg.

Hoffmann erklärte ſich bereit, und da er geſchickt nach dem Gehör ſpielte, ſo wartete er nur auf einen Vorſchlag. Sie hatten ſich ſchnell geeinigt. Der Rittmeiſter präludierte, und bald erklang von einer leidlich hübſchen, ungeſchulten, allerdings ein wenig heiſeren Mezzoſopranſtimme das „Hab' ich nur Deine Liebe".

Sie ſah, während ſie ziemlich ausdrucksvoll ſang, Bodhem an. Er nickte ihr beſtätigend zu. Als nun kam: „die Treue brauch' ich nicht", ſchüttelte er ſehr energiſch den Kopf und ſagte:

— Hätte bei mir auch wirklich gar keinen Wert!

Sie kam dadurch derartig ins Lachen, daß ſie noch einmal beginnen mußte. Die Alte aber wollte vom Singen nichts wiſſen, ſie fürchtete für ihre vollkommen gebrochene und überſchrieene Stimme. Mit aller Energie warf ſie ſich auf den Prinzen:

— E werklicher Ferſcht, da iſt was zu machen.

Prinz d'Arglas erwehrte ſich ihrer mit größter Artigkeit, ſo gut er es vermochte. Der Nobile, den ſie plötzlich ſchnöde verlaſſen, fühlte ſich natürlich wieder einmal verletzt.

Harff war, als alle zum Klavier drängten, vorsichtig aufgestanden. Es bedrückte ihn hier, ihm war zu Mut, als könne er nicht atmen in dieser Luft. Als nun aber jenes Lied erklang, das er so oft von Dagmar gehört, da konnte er seiner Gefühl nicht mehr Herr werden. Langsam schlich er fort. Keiner bemerkte es. . . . .

Harff ging nach Haus. An der Thür hatte er Bodhems Burschen abgefaßt, wie er am Schlüsselloch horchte. Er sagte kein Wort. Ein tiefer Ekel überkam ihn vor diesen beiden Geschöpfen. Es war doch ein kümmerliches, schmachbeladenes Handwerk! Wie ein Blitz zuckte es ihm durch das Hirn: Dagmar . . . . . war sie anders? Und war sie auch an einem größeren Etablissement nur aufgetreten, immerhin, es klebte zu viel daran! Dort ging es auch nicht anders zu, es konnte nicht anders sein! Etwas blieb in dieser Atmosphäre der Verwahrlosung an jedem hängen, denn die Menschen sind sich doch alle gleich! Was hatte der Oberst zu ihm gesagt? „Bei einem Mädchen ohne Eltern, ohne Erziehung, bei tausendfacher Gelegenheit unbewacht, heißblütig . . . . . wie leicht kann die zu Fall kommen!"

Sollte sie ganz anders sein? Gerade sie eine Ausnahme? Wenn nun Dagmar . . . . . wenn sie nicht rein gewesen wäre, sie hatte es ihm verborgen, sie hatte es vielleicht nicht gesagt aus Scham. Und . . . . . sie hatten ja auch gar nicht darüber gesprochen, diesen Punkt niemals berührt! Kein Wort war zwischen ihnen jemals darüber gefallen! Hätte sie ihm denn beichten sollen? . . . . .

Der Zweifel schlich sich in seine Brust und wühlte sich fest. Plötzlich fiel es ihm wie Zentnerlast von der Seele . . . . sollte sie? . . . . .

Nun machte er ihr in Gedanken den Vorwurf, daß ſie ſich ihm zu leicht ergeben .... ja, das hatte ſie .... darum .... gerade darum! Sie hatte die Komödie nicht lange genug geſpielt ..... ſie hatte es für genügend erachtet.

Und dann, dann war er nicht ſchuld, dann war er nichts als ein Glied der Kette von mehreren, nicht das erſte, ſondern mitten darin, vielleicht das zweite ..... dann, ja dann wäre er des Unrechts nicht ſchuldig geweſen, dann wäre auch die Sühne nicht ſeine Pflicht, dann hatte er nichts wieder gut zu machen, dann war die Zukunft wieder offen für ihn .... dann war er frei!

Dieſer Gedanke hielt ihn feſt, er atmete tief auf!

Frei, frei, wieder frei!

Der Zweifel an ihrer Reinheit packte ihn wie ein Geſpenſt, das ihn nicht wieder los ließ. In ſeiner erhitzten Phantaſie, die ihm das als ſichere Möglichkeit vorſpiegelte, was im tiefſten Grunde ſeiner Seele als Wunſch der Erlöſung ſchlief, wurde dieſer Zweifel, der heute in ihm dämmernd aufgetaucht, faſt zur Gewißheit.

Neue Spannkraft kam über ihn. Er durchmaß mit großen Schritten ſein Zimmer. Alle Gründe ſtellte er ſich im Geiſte zuſammen, die ihm dienen konnten, ſeine neue Erkenntnis zu feſtigen, zu beweiſen. Alles machte er ihr jetzt zum Vorwurf. Er erinnerte ſich, daß ſie ſein erſtes „Dagmar“ nicht abgewieſen, ſogar ehe er ihr damals in ſeinem erſten Briefe ſeine Liebe erklärt. Er berechnete brutal die Zeit, nach welcher ſie ſich ihm geſchenkt, und fand in ihrer Kürze eine neue Beſtätigung der Anſicht, die er für richtig halten wollte. Er vergegenwärtigte ſich, daß ſie dann keine „elementare Reue“ gezeigt, wie er

meinte. Es begann ihm aufzufallen, daß ſie niemals von einer dauernden Verbindung geſprochen. Er ſah neues Zeugnis in dem Umſtande, daß ſie, als ſie ſeine Liebe erkalten ſah, nichts für ihn hatte — keine Vorwürfe, keine Forderungen — nichts als Thränen!

Seine Ungerechtigkeit fiel ihm nicht auf die Seele, denn er ſah in ſeinem Befreiungsrauſche nun in ihr nichts anderes mehr, als ein Mädchen wie Tauſende! Liebenswerter wohl als jene Sängerin von heute abend, aber im Grunde doch auch nichts anderes.

Er beſchloß Dagmar ſelbſt zu fragen.

Das ſollte ſein Leben beſtimmen!

VII.

Es ließ ihm keine Ruhe mehr, am nächſten Tage war er bei ihr. Zum erſtenmal in der Woche. Er begrüßte ſie kalt. Traurig fragte ſie:

— Küßt Du mich nicht mehr?

Er ſchien ihre Frage zu überhören.

— Dagmar, ich muß mit Dir reden!

Sie ſah ihn groß an und wartete ſeiner Antwort. Aber er brachte nichts weiter heraus. Wenn er ihr nun unrecht that, ſo mußte er ſie doch tödlich beleidigen! Er kämpfte mit den Worten: es gelang ihm nicht das Verhängnisvolle über die Lippen zu bringen. Wenn er ſie betrachtete, wurde er ganz weich, es war ihm, als könne er nicht an ihre Schuld glauben. Sie ſchwiegen lange Zeit. Harff ſtand am Fenſter und ſtarrte auf die Straße hinab. Eine unerträgliche Hitze ſchien im Zimmer zu

ſein. Draußen ſtrahlte brennend die Juliſonne auf das Pflaſter und warf von den Steinen die Glut zurück gegen die Scheiben.

— Es iſt ſo entſetzlich heiß hier, wenn wir das Fenſter öffneten!

— Wie Du willſt!

Er nahm aber ſeinen Vorſchlag wieder zurück:

— Draußen wird es noch viel heißer ſein, denke ich mir!

Sie ſchwieg. Wieder Pauſe. Plötzlich drehte er ſich entſchloſſen herum, trat an ſie heran und fragte:

— Dagmar, willſt Du mir die Wahrheit ſagen? die reine Wahrheit?

Seine Stimme zitterte, ſie wußte nicht, was er wollte.

— Habe ich Dir nicht immer geſagt die Wahrheit?

— Danach frage ich nicht. Dagmar .... — nun packte er ſie bei den Arm und ſchaute ihr mit fieberiſch gerötetem Antlitz in die Augen: — Dagmar, es hängt davon alles ab. Sage mir offen, damals, als ich Dich kennen lernte .... warſt .... warſt Du rein?

Sie verſtand ſeine Rede nicht und ſtarrte ihn wie verſteinert an. Auf den Sinn ſeiner Worte konnte ſie gar nicht kommen.

— Antworte mir, — knirſchte er zwiſchen den Zähnen, — antworte mir, warſt Du rein?

Seine Augen funkelten.

Eine ſtarke, blaue Ader ſchwoll und fieberte an ſeiner Stirn.

— Ich verſtehe Dich nicht, — flüſterte ſie, bleich geworden: ſie fürchtete ſich vor der ihr unbegreiflichen Leidenſchaft.

— So will ich es Dir klarer ſagen: Damals, als ich Dich kennen lernte, war ich der erſte Mann, der . . . .

Wie ein Blitz kam ihr das Verſtändnis. Sie hatte ihn nicht ausreden laſſen, mit einer heftigen Bewegung machte ſie ſich frei.

— Du . . . . Du . . . .! — kreiſchte ſie. Einen Augenblick war es, als wollte ſie ſich auf ihn ſtürzen. Ihre Hände hatten ſich erhoben und krampften ſich zuſammen. Das ſchien die leidende Dagmar nicht zu ſein, die nichts beſaß als ihre Thränen. Aber die Empörung wich der Erſtarrung: inſtinktiv ging ſie langſam Schritt um Schritt bis an die Wand zurück. Sie ſuchte Halt an einem Schrank, mit ausgeſtreckten Fingern taſtend. Harff regte ſich nicht. Beide atmeten ſchwer. Lange ſtanden ſie ſo.

Draußen raſſelten ein paar Wagen vorbei. Dann wieder alles ſtill. Man hörte unten jemand auf den Steinplatten des Trottoirs ſchwer vorüberſtampfen. Wieder Stille. Die Weckeruhr im Schlafzimmer weckte. Ein Paar ſich den Biſſen abjagende Spatzen hatten ſich in der Gier verflogen und klappten gegen das Fenſter.

Endlich fragte er noch einmal kalt und ſcharf, inquiſitoriſch ſollte es klingen, aber ſchlecht verhaltene Leidenſchaft zitterte daraus:

— Haſt Du keine Antwort?

Sie ſtammelte mit entſetztem Ausdruck:

— Das kannſt Du mich fragen?

— Ich fordere Antwort!

Mit beiden Händen griff ſie ſich an den Kopf, als wollte ſie ſich überzeugen, daß ſie noch ihren Verſtand beſäße:

— Bin ich denn .... Du ... Du ... wagſt es?
— Ja, ich, gerade ich!
— Du?
— Antworte mir!
Sie ſchwieg.
— Antworte mir!
— Darauf habe ich keine Antwort!
— Keine Antwort?
— Nei!
— Du verweigerſt mir die Antwort?
— Jä!
— Jetzt, oder immer?
— Immer!
— Trotz aller Folgen?
Mit einem verächtlichen Laute wandte ſie ſich ab.

Er griff nach Hut und Stock und ſchritt, ohne ſich umzuſehen, hinaus. Auf dem Korridor hielt er einen Augenblick an. Er erwartete nicht, daß ſie ihn zurückrufen werde, er kannte ihren Starrſinn, aber der Schweiß ſtand ihm an der Stirn. Mit dem Taſchentuch trocknete er ſich. Er zögerte noch einen Moment dann ging er fort.

Sein Leben war entſchieden.

VIII.

Dagmar war, als Harff ſie verließ, regungslos ſtehen geblieben.

Um nichts in der Welt hätte ſie es vermocht ihn zurückzurufen, er hatte ſie zu ſchwer beleidigt. Erſt ganz allmählich wurde ſie ruhiger. Sie, die nur für

dieſen Mann gelebt, dem ſie ihre Ehre geopfert, ſie fragte er dieſes? Das hatte ſie niemals geglaubt erleben zu müſſen. Eine Antwort konnte ſie ihm darauf nicht geben. — — — Trotzdem: mochte er thun, was er wollte, ihre Liebe blieb ihm doch.

Am nächſten Tage wartete ſie ſehnſüchtig auf ihn. Sie zweifelte nicht daran, daß ihn die Reue überkommen würde. Er mußte zurückkehren, und ſie würde ihm, das wußte ſie, alles verzeihen.

Gegen Nachmittag, als die Stunde nahte, wo ſein Zug eingetroffen ſein mußte, lauerte ſie auf ihn, immer glaubte ſie die Hausthür gehen zu hören. Aber es war vergebens. Da klingelte es. Sie ſtürzte hinaus, um zu öffnen. Im Dunkel konnte ſie nichts unterſcheiden und fragte:

— Biſt Du es?

Eine tiefe, fette Stimme antwortete:

— Natürlich bin ich es!

Sie prallte zurück, denn ſie wußte nicht, wer es ſei.

— Nun, liebe Kollegin, was iſt denn?

Schon hatte ſich der Jongleur durch die Thür gedrängt und ſtand vor ihr. Es war ihr äußerſt peinlich und unangenehm.

— Ak, Sie ſind es? Leider habe ich jetzt keine Augenblick Zeit, ganz unmöglich. . . . .

In der Eile wußte ſie keinen Entſchuldigungsgrund.

— Er kommt wohl? — grinſte der Gaukler.

Sie war derartige Scherze von der Bühne her gewohnt, aber in ihrem Schuldbewußtſein gelang es ihr nicht recht zu entgegnen, ſondern ſie erwiderte, ſtatt als ſicherſtes Abwehrmittel darauf einzugehen:

— Mein Geſanglehrer kommt!

— Ah, Geſangslehrer? — fragte die gutturale Stimme. Während des Geſpräches hatte er ſich, Dagmars Unſicherheit benutzend, gänzlich eingedrängt und ſtand, ehe ſie es hindern konnte, in ihrem Zimmer.

— Ich bereite mich für die Bühne vor, — meinte ſie verlegen.

— Sie ‚arbeiten‘ wohl nicht mehr, kleine Danske? Er klopfte ihr vertraulich auf die Schulter.

— Stolz geworden? Na, Kollegen, bleiben wir doch, was?

— Jäwoll, — antwortete ſie, verſtört lächelnd. Sie wußte, daß er es ja im Grunde genommen nicht böſe meinte und wenn auch aufdringlich doch niemals frech geweſen war.

Nun ſah er ſich um, ſein Redeſchwall dauerte ununterbrochen. Er fragte, wartete jedoch die Antwort gar nicht ab, ſondern fuhr immer ruhig fort:

— Nette Wohnung! Eigen? Möbliert? Garni? Hübſche Straße! Sehr nett. Fand die Hausnummer erſt nicht, kam ja überhaupt ſo ganz zufällig vorbei, bin nämlich überhaupt eigentlich nur zufällig hier, für vierzehn Tage zur Aushilfe in der Bockbierbrauerei Tempelhof. Gott, Sie wiſſen, man muß das alles ſo mitnehmen. Sah Sie ja den Winter bei der Arbeit. Habe Sie begrüßt, wie ſoll ich die alte Kollegin Dagmar Gjellrup, Danske aus Kjøbenhavn nicht erkennen, und da hörte ich zufällig von Stilvio, wiſſen Sie, Konzert Boulevard, daß Sie hier wären: Adreßbuch, Gjellrup, Matthäikirchſtraße, hier! Ich wäre freilich nur ſchwer zu finden. Heiße jetzt Ennobacillioceno. Schön, was? Man muß

modern ſein im Fach. Arbeite nur noch elektriſch, immer auf der Höhe. Habe jetzt neuen Trick, geradezu phänomenal, nenne ihn: Die mimoplaſtiſche Wandelgruppe des elektriſch-diaboliſch-metaphyſiſch-kabaliſtiſch-ſpiritiſtiſch-ſenſualiſtiſch-vierdimenſionalen Tellerwurf-Hochkunſt-Schwingers. Auf dem Zettel laſſe ich drucken: Dieſer Trick wurde noch von keinem lebenden Equilibriſten ausgeführt. Das iſt ſo . . .

Nun begann er ſich zu ſeiner Erklärung eine Menge Dinge zuſammenzuſuchen, mit denen er, während er ſie zum Tiſche ſchleppte, alle möglichen Balanzierübungen ausführte.

Dagmar ſtand wie auf Kohlen: jeden Augenblick konnte Harff kommen. Sie hörte dem Geſchwätz des ehemaligen Kollegen nicht zu, immer nur darauf horchend, ob die Thür nicht ginge.

Da klang ſie. Schritte näherten ſich. . . . .

Dagmar erinnerte ſich des Tages, wo Frau Hänſel dageweſen und ſie dann dem Geliebten feierlich das Verſprechen gegeben, mit keinem Menſchen zu verkehren, außer ihren Lehrern. Sie wurde blutrot. In der augenblicklichen Aufregung wußte ſie nicht mehr, was ſie that. Sollte ſie den Jongleur bitten zu gehen? Aber es war ſchon zu ſpät. Sollte ſie dem Geliebten entgegen . . . .

Es waren nur Erwägungen von Sekunden, da trat Harff ein. Der Equilibriſt brach kurz ab.

— Ah, der Lehrer . . .

Harff, der die Stimme ſchon gehört hatte, blieb, die aufgeriſſene Thür in der Hand haltend, ſtehen. Mit einem Blick erkannte er das unangenehme Geſicht des Mannes wieder, der ihm, als er Dagmar von der Bühne

herab grüßte, zum erstenmal ein Gefühl der Eifersucht in das Herz getrieben, der den ersten Anstoß zum Erwachen des Verstandes gegeben.

Es zuckte in ihm auf. Sinnlose Wut jagte ihm das Blut ins Hirn. Er war keines Wortes fähig. Laut, verächtlich lachte er und schlug die Thür zu. Dagmar wollte ihm nach, sie vermochte es nicht . . . .

Harff lief wie rasend davon. Er warf sich in die nächste Droschke und gab als Fahrziel die Leipziger Straße an. Er wollte sich erst besinnen, was er thun solle. Es war ihm ja alles einerlei, ganz, ganz gleichgültig. Er hatte sie, da er die Form der Frage bereute, um Vergebung bitten wollen. Er war tief durchdrungen gewesen von dem Gefühle des Rohen, des Brutalen seiner Handlungsweise. Er glaubte zu fühlen, daß er unrecht gehabt, daß seine ganzen Vermutungen und Befürchtungen nichts gewesen, als Eingebungen der Phantasie. Er war voll überzeugt gewesen von ihrer Reinheit. Und nun? . . . . nun? Nun war es ja doch so, und entschieden.

Deshalb also hatte der Kerl mit der grinsenden Fratze sie so auffallend begrüßt!

Am Potsdamer Platz ließ er halten. Am Rohrpostamt stieg er aus. Ein Gedanke war ihm durch den Kopf gefahren: er wollte ihr sofort sein Lebewohl senden. Am Schalter ließ er sich ein Rohrpostkouvert geben und schrieb mit zitternder, fliegender Hand, ohne Überlegung, nur von grenzenloser Erbitterung, Leidenschaft, Wut, Haß geführt:

„Darum also keine Antwort! Ich bedarf keiner Antwort mehr. Wir sind mit einander hiermit fertig.“

Eine Unterschrift setzte er nicht darunter. Die direkte Anrede hatte er umgangen, um das „Du“ zu vermeiden.

— Wann kann der Brief da ſein? — fragte er den Beamten am Schalter. Dieſer ſah nach der Adreſſe.

— In zwanzig Minuten.

Harff ſprang draußen in die Droſchke, die noch wartete, und rief:

— Weiter!

Er deutete mit der Hand die Straße hinab.

Wohl kämpften noch tauſend Gefühle in ihm und rangen erbittert miteinander, aber immer ſiegreicher brach ſich in ſeinen Sinnen das eine Bahn: er war frei!

Frei! Frei! Keine Schuld, keine Verantwortung dafür mehr und Vergeltung, frei war er! Sein Schickſal, das er wähnte durch die Verirrung der Leidenſchaft ſich beſtimmt und in Ketten gelegt zu haben, gehörte wieder ihm! Er durfte ſich ſein Leben neu zimmern, wie er wollte.

Nun war er durch Klippen und Untiefen doch wieder einmal glücklich hindurchgeſchifft, ohne daß ſein Lebensſchiff zerſchellte. Aus dem grenzenloſen Ozean, in den er hineingeſteuert, ohne den Kurs zu wiſſen, kehrte er in ruhiges, ſicheres, friedliches Fahrwaſſer zurück, mitgenommen zwar, geſchwächt, müde, aber doch frei, frei, frei!

Es war ihm, als ſei er aus einem furchtbaren Traume erwacht, der auf ihm gelaſtet, und ſo traumhaft ſchien ihm das Vergangene, daß er nun kaum mehr verſtand, wie er, noch vor Stunden darin ſtehend, ſich hatte zu Boden drücken laſſen können, daß er an aller Rettung glaubte verzweifeln zu müſſen.

Harff dachte an den Oberſt. Er freute ſich, daß er ihm nun keinen Kummer zu machen brauchte, er freute ſich auf das Leben im Regimente, er dachte an die

Kameraden. Nun war er ihnen wiedergegeben, ganz, vollständig wiedergegeben. Er hoffte, neue Kraft in den Adern, seinem Beruf doch noch ein nützliches Glied zu werden.

Der Kutscher fuhr ihn weiter und weiter, ohne mehr zu fragen wohin, durch die ganze Stadt dem Osten zu. Das mußte ein schöner Verdienst heute werden.

Harff merkte nichts davon. Was fragte er nach dem Wege wohin, er ging ja in die Freiheit! Auch die Hitze des Tages bedrückte ihn nicht, die Sonne mit ihren glühenden Strahlen erfreute ihn sogar, denn nun konnte er leicht atmen, unbeengt in der freien Luft, in der Weite, in die er seine Schritte lenken durfte wohin es ihm wohlgefiel — denn er war frei!

IX

Wochen waren vergangen . . . . . .

Kurz noch vor den Manövern forderte das Offizierkorps des Dragonerregimentes „Graf Neithardt von Gneisenau" zu einem Feste auf, das auf Subskription stattfinden sollte. Ein paar Rennen innerhalb des Regiments waren in Aussicht genommen, ein gemeinsames Mahl im Kasino, schließlich, wie es nun einmal nicht anders denkbar war, wo junge Leute beider Geschlechter zusammentrafen; voraussichtlich Tanz.

Drei Rennen waren proponiert, zu denen reichlich Nennungen eingelaufen. Das erste um einen Ehrenpreis, gekauft aus dem Erträgnis der Einsätze, die durch den Bestand der Tischstrafkasse ergänzt wurden, daher „Kasino-

Steeplechaſe“ genannt. Das zweite um einen von den Damen der Stadt und Umgegend gegebenen Preis, der ſchon das vergangne Jahr geſtiftet, jedoch ausgefallen war, natürlich „Damenpreis“ getauft. Endlich das dritte „Reſtow-Jagdrennen“ um einen prächtigen Silberhumpen, den ein früher dem Regiment angehörender Major Reſtow geſchenkt hatte.

Um vier Uhr nachmittags ſollte das Feſt beginnen. Auf dem Exerzierplatz war, unter Hinzuziehung eines benachbarten Acker- und Wieſenſtückes, die Bahn abgeſteckt. Die ſchon vorhandenen Hinderniſſe: iriſcher Wall, Koppel-Rick, Waſſergraben, Steinmauer, Hürde, wurden benutzt. Zwei prächtige, breite, natürliche Gräben, mit durch Kiesſchüttung und durch Stampfen gefeſtigten Ufern, dann noch zwei Hürden nebſt einem weiteren Rick vervollſtändigten ſie. Rittmeiſter Hoffman, dem die Einrichtung der Bahn übertragen worden war, hatte ſein Möglichſtes gethan. Bodhem, der beſte Vertreter des Regimentes auf öffentlicher Bahn, hatte abgelehnt, weil er alle drei Rennen zu reiten beabſichtigte und ſich auch nur den Gedanken eines Vorwurfes fern halten wollte, als habe er durch genaue Kenntnis des Geländes etwas vor den anderen voraus.

Schon gegen drei Uhr begann es auf dem Platze lebendig zu werden. Eine Stunde vor Beginn ſollte Rittmeiſter Hoffmann die Bahn zeigen. Er ſaß auf dem iriſchen Wall und wartete, bis die Herren einigermaßen vollzählig waren, dann fragte er:

— Fehlt noch jemand?

— Holzberg! — antwortete Harff, der ſich im Kreiſe umgeſehen.

Der Adjutant entſchuldigte ihn:

— Er hat ja noch im Kaſino zu thun, das iſt ein ſchwerer Tag für ihn heute!

— Na, ich glaube, wir warten nicht erſt, — meinte der Rittmeiſter und ſchnellte ſich von ſeinem Sitze herab.

Die Herren ſetzten ſich in Bewegung. Es waren faſt alle Leutnants, dazu der Major von Tonderen und der Prinz d'Arglas. Der Etatsmäßige ſchloß ſich eigentlich mehr aus Paſſion für die Sache an, zum Mitreiten war er zu ſchwer geworden, ſo hatte er das Amt des Starters übernommen. Aber der Prinz ließ niemals einen Damenpreis vorüber, ohne ſich zu verſuchen. Er ritt vortrefflich, wenn er auch der Rennroutine Bodhems und des kleinen Mißvergnügten, des Nobiles, nicht gewachſen war.

— Alſo hier meine Herren: Start, — tönte Rittmeiſter Hoffmanns Stimme, und ſofort tadelte Bodhem:

— Bißchen nah der erſten Hürde!

Die meiſten anderen fanden nichts auszuſetzen.

— Bodhem hat doch immer etwas! — lachte der Etatsmäßige.

— Ach, meinetwegen nicht, ich kann mein Tier ſchon halten, daß ich nicht gleich die erſte Hürde umrenne, — meinte der freche Bodhem ſo nebenbei. Einige ſahen ſich verſtändnisinnig an und freuten ſich über den kleinen Hieb, denn der Major war bekannt dafür, daß ihm, trotz ſeines Gewichtes, jeder Gaul in die Hand brummte. Major von Tonderen drohte Bodhem mit dem Finger. Gram war er ihm nicht.

Es blieb beim Start, wie er war, und man trollte langſam weiter.

— Dort alſo die erſte Hürde, dann im Bogen herum in der bekannten Reihenfolge die Hinderniſſe: Wall, Koppel-Rick, Graben, Mauer, Hürde!

Der Erklärer deutete mit der Hand von einem zum anderen:

— Wir brauchen ſie wohl nicht erſt abzuſchreiten?

Allgemeines „nein".

— So, iſt es Ihnen recht, wenn wir nun die Ecke abſchneiden und dort oben zur Hürde gehen?

Allgemeine Bejahung. Langſam begaben ſich nun alle plaudernd nach dem bezeichneten Punkte.

— In welchem Rennen willſt Du denn reiten, Harff? — fragte Bodhem.

— Ich reite im erſten und zweiten. Im Kaſino Dempſy und im Damenpreis die Stute vom Oberſt, wie heißt ſie doch, — er ſchnippte mit den Fingern, — die braune Stute, Herr Gott!

— Ach, Maidenbluſh, — fiel Bodhem ein, — Du biſt es alſo, der ſie reiten ſoll. Mir ſagte der Kommandeur noch: ‚Im Damenpreis reiten Sie wohl lieber Ihren Hengſt?' ich bejahte natürlich. Da hat er mir den Wallach für das letzte angeboten. Den Hunter, weißt Du?

— Du wirſt Dir wohl auch den „Damenpreis" holen mit Deinem Hengſt, — erwiderte Harff.

— An Claſſe iſt das Tier ja allen überlegen, aber Gott, man kann nicht wiſſen. Hier bei den Hammelrennen habe ich ja immer ein ſchauderhaftes Pech!

— Kennſt Du übrigens die Stute? — fragte Harff.

— Maidenbluſh? Ja, ſie ſpringt etwas bummlig. Weißt Du, ſie ſchlägt leicht an. Du mußt ſie ordentlich

beim Kopfe nehmen, ſonſt könntet Ihr hinſchmieren. Sie iſt übrigens gut gezogen vom Monſeigneur aus der Our Nell. Der Hengſt hat ſeinen Kindern großes Springvermögen mitgegeben.

Harff brummte etwas wie:

— Ach, wird ſchon gehen!

Sie waren angekommen.

— Hier trennen ſich die Rennen, — erklärte wieder der Rittmeiſter, — das erſte und dritte biegt ab, hierher, — er zeigte die Richtung, — Direktion alſo etwa auf . . . . . na, in die Mitte zwiſchen der großen, einſamen Pappel und dem Kirchturm von Breßhagen dort. Sehen Sie die rote Wendeflagge, dort herum, dann in gerader Linie . . . . wir gehen gleich hin . . . . über die letzten drei Hinderniſſe. Das zweite Rennen geht von hier aus gerade weiter, und noch einmal die Hinderniſſe in derſelben Folge. Da am Start die Flagge bezeichnet den Eingangspunkt. Alſo Schleife und alles noch einmal. Es iſt ja fünfzehnhundert Meter länger. Wollen die Herrn das abſchreiten? Ich glaube man ſieht es wohl!

Allgemeines:

— Nein iſt nicht nötig!

— Gut, dann gehen wir alſo. Ja, ſo, alſo das zweite Rennen endet dann von hier aus genau wie die andern. Dort. Wendeflagge: Drei Hinderniſſe — Auslauf.

Sie ſchritten nun noch weiter, an den Hinderniſſen vorbei nach dem Ziele.

Der Nobile hatte zu tadeln, daß hinter der Wendeflagge das Rick etwas ſchräg ſtünde, wodurch man genötigt ſei, ſchief zu ſpringen oder zu weit auszuholen. Aber

ein Vorſchlag, das Hindernis noch zu ändern, fand keinen Anklang, worüber er gekränkt war.

Bodhem wünſchte den Auslauf länger:

— Im Finiſh zeigt ſich's wer was kann.

Er war ſich ſeiner überlegnen Kunſt bewußt. Alles erklärte ſich einverſtanden, die letzte Hürde ausfallen zu laſſen. Schüchtern erkundigte ſich ein kaum Offizier gewordener junger, ſtrohblonder Mann, wo die Wagen der Zuſchauer ſtehen würden.

— Längs des Auslaufes, — zeigte ihm der Bahnerbauer.

Keiner der übrigen erkannte den Grund dieſer Frage. Nur Bodhem und Randers wußten Beſcheid: der junge Offizier hatte ſich vor ein paar Tagen einen alten Steepler gekauft, der, wenn er bei Laune, ſeine Sache vortrefflich machte, aber wenn er ſeinen Eigenſinn herauskehrte — und dies geſchah nicht ſelten —, die üble Gewohnheit hatte, vor dem Ziel auszubrechen und nach den Wagen zu drängen.

Schon nahten ſich auf der Straße, durch leichte Staubwölkchen bezeichnet, die erſten Gefährte. Der Rittmeiſter Hoffmann inſtruierte noch die zur Abwehr des Publikums aufgeſtellten Unteroffiziere, und ritt dann an die Chauſſee, um die Wagen an die richtige Stelle zu leiten. Der Platz begann ſich allmählich zu füllen. Die Pferde, die am Rennen teilnehmen ſollten, waren ſo ziemlich alle deckenüberhangen, von den Burſchen geführt, bereits eingetroffen. Nur ein paar Nachzügler kamen noch an.

Die Anordnung war geſchickt ſo getroffen, daß in der Mitte die Gefährte ſich längs der Bahn neben dem Auslauf aufſtellten. Das Ziel lag dann annähernd im zweiten Drittel der Wagenreihe. Rund herum führte

die Bahn, so daß man bequem den ganzen Verlauf des Rennens übersehen konnte. Die für die zweite Steeplechase nötige Schleife ging im Bogen dem auf dem rechten Flügel befindlichen Start zu. Er war durch eine weiße Flagge bezeichnet. Am linken Flügel lag der Sattelplatz, so daß die Pferde, um zum Start zu gelangen, an den Wagen vorbei, durchs Ziel den Aufgalopp machen mußten.

Etwa fünf Minuten vor vier Uhr kam der Divisionskommandeur im Wagen mit dem Oberst, dessen Schwester und Nichte. Der Brigadekommandeur war schon vorher mit Graf Blatten nebst Frau und Tochter eingetroffen. Er war der Schwager des Grafen. Beide Generäle sollten Richter sein. In langer Reihe standen meist Equipagen, dazwischen auch Mietswagen aus der Stadt, und natürlich auch sämtliche Krümper aufgefahren. Frau von Bechstein lenkte selbst ein paar nette Jucker. Als Ehrenwache hatte sie den Bruder ihres verstorbenen Mannes und dessen Frau aufgeladen. Das ganze Gefährt war sehr chic, die Witwe sah besonders vorteilhaft aus. Natürlich blickte sie sich nach allen Seiten um, festzustellen, ob sie den gehörigen Eindruck gemacht habe. Fräulein von Aspermont war dieses Mal nicht von Eigers, sondern vom Landrat mitgenommen worden. Einen geradezu komischen Eindruck machte ein altväterischer Mietswagen mit dem Bürgermeister und dessen in hellblauer Seide prangenden Ehehälfte.

Schon von dreiviertel vier Uhr an hatte das den Wagen gegenüber, jenseits des Auslaufs, zu Pferde aufgestellte Trompeterkorps Märsche geblasen. Mit dem Schlage vier Uhr ertönte das Signal „Aufsitzen“.

Am Sattelplatze war ein reges Treiben. Einzelne

Pferde erhielten ihre letzte Vorbereitung, um an den Start gehen zu können, andere wurden herumgeführt. Die Reiter gingen hin und her. Der Starter lief, das Rennprogramm in der Hand, in unnötiger Geschäftigkeit auf und nieder, während er den Zahlmeister, der das Abwiegen der Herren übernommen hatte, nun schon zum zwanzigstenmale fragte, ob denn noch nicht alles fertig sei. Der Etatsmäßige verlas laut die Namen:

— Harff: Dempsy. Randers: Siegfried. Feller: Renegat. Ernheim: Miß Kitty. Bodhem? — Was reiten Sie denn, Bodhem? Reiten Sie überhaupt?

— Ja wohl, Herr Major.

— Nun, was denn?

— Die Witwe, Herr Major.

Allgemeines Gelächter.

— Was ist denn das für ein Tier? — fragte der Etatsmäßige.

— Bis gestern Alma, seit heute Mittag die Witwe.

Wieder lachten alle.

— Die stehen beide nicht auf dem Programm, — entgegnete abweisend der Major.

— Nachnennungen am Start sind erlaubt, Herr Major. Ich nenne die Witwe nach!

Dabei hob er zwischen Daumen und Zeigefinger ein Zwanzigmarkstück: das Nachnennungsgeld.

— Na, also reitet noch einer mit? — fragte weiter der Starter. Niemand meldete sich.

— Aufsitzen, meine Herren, aufsitzen!

Er trieb zur Eile, denn es war längst das Signal gegeben.

— Wer ſteht denn da noch auf der Wage? Natürlich Bodhem, vorwärts, ſchnell! ſchnell!

— Herr Major! — klagte der Angeredete, — mir fehlen noch anderthalb Kilo Blei!

— Ja, ich habe ſie doch nicht in der Taſche, — entgegnete in komiſcher Verzweiflung der Etatsmäßige und Bodhem rief:

— Wer pumpt mir anderthalb Kilo?

— Da, da! — antwortete der Adjutant, der ſchon zu Pferde ſaß, — dort liegt meine Satteldecke. Da muß noch was .... oder halt, Bodhem, nimm meinen Sattel der iſt ſchwerer!

— Was wiegt er?

— Vierzehn Pfund!

Feller ſaß ab, und ſie tauſchten.

— Na, wir können nicht länger warten! — meinte der Major ungeduldig. — Exzellenz kann das nicht vertragen, reiten Sie immer an, meine Herren, Bodhem kommt nach!

Und dann zu dieſem gewandt, der noch mit Satteln beſchäftigt war, da er Feller zuerſt geholfen:

— Sie, der vollendete Sportsman, haben natürlich nichts in Schuß!

— Verfluchtes Hammelrennen! — knurrte Bodhem, die Gurte anziehend.

— Halten Sie doch den Kopf hoch von der Stute, — herrſchte er den Burſchen an.

Die Witwe, ein ſchnittiger Halbblüter, machte in der That die angeſtrengteſten Verſuche, durch ihre Hinterhufe in nähere Berührung mit ihrem Herrn zu kommen.

Endlich war Bodhem fertig und ſaß auf.

— Hat der lange Beine! — ſchimpfte er, denn die Bügel Fellers paßten ihm natürlich nicht.

Mittlerweile waren die anderen langſam nach den Wagen geritten, hatten ihre Pferde in Galopp geſetzt und kanterten nun an den Zuſchauern vorbei dem Start zu. Zuerſt Feller mit Renegat, einem ſchönen, braunen Wallach, der mit langem Sprunge vorbeizog. Dicht auf Ernheim, jener junge, ſtrohblonde Offizier auf Miß Kitty, ſeiner neuen Erwerbung. Er klappte etwas mit dem Geſäß im Sattel. Die Stute ging tadellos, nur das Ohrenſpiel ſchien dem Prinzen, der mit dem Oberſt vor den Wagen ſtand, nicht zu gefallen.

— Lauriger Hund! — brummte er.

Harff und der Nobile kamen dann Kopf an Kopf. Harff Dempſy von Zeit zu Zeit zum Gehen auffordernd, Randers unbeweglich, die Hände rechts und links des Widerriſtes aufgeſtützt, das Geſäß mäßig erhoben, die Beine nach vorn in die Bügel geſtrafft.

— Man merkt den Routinier! — rief die Exzellenz die an dem einen Zielpfoſten ſtand, dem Brigadekommandeur gegenüber zu.

— Ja wohl, Exzellenz! — lachte dieſer, ohne jedoch verſtanden zu haben.

Die Spannung der Zuſchauer ließ nach, es gab nichts mehr zu ſehen, denn im Schritt ritten die Reiter, die ihre Pferde aufgepullt, dem Ablauf zu, nur die Herren verfolgten ſie mit den Blicken, um ſich gegenſeitig Bemerkungen zuzuwerfen, oder einmal flüchtig auf das Programm zu ſchauen. Ein paar Leute, die aus den Wagen geſtiegen waren, hatten ſich etwas weit in die Bahn gedrängt. Plötzlich ertönte der Ruf: Bahn frei . . . . .

Bodhem kam noch als Nachzügler auf der Witwe. Die Stute hatte einen etwas kratzigen Sprung.

Der Etatsmäßige trabte eben im Laufschritt vorbei, ein Taschentuch in der Hand, bestimmt die Flagge des Starters zu ersetzen.

— Herr Major nicht so eilig! — rief ihm der Prinz nach.

Der Oberst lächelte.

Ein paar Minuten darauf gelang der Ablauf. Die Pferde in Reihe nebeneinander kamen ziemlich gleichzeitig fort. Miß Kitty hatte zuerst den Kopf vorn, dann folgte Siegfried, dahinter die übrigen. Nun kam die Hürde, die Bodhem zu nahe gefunden. Alle nahmen sie ohne Fehler, aber es raschelte und knackte bedenklich.

— Das giebt Brennholz! — scherzte Oberst von Eiger. Die Damen waren erschrocken zusammengefahren. Die kleine Komtesse hatte laut — O! — gerufen und wußte nun gar nicht, wo sie ihre Verlegenheit bergen sollte. Frau von Bechstein hielt es für „nicht chic", Bewegung zu verraten, sie verfolgte mit einem Riesen-Aluminiumopernglase das Rennen. Fräulein von Aspermont hatte sich zu Ella in den Wagen gesetzt, die beiden Mädchen hielten einander bei der Hand gepackt. Ellas Herz schlug laut, die Reiterstochter kannte die Gefahr, ihre Freundin dagegen, welche das erste Rennen in ihrem Leben sah, betrachtete neugierig das ungewohnte Schauspiel. Nun kam der Wall. Miß Kitty führte noch immer! Glatt wurde das Hindernis genommen. Bei dem Tiefsprung kamen Harff auf Dempsy und Bodhem mit seiner Witwe bedeutend vor. Auch Siegfried gewann eine Länge.

Aber wieder ſchoß der blonde Ernheim, der ſein erſtes Rennen ritt, in Front.

— Der wird ſein Pulver bald verpufft haben, — ſagte der Diviſionär zum Oberſt.

— Ja wohl, Exzellenz, das meine ich auch, das nächſte Mal wird er es ſchon beſſer machen!

— Ich habe ihm nun ganz genau geſagt, wie er reiten ſoll, — warf der Prinz ein, bei deſſen Eskadron der junge Offizier ſtand, — zwei Stunden haben wir darüber geredet, aber wenn die Flagge fällt, heidi! los! Dann iſt der ganze Verſtand zum Deibel! Und die Stute, gerade die Stute! Es iſt der helle Wahnſinn!

Er war ganz aufgeregt geworden.

Doch der Oberſt, der immer in Schutz nahm, wo es möglich war, beſänftigte ihn:

— Na, na, es gefällt mir von dem jungen Herrn immer beſſer, als wenn er ‚vorſichtig‘ ritte. Die Vorſicht kommt ſchon mit den ‚Nerven‘!

Sie verfolgten den weiteren Gang des Rennens. Immer noch führte Miß Kitty. Koppelrick und Graben waren überwunden, es ging der Mauer zu. Die Fahrt wurde immer ſtärker. Kurz vor der Steinmauer fing die Witwe an zu flattern, faſt ſchien es, als drohe ſie auszubrechen, aber Bodhems Geſchicklichkeit zwang ſie hinüber. Allerdings hatte er viel Boden dadurch verloren. Siegfried und Dempſy lagen Gurt an Gurt, ſie waren beim Sprunge dicht an die führende Stute herangekommen. Renegat blieb zurück, ſchon hatte ihn die Witwe überholt. Bodhem machte Dampf und kam zuſehends den andern näher, trotz des kratzig ausgreifenden Sprunges. Bei der Hürde vor der Biegung war Miß

Kitty von Harff und Randers überholt, sie schien immer kürzer zu werden. Als es um die Wendeflagge ging, kam auch die Witwe heran, um an ihr vorbeizugehen. Nur noch Renegat blieb hinten. Noch das zweite Koppelrick . . . die letzte Hürde, dann — der Auslauf. Über das Rick ging es glatt in der alten Reihenfolge. Nun die Hürde. Das Rennen schien nur noch zwischen Siegfried und Dempsy zu liegen. Da machte Siegfried einen Rumpler, er drohte auf die Kniee zu kommen. Der Nobile der vorzüglich gesessen brachte ihn wieder auf die Beine, aber Dempsy war, bis der Wallach, der außerdem zu lahmen schien, wieder in Schwung kam, weit voraus. Harff schien das Rennen sicher zu haben. Miß Kitty sprang die letzte Hürde nur unwillig, bei rückwärts gelegten Ohren, mit dem Schweife drehend, Renegat war fertig, das Tempo war ihm zu scharf gewesen. Er taumelte nur so über das Hindernis. Aber die Witwe huschte durch das Flechtwerk, daß die Reiser herumflogen, und nun begann sich Bodhems ganze Kunst zu zeigen. Tief das vorgeschobene Becken im Sattel die Schenkel um das Pferd gebogen, die Zügel zum Platzen gespannt, kämpfte er Zoll um Zoll. Der tempogleiche Sporenstich, das Drehen der Zügel, sowie ihr Raffen und Nachlassen schien die Stute bei jeden Sprunge zusammenzuziehen, um sie im nächsten Augenblick zu strecken. Etwa zwanzig Meter vor dem Ziel war er in Höhe der Kruppe von Harffs Gaul. Dieser ritt auf Tod und Leben, aber ob nun seine Bewegungen nicht so dem Pferde angepaßt waren wie die Bodhems, kurzum, er mußte es sich gefallen lassen, daß ihn sein Gegner im Ziel gerade erreichte. Jedoch nur gerade: auf „totes Rennen" entschied der Divisionär.

Noch zwei Meter weiter, und Bodhem hätte gesiegt. Hinterher galopiert kam Feller mit seinem müden Wallach. Siegfried war zum Schritt abgestoppt worden, da er lahmte, der Nobile saß ab, ehe er daß Ziel erreichte, und führte sein Pferd um die Wagen herum nach dem Sattelplatz zurück. Miß Kitty dagegen kam als letzte ein, immerfort schweifdrehend, im Ziel von selbst in Schritt fallend um kurz darauf stehen zu bleiben.

— Sie haben Ihre Sache brav gemacht! — tröstete die Exzellenz den blonden Leutnant.

— Es ist schon ganz nett, daß er den Gaul überhaupt über die Bahn brachte! — sagte der Oberst zu den beiden Generälen. Im stillen dachte er freilich: hätte die Stute ihren schlechten Tag gehabt, so hätten wir noch was erleben können!

Bei seinem Rittmeister kam der junge Offizier nicht so gut weg, der Prinz nahm ihn später bei Seite und kanzelte ihn gehörig herunter. . . .

Die Reiter hatten ihre Pferde pariert und ritten, grüßend nach der Sitte, in der Reihenfolge wie sie eingekommen durch das Ziel zurück.

Es wurde ausgemacht, daß nach dem zweiten Rennen noch ein Entscheidungslauf zwischen den beiden „im toten Rennen" geendeten Pferden Harffs und Bodhems stattfinden sollte. So konnte denn der Ehrenpreis nicht gegeben werden und auch mit dem für das zweite Pferd ausgesetzten, mußte man warten.

Die Spannung war mittlerweile vom Publikum gewichen. Das eben gesehene Schauspiel wurde besprochen.

Die beiden Generäle sagten den Siegern ein Wort

des Lobes. Der Oberſt tröſtete den Adjutanten über den Mißerfolg. Feller aber war nicht ſonderlich traurig darüber:

— Ich wollte bloß mitgeritten ſein, Herr Oberſt, ich hatte keine Gewinnausſicht!

— Nun müſſen die armen Herren noch einmal reiten! — meinte die Bürgermeiſterin zum Etatsmäßigen, der ſich bei ihr niedlich machen wollte.

— Arm? warum?

— Ja, einmal iſt doch genug bei der Hitze und dann die Gefahr!

Bodhem war mittlerweile abgeſeſſen, hatte die Witwe dem Burſchen übergeben mit der Weiſung, den Sattel abzunehmen, die Stute abzuwiſchen, zuzudecken und dann herumzuführen. Es drängte ihn, Frau von Bechſtein zu begrüßen, er wollte ihr ein paar boshafte Bemerkungen über ſeinen Gaul ſagen. Sie ſah ihn ſchon von weitem kommen. Holzberg, mit dem ſie ſich unterhielt, empfahl ſich, als er Bodhems anſichtig wurde. Nun begann ſie etwas affektiert:

— Ah, ich gratuliere, Sie haben wirklich meiſterlich geritten!

Bodhem ging nicht darauf ein:

— Die Dame hat Launen! Sie wollte zuerſt nicht!

— Welche Dame?

— Die Witwe!

— Die Witwe? Was? Was? . . . .

Sie witterte wieder Unrat.

— Nun, meine Stute habe ich mir erlaubt Ihnen zu Ehren, gnädige Frau, ſo zu nennen!

— Pfui, wie abſcheulich!

— Sollte ich ſie etwa Frau von Bechſtein nennen?

— Graf Bodhem!

— Ja, wie denn?

— Gar nicht nennen!

— Das geht nicht. Ich dachte zuerſt an Jenny von B . . . . . Das ging auch nicht. Alſo Jenny einfach, das hätte ſo ausgeſehen . . . . . na . . . . . immerhin . . . . . na!

— Pfui, das iſt nicht hübſch von Ihnen!

— Im Gegenteil, aber gnädige Frau bemerken Sie nicht in dieſer Taufe meine tiefe Ergebenheit? Denken Sie nur, ſogar meine Pferde . . . . . Übrigens, Sie waren heute ſehr eigenſinnig!

— Ich?

— Ja! die Witwe meine ich! Damen haben eben Launen! Sie ließ ſich nicht ſo recht los . . . . Und das liebe ich ſo! Im Loslaſſen liegt der Sieg, ſo im recht ungenierten . . . . . ach, Sie können oft ſo losgelaſſen ſein . . . . .

— Bitte, Graf Bodhem!

— Was denn? Klein geſchrieben, nämlich das ‚ſie‘, ich rede natürlich von Pferden!

Er ſprach immer weiter in ſie hinein, es mußte wohl etwas dreiſt ſein, denn ſie ſchaute immerfort nach allen Seiten, ob es auch niemand hören könne . . . . .

Graf Holzberg war inzwiſchen an den Wagen des Kommandeurs getreten, er begrüßte die Damen, und fragte Käthe Aſpermont:

— Was meinen Sie, gnädiges Fräulein gefällt es Ihnen?

Sie antwortete ganz glücklich, noch mit hochroten Wangen von der Aufregung, daß ſie es zu reizend gefunden habe.

— Es iſt das erſte Rennen, das ſie ſieht, — erklärte Frau von Eiger, — ich habe keine rechte Freude mehr daran, denn ich bin ein wenig ängſtlich geworden.

— Nun, wem gebührt die Siegespalme? — fragte er weiter Ella.

— Herrn von Harff!

— Ich hatte erwartet: Graf Bodhem, würden Sie ſagen. So'n ſchönes Finiſh!

Ella war einen Augenblick verlegen, und verteidigte nun ihre Anſicht:

— Ja, weil er ſich ſo gut gewehrt hat!

Harff war hinzugetreten, er hatte das Letzte gehört:

— Sie haben Mitleid mit dem Bedrohten? Das iſt hübſch, ſich auf ſeiten des Schwächeren zu ſtellen!

Nun war ſie erſt recht in Verlegenheit:

— Nein, nein, Mitleid nicht!

Der Oberſt nahm Harff beim Arm nud führte ihn mit ſich fort:

— Sie wollen „Maidenbluſh" reiten, bleibt es dabei?

Harff bejahte.

— Gut! Nun, die Inſtruktion iſt kurz: reiten Sie die Stute auf Speed, ſie iſt tapfer und willig, ſie giebt alles her. Das einzige, worauf Sie achten müſſen, ſie iſt ein wenig leichtſinnig mit dem Springen und ſchlägt wohl einmal an, aber wenn Sie aufpaſſen und ſie beim Kopf halten, wird ſie keinen Fehler machen.

— Herr Oberſt, — rief plötzlich der Adjutant, — Exzellenz hat eben nach Herrn Oberſt gefragt! .....

Nur vier Pferde wurden für den Damenpreis neben Maidenblush gesattelt.

Le Lâche, jener Hengst, den Bodhem vor anderthalb Jahren gekauft hatte, an dem Tage, da Harff zum erstenmal Dagmar in Berlin aufgesucht. Mit ihm hoffte er sich dieses Mal den Damenpreis zu holen.

Happineß eine kleine Thedington-Stute Holzbergs, und endlich ein alter, gedienter Steepler, aber immer noch kein zu verachtender Gegner: der „Bombardon" des Prinz d'Arglas.

Dieses Mal hatte der Major wenig Mühe die Kämpfer zu sammeln, denn Bodhem war, dank der Hilfe seines eben mit dem Hengste gekommenen Trainers, der erste fertig.

— Rennen ist eine ernste Geschichte! — sagte dieser Berufsreiter, immer und Bodhem wußte, daß der alte Taylor sehr unangenehm werden konnte, wenn man nicht bei der Sache war. Und heute lag wirklich Bodhem viel daran, den Damenpreis, ein prachtvolles silbernes Theeservice, heimzubringen. . . .

Das Signal war längst vom Stabstrompeter gegeben worden. Bodhem und der Prinz saßen schon im Sattel. Da kam plötzlich ein Telegraphenbote und fragte nach Leutnant von Harff. Er wurde an diesen gewiesen, der eben aufsitzen wollte. Harff war unwillig über die Störung:

— Ich kann jetzt nicht Nach dem Rennen!

— Es ist ein Telegramm für Herrn Leutnant, — erwiderte der Beamte und gab es ihm. Harff steckte das Telegramm ein und stieg in den Sattel. Es war höchste Zeit, er war der letzte. Als er die Zügel ergriffen hatte,

ließ er die Stute vom Burſchen des Oberſten einen Augenblick halten, er wollte noch einen Blick in die Depeſche werfen. Wer und was konnte es nur ſein? Schnell faltete er das Papier auseinander:

Berlin . . . . .

Kommen Sie, Herr Leutnant. Es iſt ein Unglück geſchehen!

Freimann, Portier.

Er überflog die anderthalb Zeilen. Er verſtand ſie nicht. Freimann? . . . . Freimann? . . . . Herr Gott ja, Freimann, ſo hieß der Portier aus der Matthäikirchſtraße! Alles Blut drang ihm zum Herzen. Unglück? Dagmar! war ſein erſter Gedanke. Was hieß das? Was konnte das ſein? Sofort kam er auf die Idee, daß Dagmar etwas Ernſtliches zugeſtoßen ſei, und plötzlich hatte er eine Ahnung, als müſſe ſie verſucht haben, ſich ein Leid anzuthun. Was ſollte es anderes ſein! Es ſchwindelte ihm, es flimmerte ihm vor den Augen. . . . . Nein, er konnte jetzt nicht reiten, unmöglich! Erſt Gewißheit! Nein, es ging nicht!

Da klang die Stimme des Majors:

— Schnell, Harff, die anderen ſind ſchon fort!

Der Burſche ließ die Stute los. Inſtinktiv griff Harff wieder in die Zügel: er ritt fort.

Eilig ſtopfte er ſich die Depeſche in die Taſche, dann kanterte er an den Wagen vorbei dem Start zu. Er konnte doch nicht mehr zurück! Unmöglich! Wie er am Publikum vorbeikam, wußte er ſelbſt nicht. Er ſah nicht, daß ihm Frau von Eiger zunickte, er bemerkte den Oberſt

nicht, der weit vorgetreten war und ihm etwas zurief, während er mit beiden Händen eine zurückziehende Bewegung machte, wie „parieren".

Kaum wußte er, wie er am Start anlangte, erst als das Rennen schon begonnen, kam er einigermaßen zur Besinnung seiner selbst. Die Stute ging stark in die Hand, mechanisch stellte er ihr den Kopf ein wenig seitwärts. Die erste Hürde war glücklich überwunden. Le Lâche führte. Er legte ein mächtiges Tempo vor. Maidenblush folgte dicht auf. Die andern beiden waren dahinter, Harff sah sie nicht. Er wußte keine Instruktion mehr, es war ihm alles entfallen, er gewahrte nur in rasender Fahrt den Boden unter sich wegschießen. Am Sichheben des Pferdes bemerkte er das Nick, am Tiefsprung den irischen Wall, gesehen hatte er ihn nicht. . . . . Dann rutschten ihm plötzlich die Zügel zwischen den Fingern durch, er griff danach und zog sie wieder an. Das Martingal ließ er ganz lose anstehen. Alles aus reiterlichem Gefühl, es waren nur die Äußerungen der Gewohnheit, nicht der Überlegung. Er ritt in dumpfer Betäubung, als habe er einen Schlag auf den Kopf erhalten, und dennoch vermochte er es, sich einen Augenblick zu besinnen, die Gedanken zu sammeln. Seine Lage wurde ihm klar. Er ritt doch ein Rennen! Er mußte aufpassen, er mußte es! Es war einfach Selbsterhaltungstrieb, und nun bemühte er sich, so scharf aufzumerken, wie es ihm nur möglich war. Nur an das Rennen wollte er denken, an nichts anderes. Aber gerade dieser Vorsatz zog ihn wieder ab, er ertappte sich dabei, daß er sich ablenken ließ, im Bemühen, bei der Sache zu sein. Ununterbrochen weiter ging die rasende Fahrt. Wieder hob sich die

Stute: das Koppelrick. Noch einmal, und er fühlte dabei die eigentümliche, ſtreckende, rückenſchwindende Bewegung des Weitſprunges: der Waſſergraben. Dazwiſchen hatte er nur die Empfindung des Hinſchießens, der Boden glitt unter ihm fort. Nochmals verſuchte er ganz die Gedanken zuſammenzufaſſen, er mußte es im ſtande ſein, er mußte das Telegramm vergeſſen können. Was ſtand denn überhaupt darin, doch nichts Sicheres gar nichts, nur: ein Unglück. Das konnte alles mögliche ſein, warum gerade das allerſchlimmſte, warum gerade etwas von Dagmar und ..... da war er wieder dabei! Er durfte es doch nicht! Weiter ging die raſende Fahrt, immer dem Hengſt dicht an den Ferſen. Plötzlich gab es einen Ruck, es riß ihn vornüber, ein Hindernis mußte es geweſen ſein, die Stute war zu niedrig geſprungen und hatte wahrſcheinlich etwas angeſchlagen. Nun kam freies Feld, er ſah einen Augenblick klar: ja, jetzt noch die Schleife, dann die Hinderniſſe noch einmal ..... nun mußte er um die Wendeflagge. Er gewahrte ſie wie einen Schatten nahen. Immer näher heran. Krach ..... er fühlte einen ſtechenden Schmerz im Knie: ſie war umgebrochen. Er drehte ſich im Sattel: nach außen ſchien ſie gefallen zu ſein, es ſchadete alſo nichts, der Ritt galt. Warum ſollte er das Rennen nicht gewinnen? Und doch der Hengſt! Aber aufpaſſen, ſagte er ſich, an nichts denken als an den Ritt! So ..... jetzt kamen ſie wieder am Start vorbei ..... nun gleich der Wall ..... da ..... drüber ..... dann das Rick ..... bald der Waſſergraben ..... Waſſer ..... wenn ſie ſich nun ertränkt hätte ..... er fürchtete den Graben ..... wenn ſie dort läge, ihr

Haar aus dem gelblichſchmutzigen Lehmwaſſer ſchaute, über den Grabenrand hängend, halb in den Boden getreten .... das zöge ihn hinunter ..... nun kam er ..... hinüber ..... doch nicht ..... er hatte den Spiegel gar nicht geſehen, nur ein Schimmer, es ging zu ſchnell. ..... Jetzt vergaß er faſt das Telegramm und ſeine Befürchtungen ..... faſt drei Viertel des Rennens war vorüber ..... der Hengſt kam etwas weiter vor ..... war ſeine Stute müde? ..... die beiden andern ſah er nicht .... vielleicht waren ſie gefallen ..... er dachte an den Namen Maidenblush .... Mädchenerröten ..... wie konnte er jetzt ..... aber er ward nicht Herr über ſich ..... ihr Wangenrot war nun ..... plötzlich ſpürte er einen heftigen Ruck, es war ihm, als flöge er nach vorn, ein gewaltiger Stoß ..... ihm vergingen die Sinne. .....

Die Stute hatte die Steinmauer wieder zu tief geſprungen und war mit den Vorderbeinen dagegen gerannt. Sie hatte das Übergewicht bekommen und ſich, ihren Reiter aus dem Sattel ſchleudernd, überſchlagen.

Harff kam mit dem Kopf zuerſt auf den Boden und blieb regungslos liegen.

Von den Wagen aus hatte man alles geſehen: die hoch in der Luft ſich überſchlagende Nachhand des Pferdes, dann noch ein Wälzen und Zappeln. Der Gaul ſtand wieder auf, ſchüttelte ſich, trottete ein Stück davon und begann, Sattel- und Zaum-los, — beides war im Sturze abgeſtreift worden, — auf der nahen Wieſe zu graſen.

Der Reiter erhob ſich nicht.

Hinter Harff hatten der Prinz und Holzberg die Mauer gleichzeitig geſprungen.

Die nicht mitreitenden Offiziere eilten sofort nach der Unglücksstätte, allen voran der Oberst.

Als sie ankamen, sahen sie Harff auf dem Gesicht am Boden liegen, die Glieder waren weit ausgestreckt. Sie hoben ihn sofort auf und drehten ihn herum. Der Oberstabsarzt untersuchte ihn. Die Uniform und das Gesicht waren blutüberströmt, die Lippen standen voneinander, die Augen starr und gläsern halbgeöffnet. Aus der Nase war in den Schnurrbart Blut gelaufen. Leichte Blutströpfchen fand der Arzt aus dem rechten Ohre getreten. Die Haare hingen wirr und sandbedeckt ins Gesicht. Die Mütze war fortgeflogen.

Sofort wurde der Kragen geöffnet, die Uniform aufgeknöpft und die Halsbinde abgenommen. Harff regte sich nicht, aber er atmete.

— Was ist es? — fragte der Oberst mit ernster Miene.

Der Arzt, der neben dem Gestürzten kniete, meinte, es ließe sich durchaus noch nichts feststellen, jedenfalls sei es eine heftige Gehirnerschütterung! Wie schwer, darüber könne man jetzt nichts sagen. Dann untersuchte er Harff genau, befühlte Kopf und Gliedmaßen, fand aber keinen Knochenbruch. Ein bedenkliches Gesicht machte er dennoch.

Inzwischen drängte alles zur Unglücksstelle heran, nur die Damen waren auf den Wagen geblieben. Die grasende Maidenblush wurde eingefangen und zum Sattelplatz zurückgebracht. Das Trompeterkorps hörte auf zu spielen. Bodhem der Sieger des Rennens, hatte inzwischen den schönen Damenpreis aus der Hand der Frau von Eiger e npfangen, ebenso der Prinz den zweiten

Holzberg ging leer aus. Die drei Mitreitenden kamen zu Fuß herbeigeeilt, um nach Harff zu ſehen.

— Iſt's wirklich ſchlimm? — fragte Bodhem, dem der Ernſt des Lebens ſelten nahe trat.

Der Oberſtabsarzt nickte. . . . . .

Die Damen drüben waren in großer Aufregung, ſie hatten nur den Sturz und das wieder aufſtehende Pferd erblickt, aber nichts vom Reiter. Die Entfernung machte es unmöglich, von Harff etwas zu erkennen. Die beiden Generäle hatten ſich auch nach der Unglücksſtelle begeben.

— Nein, dieſe Rennen! — rief Frau von Eiger aus, — und noch dazu mit dem Pferde! Wir ſind daran ſchuld! Wenn wir doch was erführen! Mein Gott, mein Gott der arme Herr von Harff!

— Ob denn etwas geſchehen iſt? — fragte Fräulein von Aſpermont. Sie glaubte gar nicht daran, denn ſie hatte keinen Begriff von der Wucht eines ſolchen Sturzes in dieſer Fahrt.

Ella hatte kein Wort geſprochen, jeder Tropfen Blutes ſchien aus ihrem Geſicht gewichen, ſie hörte auf keine Bemerkung, auf keine Frage gab ſie Antwort. Unausgeſetzt ſtarrte ſie nach der Stelle hinüber, wo die Menſchen in dichten Haufen ſtanden.

Endlich kam der Prinz auf den Eigerſchen Wagen zu. Er war der erſte der Nachricht brachte.

— Was iſt denn? Lebt er noch? — rief Frau von Eiger, die Handflächen an die Schläfen haltend.

— Ihr Herr Bruder ſchickt mich, gnädige Frau, und läßt ſagen, es wäre wahrſcheinlich eine ſchwere Gehirnerſchütterung, beſtimmt wiſſe es der Arzt nicht!

Die andern Damen aus den benachbarten Wagen waren ausgeſtiegen und umringten den Prinzen, um etwas zu hören. Eine Menge Fragerinnen ſtürmten auf ihn ein, daß er ſich ihrer kaum erwehren konnte. Nur Ella blieb ſtumm, in die Wagenecke gelehnt. Sie hatte einen Shawl vor das Geſicht gezogen, niemand achtete auf ſie, kein Menſch bemerkte, daß ſie weinte.

Die Witwe die am neugierigſten war, fragte, wie Harff ausſähe. Dem Prinzen riß dabei die Geduld, und er erwiderte in verbindlichem, aber doch ein wenig ſcharfem Ton:

— Genau ſo, wie ſonſt!

Der Diviſionskommandeur wünſchte, daß in anbetracht des Falles, bei dem es ſich immerhin um Leben oder Tod handeln konnte, das dritte programmmäßige Rennen nicht mehr ſtattfinden, ſondern verſchoben werden ſollte. Natürlich wurde dem Folge gegeben. Der Entſcheidungslauf um den Kaſinopreis konnte daher auch nicht von ſtatten gehen. Bodhem, hatte das Schickſal ſeines Kameraden tief ergriffen. Er erklärte, den Ehrenpreis für dieſes Rennen an Harff abtreten zu wollen, da er auf eine Entſcheidung verzichte, „im Intereſſe ſeines müden Pferdes," wie er ſich zartfühlend ausdrückte. Das Diner im Kaſino ſollte aber ſtattfinden, weil man doch auf die von fern Hergekommenen Rückſicht zu nehmen hatte, nur wurde ſtillſchweigend angenommen, daß natürlich nicht getanzt würde. Die Tafelmuſik war auch abbeſtellt worden.

Die Wagen rollten wieder dem Städtchen zu. Bald war der noch vor kurzem ſo froh belebte Platz geleert bis auf eine Gruppe, die um Harff ſtand, um die aus

Sendenberg kommende Tragbahre zu erwarten. Es waren der Oberst, Feller, der Oberstabsarzt und Harffs Bursche. Der Arzt bat alle übrigen, den Gestürzten allein zu lassen. Beim Divisions-Kommandeur hatte sich der Oberst noch auf eine Stunde entschuldigt, da, abgesehen davon, daß er Harffs Kommandeur war, dieser ja für ihn geritten hatte.

Bald kam die Tragbahre aus der nur zwanzig Minuten entfernten Garnison an, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Vier Dragoner trugen, vier andere waren zum Wechseln bestimmt. Der Oberstabsarzt schritt mit einem Lazarettgehilfen daneben, Nietzschner, dem immerfort die dicken Thränen über die Backen liefen, hinterher.

— Mein armer Herr Leutnant, er war doch so gut! — jammerte er immer, als ob sein Herr schon tot sei.

Als der Oberstabsarzt Bedenken äußerte, den Kranken in seine Wohnung zu bringen, wegen des Lärmes einer im Hofe von Harffs Hause liegenden Maschinenfabrik, und er daher Aufnahme im Lazarett vorschlug, erklärte der Oberst sofort, daß er selbstverständlich den Gestürzten zu sich ins Haus nehmen werde. Der Arzt war damit sehr einverstanden, der guten Aufsicht und Pflege halber.

So ritt denn der Kommandeur voraus, um seine Schwester zu benachrichtigen, damit die erforderlichen Vorkehrungen getroffen werden konnten. Der Adjutant holte aus des Freundes Wohnung das Nötigste an Wäsche und dergleichen.

Im Städtchen hatte sich schnell das Gerücht von dem Unglücksfalle verbreitet. Natürlich hieß es schon, Harff sei tot. Der Krankenzug wurde von einer großen Menge

Gaffer erwartet, die ſehr enttäuſcht waren, da ein Verdeck über der Bahre die Blicke Neugieriger abwehrte.

Der Geſtürzte wurde in ein Zimmer zu ebener Erde getragen, mit den Fenſtern nach dem Garten hinaus, und ſofort zu Bett gebracht. Er hatte noch kein Zeichen des erwachenden Bewußtſeins gegeben. Der Oberſtabsarzt unterſuchte ihn nochmals genau, konnte die erſte Diagnoſe aber nur beſtätigen: kein Knochenbruch irgend welcher Art, wahrſcheinlich aber, wie er aus dem mühſamen, vorausſichtlich ſchmerzhaften Atmen ſchloß, eine Quetſchung des Bruſtkorbes und eben jene zweifellos ſymptomatiſch feſtgeſtellte ſchwere Gehirnerſchütterung. Ein plötzliches, mehrfaches Erbrechen erhob ſie zur Gewißheit.

. . . . . .

Während Harff beſinnungslos im Eigerſchen Hauſe lag, fand das Diner im Kaſino ſtatt. Das Ereignis bedrückte alle zu ſehr, als daß es zu rechter Stimmung hätte kommen können. Die Tafel wurde bald aufgehoben, und die Räume leerten ſich. Bodhem verabſchiedete ſich von der Witwe, die er wenig beachtet hatte, da ſeine Gedanken bei dem verunglückten Kameraden weilten.

— Sie haben mich heute recht ſchlecht behandelt, Graf Bodhem! — meinte ſie ſchmollend.

— Verzeihen Sie, gnädige Frau, mir war die Laune geſtört, ich dachte an den armen Harff!

Da ihr der Nachmittag verdorben worden, und nun nicht einmal getanzt wurde, befand ſie ſich in ſehr übler Laune:

— Ja, ſoll denn deswegen alles aufhören, kein Tanz, kein Geſpräch, nun, man kann doch nicht ewig daran denken!

Bodhem ſah ſie groß an, der nie um eine Antwort

Verlegene war verſtummt. Endlich fand er den Ausdruck für ſeine Entrüſtung:

— Vor dem Ernſt des Lebens ſchweigen die Geſellſchafts-Fatzkereien und die Parkettrutſcherei mit ihrem Kriechen vor den Damen, da zeigt ſich's, wer bloß ein hübſches Lärvchen und wer eine Seele hat! Ich kenne Damen, die nur das erſtere beſitzen, und auch das vielleicht nur bedingungsweiſe!

— Sie ſind ungezogen, Graf Bodhem!

— Das war meine Abſicht, — meinte er kalt und verbeugte ſich ſpöttiſch.

Sie drehte ihm den Rücken und rauſchte davon.

. . . . . .

Zu ſpäter Nachtſtunde noch ſtand der Oberſt am Bette Harffs. Das Nachtlicht warf nur kargen Schimmer. Der Lazarettgehilfe wachte im Nebenzimmer, deſſen Thür angelehnt war. Der Kranke atmete ſchwer, ein Eisbeutel lag ihm auf dem Kopf.

Der Oberſt dachte an den Freund, den er bei Mars-la-Tour begraben, er meinte in dem Sohn den Vater wiederzuſehen, Zug um Zug derſelbe. Er erinnerte ſich jenes Abends, wo der tödlich Verwundete genau ſo dagelegen, ohne Beſinnung, mit bänglich atmender Bruſt.

Er hatte verſprochen, über ſein Kind zu wachen!

Der Oberſt ließ ſich auf einen Stuhl nieder und kreuzte die Arme.

X.

Erſt am dreizehnten Tage nach dem Sturz kam Harff, wenn auch nur auf ein paar Minuten, wieder zur Be-

ſinnung. Aber von da ab ging es doch Schritt um Schritt vorwärts der Beſſerung entgegen. Das Urteil des Arztes hatte ſich als richtig erwieſen: Gehirnerſchütterung nebſt leichter Quetſchung des Bruſtkorbes. Die Schmerzen beim Atmen waren ſo gut wie gehoben. Der Kranke klagte über nichts mehr, nur grenzenloſe Müdigkeit hatte ihn befallen. Am Ende der dritten Woche ſchlief er einmal vierzig Stunden hintereinander, dann erwachte er vollſtändig bei Kräften, nur eine dumpfe Benommenheit des Kopfes war geblieben. Doch der Arzt hatte ihm ſtärkere Bewegung noch unterſagt, ſowie ſtreng jede Beſchäftigung des Gehirnes: Leſen, Schreiben und dergleichen verboten. Als beſtes Heilmittel waren mehrere Wochen Nichtsthun verſchrieben.

An einem Sonntagmorgen erſchien Harff zum erſtenmal zum gemeinſamen Frühſtück. Er ſah blaß und etwas angegriffen aus, er fühlte ſich ein bißchen unſicher in ſeinen Bewegungen iaumlich auf den Füßen, als Folge des langen Liegens. Der Oberſt, ſeine Schweſter und Ella befanden ſich im Zimmer. Harff begrüßte ſie ein wenig verlegen, da er ſich einbildete, man könne denken, er ſei noch nicht ganz wiederhergeſtellt.

— Nun, wie geht's Ihnen denn, wie fühlen Sie ſich? — fragte der Kommandeur.

— Ich danke gehorſamſt, ganz ausgezeichnet, nur ein wenig ſchwindlig beim Gehen!

— Natürlich das kommt vom Liegen, — meinte Frau von Eiger.

— Wie lange habe ich denn gelegen? . .

Der Lazarettgehilfe hatte den ſtrengen Befehl gehabt, mit dem Kranken über nichts derartiges zu ſprechen, und nun fragte der Oberſt:

— Was meinen Sie wohl, Harff?

Er hatte keine Ahnung, auch der Zeit vorher erinnerte er ſich kaum, jede Zeitrechnung war ihm geſchwunden:

— Ich weiß wirklich nicht!

— Denken Sie, daß ich geſtern aus dem Manöver wiedergekommen bin!

— Manöver?

Harff überlegte, ja wann war überhaupt die ganze Sache paſſiert? Richtig, er hatte den Oberſt lange nicht geſehen:

— Wann war denn das Rennen?

— Vor etwa vier Wochen.

— So lange? Sonderbar, dann iſt alſo das Manöver ſchon vorbei? Da werden alſo die Rekruten bald kommen! Ich habe ja dieſes Jahr keine mehr!

— Da iſt noch Zeit, viel Zeit, erſt ſollen Sie ſich erholen — meinte der Oberſt.

Nun beſann ſich Harff, daß er ja beim Kommandeur war. Wie kam er denn hierher? Warum war er nicht in ſeiner Wohnung? Er fragte danach. Der Oberſt ſetzte ihm die Gründe auseinander, vor allem betonend, daß er hier beſſere Pflege habe, als dort allein zu Haus. Dann wegen des Eſſens und wegen der Kameraden, die er noch nicht ſehen ſollte. Harff war ſo benommen, daß er gar nicht auf den Gedanken kam, zu bitten, ihn wieder in ſeine Wohnung zu laſſen. Er ſah Ella an, die bleich und nicht vorteilhaft aus ſchaute:

— Sind Sie auch krank geweſen, gnädiges Fräulein?

— Nein, Herr von Harff, weshalb meinen Sie?

— Ich glaubte nur!

— Sie hat viel zu thun gehabt während dieſer Zeit! — erklärte Frau von Eiger. Ella wurde einen Schimmer farbiger.

— Habe ich Ihnen ſo viel Mühe gemacht? Das thut mir leid! — meinte der Geneſende. Sie ſagte, es ſei nicht der Rede wert geweſen . . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wiederum waren Wochen vergangen. Harff entſann ſich noch immer nicht der näheren Umſtände ſeines Sturzes. Er fragte auch nicht danach, als habe er eine gewiſſe Scheu davor. Der Oberſtabsarzt hatte darin nichts Eigentümliches erblickt, ſondern Frau von Eiger auf ihre Frage erklärt, bei ſolchem Falle wäre ein teilweiſes Schwinden des Gedächtniſſes durchaus nichts Unnormales. Im Gegenteil. Im übrigen würde ſich vielleicht mit der Zeit von ſelbſt die Erinnerung wieder einſtellen, man müſſe da nicht forſchen und fragen, ſondern der Natur den Heilungsgang allein überlaſſen.

Harff befand ſich noch im Hauſe des Kommandeurs, der ihn behielt, da der Arzt viel Beſuch oder Leſen ſtreng verboten hatte. Und alles dieſes wäre unvermeidlich geweſen, wenn er allein geblieben. Verwandte aber, zu denen er hätte gehen können, beſaß er nicht.

So kam es denn, daß er, abgeſehen von der Stunde wo Feller mit ihm ein wenig ſpazieren ging, faſt nur mit der Familie verkehrte. Die Damen ſuchten ihn möglichſt gut zu unterhalten. Spazierfahrten wurden unternommen, Ella ſpielte täglich mit ihm Mühle oder Dame, am liebſten Puff, da kam es ja nur darauf an, zu würfeln und die Augen zu zählen. Schach war unterſagt. Wenn ſie müde wurden, ſahen ſie wohl zuweilen Bilder an aus den reichen Reiſe-

mappen des Obersten, oder sie plauderten miteinander. Es ließ sich mit ihr über alles sprechen, sie interessierte sich für alles und wußte überall Bescheid. Das waren Harffs schönste Stunden. Nun bekannte er sich oft, daß er doch an den jungen Mädchen viel zu oberflächlich vorbeigegangen war: Einen Ballabend hatte er sich wohl mit ihnen unterhalten, aber sie sonst kaum ernst genommen. Sie waren so kindlich, so beschränkten Gesichtskreises, so über-wohlerzogen, daß jedes Freundschaftliche, jedes Warmwerden mit ihnen ausgeschlossen sein mußte . . . Das hatte er bisher gedacht. Und nun fand er ein junges Mädchen von all diesem das reine Gegenteil. Er war ganz erstaunt über seine Entdeckung. Bald hatte er ihr gegenüber alle Scheu überwunden, sie erschien ihm wie ein guter Kamerad, mit dem er alles besprechen, alles überlegen konnte, dem er alles anvertrauen mochte. Sie war wie ein guter Freund, daß er sich überwinden mußte, ihr nicht alles zu sagen. Am liebsten hätte er ihr sein Verhältnis zu Dagmar gebeichtet, seine Liebe, sein Erkalten, seine Abneigung, sein Verlassen! Immer erst mußte er sich klar machen, daß es doch ganz unmöglich sei, wegen allerhand Voraussetzungen und Fragen, daß so rein sie die Sache, wie es doch nicht der Wahrheit entsprach, auch auffassen mochte, dennoch immer etwas Zweifelhaftes, für ihre Ohren nicht Berechnetes, daran kleben bleiben mußte. Das hätte er nur seiner Frau so beichten dürfen . . . . seiner Frau?

Liebte er Ella denn? Was war ihm das Mädchen anderes, als sein Kamerad, sein „Spielkamerad", wie er sie scherzend genannt hatte. Dasselbe wie Bodhem oder irgend einer, dem er etwas näher stand, dasselbe bis auf

das Geſchlecht, und darin erblickte er eigentlich einen Mangel, denn es hinderte ihn, ganz offen zu ſein, ganz rückhaltlos mit ihr reden zu dürfen, ihr ſeine Seele auszuſchütten.

— Wiſſen Sie eigentlich gar nichts mehr von Ihrem Sturze? — fragte ihn Ella einmal.

Harff ſann eine Weile nach, dann ſprach er langſam:

— Daß er ſtattfand, ja natürlich .... aber warum .... an das erſte Rennen erinnere ich mich ganz gut. Dann ſaß ich auf Maidenbluſh und .... nein, — plötzlich brach er ab.

Mit einem Schlage war ihm das Gedächtnis gekommen. Nun wußte er es: Ja, das war es, was ihn beunruhigt hatte, ein Telegramm, ein Telegramm von Dagmar ... und doch nicht .... aber von ihr hatte es gehandelt .... ein Unglück .... nun wurde es ihm ganz deutlich .... ein Unglück war ihr zugeſtoßen .....

Er wurde noch um eine Färbung bleicher, als er es ſchon war, es kam wie ein Schwindel über ihn, er griff nach einer Stuhllehne, kalter Schweiß begann ihm unter den Haarwurzeln auf die Stirn zu treten.

Ella blickte ihn erſchrocken an.

— Ich habe zu lange geſtanden! — meinte Harff mühſam lächelnd und empfahl ſich.

In ſeinem Zimmer traf er den Lazarettgehilfen, der jetzt nur noch täglich einmal erſchien, mehr aus Vorſorge, als Notwendigkeit.

— Sind keine Briefe für mich gekommen? — forſchte er zum erſtenmale.

Sein Pfleger verneinte. Er verſchwieg, daß der Ober-

ſtabsarzt unterſagt hatte, ihm etwa einlaufende Poſtſachen zu geben.

Seit dieſem Augenblicke hatte Harff keine Ruhe mehr im Hauſe des Oberſt. Die Ungewißheit zehrte an ihm. Deutlich und klar war ihm die Erinnerung wiedergekommen, daß jenes Telegramm, deſſen er ſich nun plötzlich entſann, von Dagmar gehandelt. Daß es ſo war, das wußte er, wenn er auch, wie er ſein Hirn zermarterte, nicht finden konnte, von wem es ihm geſandt.

Er mußte Gewißheit haben. So fragte er denn den Kommandeur, ob und wann er in ſeine Wohnung zurückkehren dürfe. Er hatte ſich vorgenommen, falls er noch bei Eigers bleiben ſollte, unter irgend einem Vorwande bei ſich vorzuſprechen. Aber es bedurfte deſſen nicht, denn der Oberſt teilte ihm mit fröhlichem Geſicht mit, daß ihn der Oberſtabsarzt heute als geheilt entlaſſe. Zwar dürfe er vor der Hand noch keinen Dienſt thun, da ihm Erſchütterungen nicht zuträglich, das Reiten ſogar entſchieden ſchädlich ſei. Deshalb habe er für ihn einen längeren Urlaub ausgewirkt. Der Geneſene war glücklich darüber. Wenn ihm auch der Abſchied ſchwer ward, für den Augenblick betäubte dieſes Gefühl doch der Wunſch, über das Telegramm Gewißheit zu erhalten.

Die „Henkersmahlzeit“, wie es Ella ſcherzend nannte, ſollte Harff noch einnehmen, dann durfte er nach Haus. Feller und Bodhem, ſo wie der Arzt waren dazu gebeten. Bei Tiſch trank der Kommandeur auf das Wohl ſeines Gaſtes, ihm glückliche Reiſe wünſchend mit der Hoffnung, daß er ihn nicht ganz vergeſſen, ſondern während ſeines Urlaubs von Zeit zu Zeit einmal etwas von ſich hören, laſſen möchte. Dabei überreichte ihm Frau von Eiger

den an jenem Renntage, nach Bodhems Verzicht, gewonnenen Ehrenpreis für die „Kaſino-Steeplechaſe".

Kurz nach dem Eſſen nahm Harff Abſchied. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Dem Oberſt und ſeiner Schweſter wollte er ſeinen Dank ausſprechen, ſie ſchnitten ihm jedoch das Wort ab und verbaten ſich alles Weitere. Er drückte dem Kommandeur die Hand, küßte ſie Frau von Eiger und verabſchiedete ſich von Ella.

Er wußte nicht, wie es ihm entfuhr:

— Wer wird nun mit mir Dame ſpielen?

— Das brauchen Sie ja nun nicht mehr. Sie ſind ja nun geſund!

Es lag etwas wie Bitterkeit in dem Tone.

Er zögerte, aber er fand keine Antwort.

Ein paar Sekunden darauf war er mit Bodhem und Feller, die ihn begleiteten, verſchwunden.

Der Oberſt ſtand mit ſeiner Schweſter am Fenſter und blickte den Davonſchreitenden nach. Er wandte ſich zu ihr:

— Als ob es mein alter Freund wäre, der war genau ſo in dem Alter! Nun wollen wir bloß hoffen, daß alles ſo bleibt mit ihm! Ella .... Ella .... wo iſt ſie denn?

— Sie wird im Salon ſein!

Die Geſchwiſter gingen hinüber. Ella ſaß in einer Ecke, wo auf einem Tiſchchen das Schachbrett ſtand mit noch aufgebauten, doch verſchobenen Damenſteinen. Sie hatte den Kopf niedergebeugt und rückte an den Steinen umher.

— Ella, — ſagte der Oberſt, — was! ..... was! ..... was iſt denn?

Die alte Dame trat auf ſie zu und hob ihr das Geſicht:

— Kind, was haſt Du denn?

Sie verſteckte ſich an der Mutter Bruſt und ſchluchzte laut.

— Aber Ella, mein tapferes Mädchen! Ein Soldatenkind! — ſprach der Kommandeur begütigend. Und dann kopfſchüttelnd:

— Da haben wir eine ſchöne Geſchichte angerichtet!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Harff verabſchiedete ſich von den Freunden. Nur noch ein Gedanke beherrſchte ihn: nach einem Briefe, einem Telegramm, einer Nachricht von Dagmar zu forſchen. Er betrat ſeine Wohnung, zum erſtenmal nach ſeinem Sturze. Der Hauswirt hatte, unter Beihilfe des Burſchen eine grüne Guirlande über der Thür angebracht. Harff beachtete die Aufmerkſamkeit nicht. In der Thür kam ihm Nietzſchner entgegen, und meinte ſchmunzelnd:

— Der Herr Klempnermeiſter Haubold hat das mit gemacht, Herr Leutnant!

Aber ſein Herr hörte nicht auf ſeine Worte. Kaum ließ er ihn ausreden und fragte atemlos:

— Sind Briefe da, Nietzſchner?

— Eine ganze Menge, Herr Leutnant!

— Weshalb habe ich ſie nicht erhalten? — herrſchte er den Burſchen in einem Tone an, den dieſer nie von ihm hatte zu hören bekommen.

Erſchrocken ſtotterte der Dragoner etwas von:

— Herr Oberſtabsarzt — und — ſtreng verboten.

Harff ſchob ihn beiſeite. Er trat an den Schreibtiſch. Sorgfältig zum Haufen geſchichtet lagen dort eine Menge Poſtſachen.

Während er die Briefe in die Hand nahm, ſah der

Burſche nochmals nach dem Feuer und ging dann hinaus.

Harff ſchleuderte alles nach flüchtiger Durchſicht der Adreſſen beiſeite .... dann ein Brief .... er riß ihn auf, er erkannte Dagmars Hand. Er überflog die Zeilen:

Ewig min Lew!

Nun ſchreibe ich Dir noch einmal, es iſt der letzte Mal, denn ich muß fort ..... ganz. Dein letzter Brief war ſehr, ſehr böſe und ich könnte darauf doch nicht antworten, denn wenn Du nichts mehr wiſſen willſt von Dagmar, ſo muß ich tragen das, aber wenn es zu viel iſt, ſo thue ich es nicht mehr! Warum Du biſt fortgerannt ſo hurtig ..... ich weiß es wirklich nicht. Daß Du mich ſo lange ſchon nicht mehr liebſt wie Du mich haſt geliebt, das weiß ich, und ich darf nicht klagen, denn wenn ich mir habe Gedanken gemacht, warum Du mich liebſt, habe ich es nie verſtanden, daß Du haſt Gefallen gefunden an Deine arme Dagmar. Da kam die Frau Hänſel zu mir und hat mir ausgelacht und hat geſagt, das machen ſie alle, die Männer, und iſt dumm, weinen um ſolche Sache, und hat mich erklärt, daß Du Offizier von deutſche Kaiſer Wilhelm nicht kannſt Dagmar Gjellrup heiraten. Und darfſt es nicht und wird nie geſchehen, und ich darf nicht von Dir erwarten, wovon ich Dir doch nichts geſagt habe, weil ich nie habe nachgedacht über ſo etwas. Da habe ich Dir auch nicht geſchrieben, weil ich Dir doch nicht Schmerz machen will, und nun iſt eben alles aus mit mir. Nun verzeihe mir, denn ich kann nicht mehr, ich muß fort, was ſoll ich noch! Aber

danken muß ich Dir noch für die Liebe, die Du gehabt haſt für Deine Dagmar und nun nicht mehr haben kannſt und darfſt, wie ich gehört habe. Und mein Wunſch, daß es Dich ſoll glücklich gehen. Gott ſoll Dir geben Glückes Seligkeit bis immer. Ich kann nicht ſchreiben, denn ich muß weinen. Adieu, ich küſſe Dich, Du brauchſt es ja nicht wieder zu thun, ich muß nun fort und vergieb mir, denn ich habe Dich doch ſo lieb gehabt, ſo, ſo lieb . . . .

Deine arme

Dagmar.

Harff hatte den Brief mit fliegender Haſt geleſen. Er verſtand nicht das „ich muß fort", er dachte einen Augenblick an das Schlimmſte, dann aber . . . . „ich muß fort": ſie war nach ihrer Heimat zurückgekehrt.

Ob hier etwa noch . . . . das Telegramm war doch von einem Fremden geweſen . . . . er wühlte die ſieben oder acht Briefe durch, die er noch nicht angeſehen. Keine bekannte Schrift. Er riß die drei erſten auf . . . . gleichgültige Sachen, der vierte . . . . Unterſchrift: Freimann, Portier . . . . nun wußte er es plötzlich, mit dem Namen fiel es ihm ein.

Raſch durchjagte er den ſchieflinig und ungeſchickt geſchriebenen Brief:

Hochgehrter, Hochgebohrener Herr Leutnant!

Darf wohl um Erſatz der Tepeſche erſuchen vor vierzehn Tagen. Herr Leutnant, Hochgebohren, muß wohl nich dageweſen ſind. Oder nich recht geweſen? Wie der Herr Leutnant, hochgebohren, mit das Fräulein

ſtanden, muſte ich doch glauben, das es recht müßte ſind. Alſo det Fräulein is nun begraben.

Harffs Hand zitterte, er überflog nur noch die Zeilen.

Sie hat allens bezahlt und ſind die Möhbel verkauft und davor allens bezahlt, habe gleich Lärm geſchlagen, als ich gemerkt, das det Fräulein drei Tage nich nach Hauſe gekommen is, und war Brief hinterlaſen von ſie. Der Polizeiwachmeeſter hat mir erſucht hinzukommen! Erſt ins Schauhauſe habe ich ihr wiedererkannt. Das Waſſer hatte Ihr jarnich geſchadet. Sie ſah ganz ſchön aus.

Weiter habe ich keene Anſprüche nich zu fordern.

Hochachtent

ergehbener

Freimann, Portier.

Matthäikirchſtraße 194.

Harff warf den Brief auf die Tiſchplatte. Er blieb aufrecht, ſtarr zum Fenſter blickend, ſtehen. Nach einer Weile nahm er das Papier noch einmal auf und las von neuem.

Er ſetzte ſich mit dem Briefe in der Hand auf den Divan in die Ecke. Bald ſank ſein Arm herab, das Blatt flatterte zu Boden. Harff bemerkte es nicht, er ſtierte vor ſich hin.

Als es dunkel wurde, kam Nietzſchner mit der Lampe herein, die er auf den Tiſch ſetzte. Um die Jalouſien herabzulaſſen, hätte ihm Harff Platz machen müſſen, der Burſche bat darum — keine Antwort.

Er fragte, ob die Vorhänge offen bleiben ſollten — keine Antwort. Harff rührte ſich nicht.

Kopfſchüttelnd ging Nietzſchner hinaus. In der Thür blickte er noch einmal ſeinen Herrn an, dann ging er.

— Und da ſagt der Oberſtabsarzt, er wäre wieder heil? — lautete ſein Selbſtgeſpräch.

THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Drittes Buch

„ . . . . . an ſich iſt nichts weder gut noch böſe, das Denken macht es erſt dazu.“

Shakeſpeare: Hamlet II, 2.

I.

Es waren Monate seit jenem verhängnisvollen Tage vergangen, da Harff, nach langer Krankheit in seine Wohnung zurückkehrend, die Erkenntnis gewonnen, daß sich Dagmar seinetwegen das Leben genommen. Den kaum Genesenen hatte damals ein heftiges Nervenfieber aufs neue auf das Krankenlager geworfen. In Berlin, wohin er, nachdem er jenen Abschiedsbrief gelesen, seiner Sinne kaum mächtig, geeilt, war die Krankheit zum Ausbruche gekommen. Er hatte in einer Privatklinik Aufnahme gefunden und dort, von dem behandelnden Arzte mehr denn einmal aufgegeben, mit dem Tode ringend, lange, lange gelegen. Seine ursprünglich kräftige Natur trug endlich den Sieg davon, und als der Frühling wieder ins Land zog, schien Harff nahezu genesen, so daß Doktor Winger ihm gestatten konnte, die Anstalt zu verlassen. Der Schonung sehr bedürftig erachtete er ihn freilich noch und hatte jemanden zu seiner Begleitung gewünscht. Aber der Rekonvaleszent wies dies schroff zurück. Der Gedanke an einen Reisebegleiter, eine Aufsicht, eine Bevormundung erregte ihn dermaßen, daß der Plan aufgegeben werden mußte, da der Arzt alles für schädlich hielt, was etwa gegen den Willen des Kranken geschehen wäre.

Der Genesende ließ jedoch keinen Schritt befürchten,

der einen Rückfall herbeigeführt hätte. Der Arzt hatte ihm einen Aufenthalt im Hochgebirge, etwa im Engadin vorgeschrieben: die kühle, herbe, dünne Luft der Höhe sollte dem erschütterten Nervensysteme wohlthun. Aber vor Juni schien es nicht ratsam, das Hochthal aufzusuchen. So war Dresden mit seinem schönen Frühling für den Kranken bis dahin als Aufenthaltsort gewählt worden. Ein Ortswechsel war jedenfalls erwünscht, und die Elbestadt, abgesehen vom landschaftlichen Reize, ausersehen, da Harff dort nach dem Jahre 1870 mit seiner Mutter seine Jugend verbracht. Das gab tausend Anknüpfungsfäden und liebe Erinnerungen, denn aus jener Zeit befanden sich noch eine Menge Familien in der sächsischen Hauptstadt, die mit seiner Mutter befreundet gewesen Verwandte besaß Harff auf der ganzen Welt nicht mehr. Seine Mutter hatte nur zwei unverheiratete Brüder gehabt. Sein Vater war der einzige seines Namens. Die beiden Oheime starben kurz hintereinander und machten den Neffen, an und für sich schon durch seine Mutter wohlhabend, zum reichen Manne. . . . . .

An einem schönen, wonnigen Maitage war Harff auf dem Anhalter Bahnhof, dort, wo er oft angekommen und abgefahren, wenn ihn sein Weg zu Dagmar geführt. Er schaute aus einem Coupé des Dresdener Zuges.

Doktor Winger, ein kleiner, vierschrötiger Mann mit goldener Brille und rötlichem, glattrasiertem Gesicht, stand vor ihm auf dem Bahnsteige.

— Nun Herr von Harff, also nicht wahr, Sie denken daran: recht vernünftig — schonen! schonen! Gehen Sie fleißig spazieren! Bummeln Sie in den Sammlungen herum: Grüßen Sie die Sixtina von mir!

Harff lächelte müde:

— Nicht wahr, Sie werden also so gut sein, den Kameraden zu erklären, daß ich nicht mehr nach Sendenberg kommen konnte?

— Natürlich! Den Herrn Oberst sehe ich in den nächsten Tagen. . . . Ich werde ihm alles auseinandersetzen. Auch warum Sie nicht mehr geschrieben haben.

— Gut, das ist mir eine große Beruhigung!

Doktor Winger gab noch Verhaltungsmaßregeln mit auf den Weg. Dabei erwähnte er allerdings mit keinem Worte der fixen Idee aus den Fiebertagen, die den Kranken so gepeinigt, daß er Dagmars Mörder sei. Er hielt es für richtiger, Zeit und Natur allein heilen zu lassen und sich sogar nicht einmal durch eine Frage zu überzeugen, ob sich Harff dessen noch bewußt, daß er in seinen Phantasien die ganze Liebes- und Leidensepisode seines Lebens haarklein erzählt, indem er sich in den allerschroffsten Ausdrücken der Schuld an des Mädchens Tode angeklagt.

Als der Zug zur Bahnhofshalle hinausfuhr, winkten sich die beiden noch eine Weile zu, bis der Arzt aus des Genesenen Gesichtskreise entschwunden war. Harff schloß das Fenster und lehnte sich in die Kissen zurück. Er war allein im Coupé. Die Sonne schien angenehm wärmend durch die Scheiben. Er streckte sich behaglich aus und schaute hinaus. Der Anblick war nicht schön: überall die kahlen Höfe und Hinterfronten der großen Mietskasernen. Nun rasselten sie über eine Brücke. Der Spreekanal lag dort unten mit seinem schmutzigen Wasser, in dem Dagmar den Tod gesucht. Aber der Anblick erregte ihn nicht, er berührte ihn kaum. Es war so leer und öde alles

in ihm, die herrſchende Empfindung nur: unendliche Müdigkeit. Doch nicht eine Erſchlaffung des Körpers, die ihn gezwungen hätte, die Augen zu ſchließen, ſondern eine Müdigkeit der Seele und des Geiſtes. Nur keinen Gedanken faſſen müſſen, nur vollkommene Ruhe. Er wollte ſich des Vergangenen nicht erinnern, er wollte und konnte es nicht, denn es erſchien ihm alles wie weggelöſcht, was er früher gedacht und gethan. Es lag alles ſo unendlich weit hinter ihm, für ihn nicht mehr auszudenken. Wie eine Pauſe, ein Riß in ſeinem Leben war ihm dieſe Krankheit: was vorher geweſen, deſſen entſann er ſich kaum und hatte kein Bedürfnis, darüber zu grübeln. Nur Ruhe! Stille! Es war ihm zu Mut, wie dem Soldaten nach langer, übermächtiger Anſtrengung und Nervenerregung, die ihn gezwungen hatte, tagelang den Schlaf zu überſchlagen, der dann den Schlummer nicht finden kann, obwohl ihm unnennbare Müdigkeit die Glieder erſtarren läßt. . . . .

Der Zug glitt weiter. Die letzten Häuſer der Stadt entſchwanden den Blicken, Villenvororte tauchten auf wie Schatten, an denen man vorüberſchoß. Dann kam freies Feld, Wieſen und Äcker, junge keimende Saat. Vom letzten Regen ſtanden noch Waſſerlachen in den Furchen. Hier und da waren Tümpel und Moorlöcher zu Teichen und kleinen Seen geſchwollen, dahinter Kiefernwälder, öde Sandſtrecken, Bruch und Heide. Über der Landſchaft lag golden der Sonnenſchein. Harff ließ die Bilder, ſo viel hundertmal geſehen, an ſich vorüberſchießen, dieſe Gegend, die genau dasſelbe Gepräge trug, wie die ſeiner Garniſon.

Er lag gleichgültig zurückgelehnt. Er dachte an

nichts, er beſchäftigte ſich mit nichts, aber er träumte auch nicht. Es, war als ruhten Geiſt und Seele aus mit offenen Augen. Ein Wohlbehagen durchſtrömte ſeinen Körper. Er dehnte und ſtreckte ſich und vergrub die Hände in den Taſchen. Die Sonne ſpielte auf ſeiner Uhrkette, an der ein Medaillon mit den Bildern ſeiner Eltern hing. Harff beobachtete den Widerſchein, er ließ die Strahlen ſpiegeln. . . .

Er ſchenkte der Umgebung ſo wenig Aufmerſamkeit, daß er es kaum bemerkte, wie der Zug in die Gegend von Sendenberg kam, erſt durch den Ruck, den es beim Halten gab, ward er es gewahr. Nun blickte er aus dem Fenſter. Ein müdes Lächeln glitt über ſeine Züge, als er den altbekannten Bahnhof ſah mit den roten Ziegelwänden, dem plumpen Dach, den gardinenloſen Scheiben. Der Schaffner riß die Thür auf:

— Sie haben bis Dresden, mein Herr?

Harff nickte. Die Thür klappte wieder zu.

Drüben am Fenſter des Reſtaurants ſtand der Wirt mit ſeinem gedunſenen, roten Geſicht und guckte ſich neugierig den Schnellzug an, die Kellnerin ſchielte ihm über die Achſel, das Haar um dem Kopf flatternd wie früher. Dann der Mann dort an der Glocke, immer den Kopf zur einen Schulter geneigt: alles alte Bekannte. Nur der Stationsvorſtand war ihm fremd, der alte mußte alſo verſetzt worden ſein oder wohl penſioniert, denn er war ja ſchon früher ſo pumplich und ein bißchen bequem geweſen. Eine Uniform war nicht zu entdecken, doch — da — ein Dragoner — mit den Kapitulantenſchnüren auf der Achſel — das Geſicht mußte er ſchon geſehen haben. Harff beugte ſich zurück, er wollte dem entgehen, daß ihn der

Mann erkennen und vor ihm Stellung nehmen könnte. Nun pfiff es, und der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung. Dampf laſſend, keuchend, pruſtend ſchob ſich die Lokomotive vorwärts. Unmittelbar hinter dem Bahnhofe kam ein Bahnübergang, dort wartete auf der Chauſſee ein Trupp Dragoner: offenbar eine Reitabteilung. Der Führer, ein Sergeant, hielt ein Stück daneben. Der Gaul machte ein paar Sätze, wahrſcheinlich ein junges Pferd. . . . .

Harff ſchickte ſeine Blicke hinüber zur kleinen Stadt, die in Grün gebettet unter dem Eiſenbahndamme lag. Er war etwas teilnehmender geworden, es machte ihm doch Spaß. Dort . . . . das rote Dach . . . . man konnte es gerade ein paar Sekunden durch die Baumwipfel ſehen . . . . da hatte er ſo lange gelegen, das war das Eigerſche Haus! Die Erinnerung an ein friſches, liebes Mädchengeſicht ſtieg in ihm auf. Was machte wohl ſein Spielkamerad? Er hatte ſo lange nicht an Ella gedacht! Ob ſie ſich wohl der Stunden noch manchmal entſann, wo ſie zuſammen Dame geſpielt? und Bilder beſehen? Da war die Ausſicht vorüber: eine Ziegelei hatte das Haus verdeckt. Bald kam wieder freies Feld. Da unten lag ein Wieſenſtreifen mit einem Graben. Er kannte ihn genau, dort hatte er einmal vor Jahren mit dem Pferde gelegen, als Fähnrich noch. Sein erſter Sturz. Wie er damals erſchrocken geweſen! Und es war doch eigentlich gar nichts! Sein Rittmeiſter hatte ihn angerufen:

— Fännrich, ruf uf den Jaul! — — Sie werden ſich nichs Jenick jebrochen haben! Sind Sie von Chokelade?

Der kleine Ort verſchwand immer weiter dem Auge. Dort . . . der Acker . . . . wenn die Stoppeln ſtanden, wie oft hatte nicht dort das Regiment exerziert! Ach, das war ſchön geweſen! Was wußte er noch von den „Naſen", die er bekommen, von den Unannehmlichkeiten! Er dachte nicht mehr an den Staub, den er geſchluckt, der ihm in die Augen gebiſſen, er wußte nichts mehr von dem Ärger, den ihm ſo oft ſein Rittmeiſter bereitet, wenn er alle Unregelmäßigkeiten beim Exerzieren auf das Reiten der Zugführer, auf ihn, ſchob. Er vergaß ſeine Wut über ſein ewig lahmes Chargenpferd, alles, alles überwunden! Nur noch das Schöne, das Freudige war in ſeinem Gedächtniſſe haften geblieben. Die Erinnerung an das: „Zur Attacke" . . . . . im Geiſte hörte er das Trompetengeſchmetter, hell klang das Signal „Marſch, Marſch", und es war ihm, als vernähme er laut wiederhallend aus den ſechshundert Kehlen das „Hurrah! — Hurrah! — Hurrah!", bis es allmählich erſtarb.

Nun war er plötzlich aus der Teilnahmloſigkeit erwacht und wieder ganz erregt geworden!

Allmählich erſt wurde er ruhiger. Die Aufregung hatte den Erfolg gehabt, daß er auch körperlich müde zu werden begann. Er zog den Sitz gegenüber heraus, legte die Füße darauf und ſtreckte ſich aus. Bald war er eingenickt. Er ſchlief ſo feſt, daß er erſt in Dresden-Altſtadt erwachte.

Die Thür ward aufgeriſſen, und ein Gepäckträger bot ihm ſeine Dienſte an.

— Böhmiſcher Bahnhof? — fragte Harff.

— Jawohl!

Er kletterte heraus. Das Grand-Union-Hotel, in dem er Wohnung nahm, lag kam fünf Minuten vom Bahnhofe entfernt . . . .

Am Nachmittag ſchlenderte er durch die Straßen. Er ging an der Elbe entlang über die Brühlſche Terraſſe. Am Belvedère, einem großen Konzert- und Speiſehauſe dort, blieb er ſtehen und ſtarrte auf den Fluß hinunter, gleichgültig, teilnahmlos. Ein grün-weiß geſtrichenes Dampfſchiff lag am Quai, gerade unter ihm. Der Schlot qualmte: ſchwarz und dick quoll der Rauch heraus. Auf dem Vorderdeck herrſchte reges Treiben. Leute kamen und gingen. Güter wurden eingeladen, ein paar Fäſſer rollten noch hinüber. Der Platz zwiſchen Radkaſten und Steuer war dichtgedrängt voll Menſchen. Das letzte Läuten erſcholl. Der Kapitän trat auf die Kommandobrücke. Den Landungsſteg ſchob man zurück, ein paar Taue wurden gelöſt, von den Pfählen abgewickelt, und dann nachdem der Mann mit dem breiten, goldenen Stirnband an der Mütze irgend etwas in das Sprachrohr hinuntergerufen, begann die Maſchine zu arbeiten, zu ſchaufeln, zu ſtöhnen, zu pruſten, zu keuchen. Die ſchwere Maſſe ſetzte ſich in Bewegung, und vom Ufer ſtoßend, ſtrebte das Schiff der Mitte des Stromes zu. Der Mann am Steuer drehte unaufhörlich die Speichen des Rades an ihren Handgriffen nach einer Seite, um die Richtung, ſcharf in das Waſſer hinaus, vom Lande ab, herauszubekommen.

Harff beobachtete jede Bewegung, eine Weile ſah er noch dem Dampfbote nach, das wellenwerfend, hinter ſich eine breite Schaumſtraße, den Fluß hinauffuhr, dann wandte er ſich ab. Er ging in das Belvedère. Vor dem Gebäude im Garten ſetzte er ſich an einen Tiſch und be-

gann dem Orcheſter zu lauſchen, das drin im Saale bei offenen Thüren ſpielte. Er blickte um ſich: kein bekanntes Geſicht zu ſehen. Das that ihm wohl. Nur nicht ſprechen müſſen! So ſtill hier zu ſitzen bei dem ſchönen Frühlingswetter mit ein wenig Muſik, der er lauſchen konnte, wenn es ihm Vergnügen machte, das behagte ihm wohl. Dazu reges Leben um ihn herum, aber nur von Fremden, ohne Verpflichtung ohne Rückſichtnahme auf irgend jemand, ſo in den Menſchen mitten drin, nnd doch nicht von ihnen berührt: das dünkte ihm köſtlich! Und dann die Fernſicht, die dem Blicke wohlthat, nicht bloß Mauern und Ziegelſteine, wie in ſo mancher Stadt!

Da kam er denn wieder und wieder faſt täglich, und ſchließlich verbrachte er regelmäßig ſeine Nachmittage auf der Terraſſe.

Früh lief er in den Sammlungen umher, vor allem in der Gemäldegalerie, obwohl gerade das Wertvollſte, die alten Meiſter, ihn nicht ſo beſonders feſſelten. Aber es war doch eine Beſchäftigung. Da ſaß er denn wohl eine Stunde und länger auf einem Fleck und vertiefte ſich in irgend ein Bild, zwiſchendurch ſchloß er oft auf Minuten die Augen und träumte. Es war mehr ein Ausruhen, ein Hindämmern, wobei er nur ſeinem Bedürfniſſe nachhing, Geiſt und Körper gleichmäßig loszulaſſen. Bei der Sixtina verweilte er am längſten, das war ihm wie eine Feier, wie Andacht. Das Bild ermüdete ihn nicht, es langweilte ihn nicht auf die Dauer, wie ſo manches andere, ſondern er vermochte es jedesmal wieder, wenn er kam, mit der gleichen Bewunderung und Verſenkung zu betrachten, und jedesmal gab es ihm dieſelbe Stimmung: die des erquickenden Friedens. Die

anderen Beſchauer, die ſich auf kürzere oder längere Zeit neben ihm niederließen, ſtörten ihn nicht. Ihr Kommen und Gehen bemerkte er bald nicht mehr. Er ſaß dort vor dem Bilde und feierte es nach ſeiner Weiſe, nicht durch großes Reden und Rühmen, nicht mit Beurteilungskraft und Kunſtverſtändnis, ohne Worte allein durch das Anſchauen.

Und dann fuhr er wohl ab und zu in die Umgebung hinaus, in die Villenvorſtädte an der Elbe nach Blaſewitz und Loſchwitz. Auch dort beſuchte er Gartenkonzerte, das war ihm das Liebſte. Dort trank er ſeinen Kaffee und aß Pfannkuchen dazu, wie alle die anderen Philiſter um ihn her. Es ſaß ſich auch wirklich herrlich da im Schillergarten hart an der Elbe, den Blick auf die Berge gegenüber, überſäet mit hundert Villen und Landhäuſern. Dann am Strome das unausgeſetzte Leben: das Haſten und Jagen und Treiben am Ufer, und auf dem Waſſer die vielen Zillen auf der Thalfahrt, die Vergnügungsdampfer ſich dazwiſchen durchſchiebend, ſchwarz von fröhlichen Menſchen, die ſangen und mit den Tüchern wehten. Ab und zu einmal ein großer Kettenſchlepper, der heiſer und ſchrill die Dampfpfeife ertönen ließ und einen langen Zug leerer Elbkähne hinter ſich her zu Berge zog. Hier und dort ſchoß ein Ruderbot, ein Vierriemer, vorbei, der Probefahrten zur nächſten Regatta machte.

So verbrachte Harff ſeine Tage. Ab und zu ging er einmal ins Theater, aber doch nur ſelten. Er fand keine rechte Stimmung dazu und vermochte nicht ſo zu genießen, wie er es früher gethan. Es ſtrengte ihn an, er verlor die Aufmerkſamkeit, er wurde müde: das verleidete ihm ſchließlich alles. Er gab es auf.

Wochen waren ihm so verstrichen. Die Zeit war enteilt, er merkte es kaum. Bei keinem der Bekannten seiner Eltern aus früheren Tagen hatte er sich sehen lassen, niemandem einen Besuch gemacht. Zuerst verschob er es nur von Tag zu Tag, schließlich ward es Absicht. Merkwürdigerweise hatte er das Glück, keinem zu begegnen, oder doch, wenn die Gefahr dazu vorlag, ihr auszuweichen.

Aber dieses Glück verließ ihn eines Tages: er traf einen Bekannten seiner verstorbenen Mutter, einen redseligen Ministerialrat Bossel, der ihn sofort zu einem kleinen Gartenfest einlud, bei dem natürlich getanzt werden sollte. Und das im Juni! Das brachte ihn zum Entschluß. Jetzt war es Zeit fürs Hochgebirge.

Harff schrieb noch einen Dank- und Absagebrief, in dem er bedauerte, gerade zufällig morgen verreisen zu müssen.

Am nächsten Tage hatte er Dresden verlassen.

II.

Nun war er droben im Engadin, nachdem ihn Nebel und schlechtes Wetter auf dem ganzen Gebirgswege begleitet. Eine Zeit lang schwankte er hin und her in Gedanken in welchem Orte des Hochthales er bleiben sollte, endlich entschloß er sich für Pontresina. Reisegefährten hatten ihm Sankt Moritz angeraten, aber aus ihren Schilderungen entnahm er, daß in dem fashionablen Weltbadeorte mit seiner internationalen Gesellschaft alles zu erlangen sei, nur nicht Stärkung und Kräftigung für

ein krankes Gemüt. Denn er war nicht blind für seinen Zustand, wenn er ihn auch nicht richtig zu beurteilen vermochte und nur das eine fühlte, daß die Erinnerung an die Vergangenheit und die letzten Schwächereste der Krankheit noch schwer auf ihm lasteten.

An einem unfreundlichen, regnerischen Abende kam er an. Dichte Nebelschleier ruhten auf dem Thale, so daß man von Lage und Umgebung des Ortes nichts zu entdecken vermochte. Das war Harff vollständig einerlei, denn in der müden Gleichgültigkeit, die noch immer lähmend auf seiner Seele lag, hätte er keinen Blick für die Natur, keinen Sinn für ihre Wunder, ihre Schönheit gehabt.

Im „Hotel zum weißen Kreuz" stieg er ab. Das war ihm genannt worden als jenes, das bei bestem Unterkommen den wenigst großartigen Anstrich besaß. Dort meinte er von seinen Nebenmenschen nichts zu spüren, denn dort hoffte er gleichmäßig verschont zu bleiben von ihrer Zuvorkommenheit, wie ihrer Zurückhaltung, die ihm gleich peinlich gewesen wären.

In einer Dependance wurde ihm ein Zimmer angewiesen, hoch oben unter dem Dache, aber mit der Aussicht nach den Bergen, wie ihm der dienstfertige Portier, der seinen Koffer hereinbrachte, versicherte. Auch das war ihm vollständig gleichgültig, wenigstens bildete er es sich in diesem Augenblicke ein.

Harff atmete erleichtert auf, als der Mann die Thür hinter sich schloß.

Gott sei Dank, allein! Die trinkgeldkriechende Dienstfertigkeit dieser Leute war das Allerentsetzlichste! Er riegelte zu und ließ sich auf dem Rande des Bettes nieder. Vor sich hinbrütend blieb er eine Weile so. Dann fiel

ihm ein, daß er, wenn er zu lange zögerte, am Ende kein Abendbrot mehr erhalten würde, denn im Gebirge ging man zeitig zur Ruhe. So ſetzte er alſo ſeinen Anzug ein wenig in ſtand, dann ging er hinüber in das Hotel.

Die Abendtafel ſchien bereits aufgehoben zu ſein, nur noch hier und da ſaß an den langen Tiſchen im Eßſaale eine Gruppe bei einem Glaſe Veltliner Wein. Alles ſtarrte den Neuankömmling erſtaunt an. Harff war ſo in ſich verſunken, daß er es nicht bemerkte. Hätte er es wahrgenommen, er hätte augenblicklich den Saal wieder verlaſſen. Schweigend verzehrte er das Abendbrot, das ihm nachſerviert ward. Es dauerte nicht lange, ſo ſtand er auf. Er fragte noch draußen ein Mädchen, wie es mit dem bezahlen gehandhabt würde, und wann die Mahlzeiten ſtattfänden. Die Wirtin bat er, ihn, wenn irgend möglich, nicht in die Mitte der Tafel, ſondern an eine Ecke zu ſetzen was ſie ihm auch zuſagte. Als er den Wunſch äußerte, neben keiner Dame Platz zu finden, ſah ihn die Frau erſtaunt an, aber ſie verſprach auch dieſes. Mit einer gewiſſen Befriedigung, mit dem Gefühle der Erleichterung zog er ſich auf ſein Zimmer zurück. Als er allein war, fühlte er ſich erſt vollkommen wohl.

Nun durfte er endlich die Maske vom Geſicht fallen laſſen, denn draußen bildete er ſich ein, daß ihn jeder Menſch betrachte. Und er wußte doch eigentlich nicht, warum. So Beſonderes war ſchließlich nicht an ihm! Sein ſelbſtquäleriſches Grübeln überkam ihn von neuem. Er ſagte ſich, man müſſe ihm ſeinen Gemütszuſtand anſehen. Jeder ſofort auf den erſten Blick. Die Stille des Raumes beruhigte ihn wieder. Er war ja allein.

Es war im Laufe der Reiſe doch eine gewiſſe Ver-

änderung mit ihm vorgegangen. Wohl war er noch gegen äußere Einflüſſe im allgemeinen ziemlich unempfindlich, aber der vollkommenen Dumpfheit und Erſtorbenheit ſeines Seelenlebens war eine Art Teilnahme, ein Erwachen gefolgt, indem er ganz allmählich begann, ſich über ſeine Krankheit, und was vorhergegangen, Gedanken zu machen. Je mehr ſich ſein Körper, die Spuren der Erſchütterung überwindend, kräftigte, deſto reger ward auch wieder ſein Geiſt. Wenn er ſich des eigentlichen Anlaſſes ſeiner ſchweren Erkrankung, der ganzen Epiſode mit Dagmars Ende kaum entſonnen, ſo begann dies jetzt von Tag zu Tag ihm deutlicher und klarer vor die Seele zu treten.

Die erneute, nun doppelt ſchwere Schuld lag lähmend auf ihm, nur äußerte ſie ſich nicht in Ausbrüchen des Schmerzes und der Reue.

Er zog ſich aus und legte ſich zu Bett. Vorher that er noch, die Vorhänge beiſeite ſchiebend, einen Blick zum Fenſter hinaus: nichts zu ſehen als dunkle, neblige, ſchweigende Nacht. Er blies das Licht aus und verſuchte einzuſchlafen, aber es gelang ihm nicht.

Eine Menge Bilder bedrückten und quälten ihn. Seine Gedanken beſchäftigten ſich mit dem Aufenthalte im Hauſe des Oberſt von Eiger. Er kam ſich ſo niedrig, ſo elend vor. Er ſchämte ſich der Wohlthaten, die er dort empfangen. Er dachte an Ella.

Wenn ſie eine Ahnung davon gehabt, welche Schuld er auf ſich geladen, ob ſie dann wohl ſein Spielkamerad geblieben wäre? Aber ſie wußte ja nichts davon, ſie durfte es ja nicht! Das brachte doch die Erziehung der jungen Mädchen mit ſich. Weiter glitten ſeine Gedanken

zu den Kameraden. Ob ſie wohl alles ahnten? Das letzte Mal, wo er ſie in Berlin geſehen, noch in der Klinik, kurz vor ſeiner Abreiſe, da hatte keiner dergleichen gethan — aber natürlich, das war ja abgekartetes Spiel. Doktor Winger hatte ſie vorher unterrichtet. Das machten die Ärzte ja mit den Kranken immer ſo.

„Nicht aufregen, ganz ruhig, nur erſt mal wieder Kräfte ſammeln," hatte der Doktor immerfort geſagt. Da mußten ſich denn die Freunde, die ihn beſuchen durften, wohl alle verſtellen, um ihm wieder zu ſeinem bißchen Geſundheit zu verhelfen! Lächerlich wirklich! Er ereiferte ſich plötzlich ein wenig darüber. Auch der Oberſt hatte es gewußt! Der Oberſt ..... und nun fiel ihm alles wieder ein, die Unterredung damals, als ſein Kommandeur befürchtet, er möchte ſich etwa an das Mädchen für das ganze Leben binden. Da mußte er ja doch wohl den Schluß der Geſchichte gehört haben, und daß ſie tot war.

Tot .... tot .... an dem Gedanken blieb er hängen. Durch ſeine Schuld in den Tod gejagt, gehetzt, als ſie keinen Ausweg mehr ſah. Und rein war ſie geweſen! Das wußte er nun, das fühlte er mit aller Kraft ſeiner Seele. Darum war ſie in den Tod gegangen für ihn, darum verzweifelt am Leben, an der Hoffnung. Sein Zweifel, der ihn zum Bruche geführt, erſchien ihm verächtlich. Aber in ſeinem müden Hirn verwiſchten ſich wieder Gedanken und Bilder: er dachte an ſeinen Freund, an Feller. Nie mehr hatte er auch mit ihm über Dagmar geſprochen. Und in ſeinem letzten Briefe — keine Erwähnung, nicht die geringſte Anſpielung. Es war, als ob ſich alle geradezu verabredet hätten, zu ſchweigen. Lächerlich! Was ſollte ihm denn vorenthalten werden?

Bedurfte er etwa noch der Schonung? Schonung? ..... Warum Schonung? Schon das Wort allein brachte ihn in Erregung .... in Wut.

Wozu .... und .... war etwa an ihm ein äußerliches Merkmal, daß es möglich sei, ihn als Kranken, als Leidenden zu erkennen? Hatte er etwas außergewöhnliches an sich?

„Verrückt! .... verrückt!“ .... schoß es ihm plötzlich durch den Kopf. Da kam ihm aber ein sonderbarer Gedanke: es war ihm als Zeichen der Geistesgestörtheit, als eins von tausend Symptomen — nicht untrüglich, aber doch ziemlich sicher — gesagt worden, daß der Kranke durchaus nicht glauben wolle, daß er krank sei. Wenn er es nun von sich selbst befürchtete: das mußte also doch das sicherste Zeichen der Gesundheit sein?

Für den Augenblick beruhigte er sich wieder.

Dann überschlich es ihn: jetzt war er ja davon überzeugt, eben daß er nicht krank sei, und gerade das war ja das Symptom! Also doch! .... Er erschrak wohl, aber es machte ihm keinen großen Eindruck mehr. Seine Phantasie beschäftigte sich damit, festzustellen, daß er ja nun doch wieder gezweifelt, und schon dieser Zweifel war wiederum ein Beweis, aber in dem Beweise lag von neuem das Symptom. .... So schoß es in fortwährendem Kreislaufe hin und her. .... Schließlich vermochte er zwischen Wachen und Schlafen nicht mehr zu unterscheiden, es ging allmählich in seine Träume über. ....

Am andern Morgen erwachte er zeitig. Der erste Blick war zum Fenster hinaus: immer noch lagen Dunst und Nebel über dem Hochthale.

Bald war er angekleidet und begab ſich ins „weiße Kreuz“ hinüber zum Frühſtück.

Trotz der frühen Stunde ſaßen ſchon eine Menge Leute dort an den Tiſchen. Harff nahm an einer Ecke Platz, um niemand neben ſich zu haben, und trank ſchweigend ſeinen Kaffee. Kaum mit einem Blicke ſtreifte er die Zunächſtſitzenden. Dennoch wurde er auf ſeinen Nachbar zur linken — es waren noch drei oder vier Stühle zwiſchen ihnen — aufmerkſam. Dieſer blickte ihn unverwandt an. Es war ein ziemlich großer Mann mit langem, wohlgepflegtem, braunem Barte, den er unausgeſetzt ſtreichelte, indem er ihn, den Daumen nach hinten, die geſchloſſenen übrigen Finger nach vorn gekehrt, umgriff. Das Geſicht hatte etwas Schroff-Ernſtes, und doch eigentlich Gewinnendes, aber es erſchien Harff unangenehm, weil es ihm war, als ließe ihn der Fremde nicht mit den Blicken los. Harff ſchaute ihn nochmals ein wenig ſcheu an, ob er ihn denn etwa kenne. Doch er meinte ihn nie geſehen zu haben, nur die völlig weißen Schläfen bei dem ſonſt dunklen, vollen Haar fielen ihm auf, als habe er das ſchon einmal erblickt, aber dieſe Erſcheinung fand ſich gewiß oft. . . . .

Er ſtand auf und ging. Ein wenig Farbe war ihm in die Wangen getreten. Kannte dieſer ihn denn? Was wußte er von ihm? Weshalb betrachtete er ihn ſo? Er hatte ihm doch nicht Gelegenheit gegeben, ſich beſonders für ihn zu intereſſieren? Und er dachte: „Merkwürdig, daß einen die Leute nicht in Ruhe laſſen können!“

Bald hatte er den Mann vergeſſen.

Er ging die Dorfſtraße entlang. Einen Blick warf

er um ſich: nichts zu ſehen als weißer Dunſt, die Berge noch immer dicht vom Nebel umſponnen, kaum daß man etwas entferntere Häuſer erkennen konnte.

Er fragte einen Führer der mit ein paar andern vor dem Hotel ſtand, wo die Poſt ſei.

— Die Pooſcht? — knurrte dieſer, ſchien einen Augenblick zu überlegen, während er ſeine Pfeife aus dem Munde nahm, und zeigte dann mit der Hand die Gaſſe hinauf.

Harff dankte und ſchritt, zu Boden blickend, langſam in der angegebenen Richtung. Auf der Straße traf er eine Menge Touriſten. Meiſtens hörte man engliſch, ſonſt deutſch ſprechen, ſeltener franzöſiſch. Vor einem Hotel ſtand eine große Geſellſchaft, faſt lauter Damen, mit Bergſtöcken bewaffnet. Sie lauſchten den Wetterprophezeiungen eines alten Mannes, der auf einer Bank unter den Fenſtern ſaß. Harff achtete nicht darauf, er ſah niemand an, nur immer auf die Erde vor ſich hin. Auf der Poſt ſchrieb er ſeine Adreſſe auf für den Fall, daß etwas für ihn einträfe, dann ging er ziellos weiter. Der Weg begann allmählich zu ſteigen. Bald kam er aus den Häuſern heraus, eine Kirche ſtand einſam dort an der Berglehne. Über den Matten linker Hand hing der Waſſerdunſt in dichten Wolken. Ein feiner Nebelregen ſtiebte nieder. Es war friſch. Zwiſchen kleinen Gneisſtücken, Splittern und Gebröckel ſickerte von der Höhe das Waſſer herab, ſich den gebahnten Weg als bequemes Rinnſal ſuchend. Harff trug keine Bergſchuhe: die Füße begannen ihm bereits naß zu werden, aber er beachtete es nicht. Seinen Operkörper ſchützte ein Gummimantel, der ihm faſt bis auf die Knöchel reichte.

Ab und zu löſte ſich unter dem ungeübten Tritte des

Steigenden ein Stein und polterte den Hang hinab. Eine Fernsicht war auch hier noch nicht. Kaum die nächsten Arven mit ihren verwitterten Stämmen und den kümmerlich nadelbedeckten Ästen vermochte man zu erkennen.

Bis jetzt war der Weg gerade lehnauf gelaufen, nun begann er, um die Steigung zu überwinden, in Kehren zu gehen. Die kleinen Rinnsale zogen sich nicht mehr auf ihm hin, sondern durchschnitten ihn, an der Böschung winzige Wasserfälle bildend. Harff, des Gehens ungewohnt, war schon ein wenig außer Atem, dazu behinderte ihn der lange Mantel, der bei jedem Tritte die Bewegung der Kniee hemmte. So blieb er einen Augenblick stehen, um sich zu verschnaufen, wobei er sich nach dem Thale wandte, dem er entstieg. Nur das am nächsten gelegene Gebäude, die Kirche, konnte man unterscheiden, aber auch diese nur in den allergröbsten Umrissen. Doch daß es möglich war, bewies, wie es sich immerhin ein wenig geklärt haben mußte: noch vor einer Viertelstunde hätte man dort unten nichts zu sehen vermocht. Der Wasserdampf huschte, sich ballend, als ob er rollte über den Boden hin, indem er unausgesetzt neue Bilder erzeugte. Eine entwurzelte, mächtige Arve lag am Wege, zur Verwertung in Teile zersägt. An den Schnittflächen schimmerte das rötliche Holz. Harff stocherte mit dem Stock daran herum und fühlte mit der Hand auf den Stamm. Er war zu naß, um sich setzen zu können, so schritt er weiter, immer im Zickzack nach der Höhe. Er wußte nicht, wohin es ging .... es war ja einerlei: „nur viel im Freien sein, frische Luft", hatte der Arzt verordnet.

Nun kam ein kleiner Sturzbach: rauschend fiel das Wasser von der Wand herab, um auf Meterbreite alles

zu überfluten. Ein paar Steine waren hingeworfen, damit man hinübertreten könne. Er balancierte über die wackelnden Gneisplatten. Drüben, jenseits der kleinen Überschwemmung, konnte man den Weg ein gutes Stück entlang verfolgen, so viel waren also die Dünste schon gewichen. Und nun erblickte er fast über sich eine schroffe Zacke, ein Vorgebirge. Dahin führte, wie man deutlich erkennen konnte, auch der Pfad. Jetzt bog er um, und es ging an der Wand entlang. Das war die einzige Stelle, wo es ziemlich schroff vom Rande abfiel, dort war auch ein Stück Weges in das Gestein gesprengt. Harff schritt dicht an der Kante hin, immer den Blick am Boden haften lassend. Plötzlich war es fast eben, als sei er auf eine Höhe, einen Absatz, eine Platte gekommen. Harff fuhr aus seinen Träumen auf: er schien bis über die Nebelzone gestiegen zu sein, denn er konnte frei herum, weit sehen. Unten zwar war es, als schwanke nur eine ungewisse Masse wogend hin und her, aber nach oben zu vermochte er deutlich zu unterscheiden: mäßig steigende Flächen, kahl, nackt, geschiebe- und gesteinbeladen, pflanzenlos, dahinter Kuppen und Schroffen und Zacken. Aber doch nicht bis ganz hinauf, nur wiederum eine bestimmte Sphäre, denn ganz oben, wo die Schneeberge liegen mochten, hing es noch in Wolkenbildungen vom Himmel herab. Anfang und Ende nicht zu unterscheiden, ganz allmählich Ferne und Höhe verloren im Dunst.

Vor Harff wurden die Umrisse eines Holzbaues, eines Stalles oder etwas Ähnlichem, sichtbar. Darüber war eine Helle am Himmel: die Sonne, die mit den Wolken rang. Unter der Lichtstelle matter Schein: ein Firnfeld. Das leichte Regengerinnel hatte aufgehört — er öffnete

den Mantel, der ihn in Schweiß verſetzt hatte. Nun ward ihm leichter. Dann ſtürmte er weiter. Vom Wege ſchien er abgekommen zu ſein, er hatte keine Ahnung, wo er ſich befand. Es war ihm auch ſchließlich einerlei. Nur einmal ſehnte er ſich, einen Blick auf die Gletſcher, die Firn- und Schneeweiten, zu thun. Er erinnerte ſich, daß ihm auf der Reiſe irgendwo irgend einer erzählt, daß es wohl geſchehen könne, daß man hier wochenlang ſchlechtes Wetter träfe. In dem Gedanken wurde er ungeduldig.

Plötzlich ſtand er vor einem ſchroffen Abſturze: er war es nicht gewahr geworden, bis der Boden unmittelbar vor ihm ſich jäh aufzureißen ſchien. Unwillkürlich hemmte er den Schritt.

Da überfiel es ihn mit einemmal: wenn er nun hier hinunterſpränge, dann — wäre es aus, ganz plötzlich aus. Ohne Einleitung . . . ohne lange Qual, ohne weitere Überlegung und Abſchied, ganz leicht und ſchnell. All dieſes troſtloſe, unnütze Umherirren wäre abgeſchloſſen, ... wie ein Hauch, eine zerplatzte Seifenblaſe, ohne Reſt! — Und die Leute? . . . . Es wäre ein Zufall geweſen, natürlich ein höhniſcher, tückiſcher, brutaler, ganz gemeiner Zufall! Wie ſo vieles im Leben! . . . Und ſehr natürlich, ganz erklärlich . . . . auf einer Gebirgswanderung . . . . im Nebel . . . . wegesunkundig . . . . ganz allein. Nichts Sonderbares dabei, kein Wunder, gar nichts Erſtaunliches, nur eine ſehr begreifliche Folge der Unvorſichtigkeit!

Und dann vor allem war jener unerträgliche Zuſtand der Gleichgültigkeit zu Ende! Dieſes Gefühl der Verlaſſenheit, der tiefen Müdigkeit, dieſe ewig peinigende Leere, dieſes ſchrecklich gähnende, wüſte innere Nichts!

Ach, wie er ſich danach ſehnte! Ein Nichts .... aber ein Nichts, von dem er nichts ahnte, fühlte, von dem er nicht mehr erwachte, aus dem er niemals wiederkehrte .....

Aber da kam ihm plötzlich der banale, doch höchſt praktiſche Gedanke: und wenn Du nun hinunter ſprängeſt, wer ſtünde Dir denn dafür, daß Du auch wirklich tot wäreſt, und zwar ſofort tot? Wenn Du Dich in die Tiefe ſtürzteſt, wer gäbe Dir denn die Gewißheit, daß Du nicht auf einen Vorſprung ſchlügeſt, um ſchwer verletzt, im beſten Falle betäubt liegen zu bleiben und dann nach kurzer Zeit zu einem qualvolleren Sein, zu einem verdreifacht ſchrecklichen Leben wieder zu erwachen? Oder gar träfe Dein Körper auf und ſpränge nun kollernd und rollend, ſchießend, ſich überſchlagend, ſchwer aufſtoßend, von Abſprung zu Abſprung, von Felsſtück zu Felsſtück, um endlich auf ſpitzer Schroffe oder meſſerſcharfem Geröll zerſchunden und gliederzerſchlagen, unaufgefunden einem langſamen Tode entgegenzugehen, ein Ende erſt nach Stunden, Tagen übermenſchlicher Qual?

Er ſchüttelte den Kopf, er lachte über ſich ſelbſt: feige, feige war er! So genau ſich das auszumalen, zu zerklügeln und zu überlegen, um ſich am Ende ſagen zu können: es iſt beſſer, daß Du lebſt!

Schaudernd wich er ein paar Schritte zurück, dann hob er den Blick. Die Sonne hatte geſiegt. Von der Helle aus, die ſein Auge vorhin wahrgenommen, ſchoß ein Strahlenbündel ſchräg, wie eine glitzernde, gleißende, um die Achſe wirbelnde Fädenmaſſe durch das Gewölk, um drüben weit, weit entfernt eine weiße, kryſtallhelle Spitze zu treffen, die ſich da unerklärlich im Gedünſt vom Himmelsblau hob. Um ſie herum waren die Schleier

gewichen, die Tücher gefallen. Und dann unterhalb der ſonnbeglänzten Spitze riſſen die Wolken immer weiter, immer tiefer auseinander, einen gewaltigen Eis- und Schneekoloß enthüllend. Er ſchien übermächtig, rieſenhaft in den Formen zu ſein. Der Firn darauf war von blendender Reinheit und Weiße.

Harff blieb lange unbeweglich ſtehen und ſtarrte hinüber. Er hatte nur noch Augen für das Schauſpiel, das ſich ihm bot, der Gedankengang von vorhin war, in jähem Wechſel des Vergeſſens ſchwindend, wieder verwiſcht.

Da ſchoß eine neue, funkelnde Säule, gleich einem lichtgetränkten Waſſerſtrahl, durch den Äther, der ſich blaßrot zu färben begann. Sie verzitterte in einer Wolkenwand, die drüben auf einem Eisabſturze aufgelagert ſaß. Dort zerteilte ſich das Licht, indem es im Nebel flimmerte und ein Glitzern erzeugte, als ob es ſich auf den Kryſtallen des Schnees gebrochen. Die ganze Dunſtmaſſe ſchien ſich in Rotation zu befinden. Und nun blitzte ein dritter, einzelner, gewaltiger Strahl durch die rieſigen Dampfgebilde. Wie ein Dreizack leuchtete es aus den Wolken. Noch war die Sonne ſelbſt nicht ſichtbar, nur eine ſtetig wachſende Helle deutete den Punkt an, wo ſie in kurzem hervorbrechen mußte.

Harff dachte an ein Bild, wo . . . . es ſtellte die Sintflut dar . . . . . die Sonne durch die Wolken ſchien wie hier . . . . durch ſchwere Regenwolken ſchwarzgrau.

Beim Oberſt von Eiger hatte es gehangen . . . . während ſeiner Krankheit hatte er es oft geſehen . . . . wo nur? es fiel ihm ein . . . . . ja . . . . im Eßzimmer . . . . über einer Radierung eines franzöſiſchen

Meiſters. Das war ſo .... faſt ganz ſo geweſen, nur wohl heller, ſtrahlender das Licht.

Da wuchs die Sonne heraus. Sie ſchwoll und ſtieg. Die gewaltigen Lichtſäulen begannen matter und matter zu werden, zu ſchwinden. Die Sonnenſcheibe ſog ſie ein. Endlich waren ſie verſtrahlt: das Tagesgeſtirn brach rotglühend hervor. Die Beleuchtung drüben an der Bergzacke ſchwand, das Licht ſchien über die ganze Landſchaft zu eilen, es gewann Boden mit jeder Sekunde und verſchlang und überglänzte die eine Stelle. Er vermochte nicht mehr hinüberzublicken: geblendet wandte er ſich ab, mit der Hand die Augen zu ſchützen. Als er wieder aufſchaute, waren hinter ihm die Schleier geſtiegen. Wo er vorhin nur den geröllbedeckten Hang geſehen, nacktes, graues, pflanzenloſes Geſtein, kleine Schroffen darüber, da ſtanden jetzt hinter dieſen wild zerklüftete, hohe, jähe Spitzen, ſcharf ſich vom Himmel hebend. Ihre ſteilen Wände, zerklüftet, zerbröckelt, zerkeilt, flirrten im Sonnenlicht. Tiefe Schlagſchatten hoben noch mehr die barocken Formen. Nur an einer einzigen Stelle lag Schnee: ein Streifen ſchmal in einem Einſchnitte herabziehend.

Harff war ſo ſonderbar, ſo frei ums Herz geworden. Er meinte tiefer, leichter atmen zu können. Er ſah trunknen Blickes hinaus in das Schweigen, das doch im Wechſelſpiel der Erſcheinungen ſo gewaltige Sprache redete. Es ward ihm ungemein wohlig zu Sinn, er dehnte ſich und reckte den Arm. Den Hut nahm er ab und ſtrich ſich durch das Haar. Er kam ſich wie ein Kind vor, das etwas ganz Neues, Unbekanntes ſieht, das es noch nicht zu faſſen vermag, überwältigt vom Eindrucke. Kaum wußte er, wohin er blicken ſollte, denn drüben, wo bis-

her nur der eine beſtrahlte Gipfel zu ſchauen geweſen, begann es heller zu werden, eine Spitze nach der anderen tauchte im Lichte auf. Und dort, wo er eine leuchtende Stelle geſehen, wuchs allmählich eine Rieſenfläche heraus, die ſeinen unkundigen Augen firnbeladen ſchien, in Wahrheit aber ſchon zum Gletſcher erſtarrt war. Man mußte es an den Riſſen erkennen, an den einzelnen grünen Tönen, die Eiswände verrieten.

Harff wandte ſich ab. Er ſchritt zur Hütte zurück, die er vor kurzem oben am Wege berührt. Er wollte, er konnte nicht mehr bleiben. Er, der ſich nur immer in die Einſamkeit geſehnt, war nun ſo überwältigt von dieſer ſtarren Öde, von dieſer Größe der Natur, die er noch nicht gekannt, daß er nur in dieſem Augenblick den einen Wunſch hatte, das eine Sehnen fühlte: ihr zu entfliehen.

Er ſtürmte den Weg, den er gekommen, hinab, in unſinniger, halsbrecheriſcher Fahrt. In Sprüngen und Sätzen jagte er über das Geröll, das oft unter ſeinen Füßen nachließ. Ein paar junge Italiener, die heraufkamen, ſahen ihm erſtaunt nach:

— Qui va piano — va sano! — rief lachend der eine.

Er hörte es längſt nicht mehr, ſeinen raſenden Lauf mäßigte er kaum. Nur als er an die Wegekrümmung kam, wo der Pfad, im Felſen ausgeſprengt, hart an der Thalwand hinlief, hemmte er ein wenig den Schritt. Endlich that er einen Blick hinunter und blieb ſtehen: dort lag faſt klar und dunſtbefreit Pontreſina. Er ſah das Dorf zum erſtenmale. So verſchieden dies Bild von dem oben! Der Gegenſatz war gewaltig. Unter dem Arvenwalde, an der Lehne der Bergausläufer hin, ſtreckten

ſich die Häuſer und Häuschen, die großen Hotels und die Kirche. Aus den Schornſteinen ſtieg hier und da eine dünne Rauchwolke, die ſich trotz der feuchten, unklaren Luft deutlich abhob. Jenſeits des Ortes lagen noch Nebel am Fuße der Bergrieſen, man konnte nur ſehen, daß ſich mitten im Thale ein Gewäſſer den Weg gebahnt, tief eingeſchnitten, eingewühlt. Weiter unterhalb wo dann der Bach ruhiger floß, glitzerte das grauweiße Eiswaſſer, mit kleinen Wellenkuppen gekrönt, durch den grünen Saum der Matte. Auffallend weiß, wie ein Band, zog ſich durch das Dorf die Straße, auf der ſich prallend die Sonnenſtrahlen brachen.

Harff ſetzte ruhiger ſeinen Weg fort, aber dennoch war er ſchon gänzlich außer Atem, und das Herz ſchlug ihm laut. Ein Junge, der ein paar Kühe auf der Weide zu bewachen ſchien, ſah ihn neugierig an und lächelte. Er freute ſich über den unvernünftigen fremden Bergſteiger, der ſo den Hang hinabſtürmte und nun natürlich erſchöpft war. In der That war er müde geworden, aber es war nicht die bedrückende Müdigkeit des Geiſtes, die ihn bisher im Bann gehalten: es war eine faſt erquickende Müdigkeit des Körpers, wie er ſie ſo lange nicht geſpürt. Er beſchloß geradewegs nach Haus zu gehen.

Der Wiederſchein der Sonne auf der Straße blendete ihn dermaßen, daß er kaum auf den Boden zu ſchauen vermochte. Die Aufſchüttung des Weges war trotz des nebeligen Niederſchlages in der Nacht und am Morgen ſchon unter der Einwirkung der Sonnenſtrahlen getrocknet. Immer mehr hoben ſich die Schleier vom Thale und zeigten es immer weiter in ſeinen letzten Grenzen. Für einen Augenblick ward plötzlich der Blick ins Roſeggthal frei,

gerade gegenüber in das Pontreſiner Thal mündend. Auch dort Firnfelder, Eisabſtürze, Gletſcher, ragende Gipfel, eis- und ſchneebekränzte Häupter überall . . . . .

Und das war die Ausſicht von ſeinem Zimmer. Nachdem er ſeine Wohnung erreicht, ſetzte er ſich ans Fenſter und nahm Briefpapier vor: er wollte dem Arzte über ſeinen Zuſtand berichten, über die Reiſe, die Ankunft. Aber mehr als die Anrede ſchrieb er nicht, denn ſeine Blicke ſchweiften in die Weite. Unter ihm lagen Wieſen gebreitet, bis heran an den Gebirgsbach, und weiter über dieſen hinaus türmten ſich auf, rechts und links am Eingang des Roſeggthales, die Eckſtreben des Berninamaſſives. Bewaldet bis zum Drittel der Höhe, dann immer ſpärlicher bewachſen, immer kahler, ſchließlich nacktes Geſtein, am Gipfel mit Firn überkleidet. Faſt alles war ſichtbar, nur auf halber Höhe hingen ein paar Gewölk- und Dunſtfetzen an den Baumkuppen.

In der Mitte zwiſchen den beiden Vorbergen that ſich das Thal auf: weithin konnte man den Gletſcherwaſſerlauf verfolgen. Der Arven- und Lärchenbewachſene Einſchnitt ſtieg ſachte hinan bis an den Fuß des Gletſchers, der ſich, in gewaltigem, erſtarrtem Strome windend, hinabließ. Man konnte deutlich die Biegung des Eisfluſſes erkennen, der ſich dem Geſtein anſchmiegte, das er ehemals durchſchliffen. Und nun wurden hinter ihm die Kuppen und Spitzen frei, in der Mitte ſich ganz klar von der Bläue hebend, an den Seiten noch nebelverhüllt. Aber auch dort riſſen die Schleier, um auf Minuten eine himmelragende Spitze zu zeigen, eine mächtige Eiswand, einen ſchroffen Grat, oder einen kühneingeſchnittenen Sattel. Dann ſchloſſen ſie ſich wieder, indem neue Nebelmaſſen

emporgeſchoben wurden, oder ſich eine Dunſthaube herabließ. Andere Teile wurden ſichtbar: es mußte ſtarke Windbewegung dort herrſchen. Wenn die Sonne mit voller Strahlenmacht über die Thalwände durch den Wolkenflor ſchoß, ſo glänzte dann der Firn ſo grell, in blendendweißem Leuchten, daß Harff nicht mehr hinauszuſtarren vermochte und die Augen für einen Moment zu ſchließen gezwungen war.

Da empfand er wunderſam das tiefe, beglückende Gefühl der vollkommenen Ruhe und Abgeſchiedenheit. Er legte die Feder fort und ſchob das Papier beiſeite. Auf die Handfläche geſtützt, blickte er träumend wieder hinaus. So ſchön, ſo mächtig, ſo gewaltig hatte er es ſich nicht vorgeſtellt! Wer ein Maler wäre, das feſtzuhalten! Dieſe Größe, die Erhabenheit der Natur! Nichts lieblich: alles zum Gewaltigen, alles ins Rieſenhafte gewachſen. Hehr und groß! — Hehr — er ſprach das Wort leiſe vor ſich hin. Hier mußte einem alles klein und eng erſcheinen, was einem ſonſt angehangen. Hier war alles anders, als drunten in der Ebene, in der qualmdurchſetzten, rußigen Stickluft der Stadt: eine neue Welt! Er fühlte es plötzlich aus tiefſtem Grunde der Seele, daß er hier aufzuleben vermöchte, hier im ſtande ſei, alles von ſich zu ſtreifen, was ihn bisher bedrängt und bedrückt. Hier, in dieſer Atmoſphäre der Kraft, in dieſer Luft der reinen, herben Stärke, in dieſem Hochthale mit ſeiner ernſten, großen Natur.

Hier war ihm ſchon leichter und freier, hier wurde er geſund: geſund an Leib und Seele!

III.

Dieſen Tag hatte er für ſich verbracht, er war nicht ins Hotel gegangen. Zeitig legte er ſich zu Bett und ſchlief feſt und erquickend bis ſpät in den nächſten Morgen hinein. In glücklicher Stimmung ſtand er auf, doch ſie verließ ihn wieder als er bei Tiſch rechts von ſich jenen Herrn mit dem langen Barte fand, der ihn am Tage vorher beim Frühſtück in ſo unangenehmer Weiſe angeſehen hatte. Links war der Stuhl noch leer. Harff machte eine leichte Verbeugung und nahm Platz. Er hielt es nicht für nötig, ſich vorzuſtellen, aus Grundſatz, da es ihm ſchon geſchehen war, daß Leute, denen er ſeinen Namen genannt, nicht verſtanden, was er eigentlich wollte, ſondern ihn nur erſtaunt oder erſchrocken anſtarrten.

Aber ſein Nachbar kam ihm zuvor und ſprach, ſich zu ihm neigend:

— Darf ich mich Ihnen bekannt machen .... Diethof!

Harff nannte ſeinen Namen.

In dieſem Augenblicke traf der Fehlende zu ſeiner Linken ein. Es war ein großer, kräftiger Menſch mit dunklem, buſchigem Haar. Auf einen Wink des älteren Mannes ſtellte er ſich vor mit den Worten:

— Falcke! Ich bin Maler!

Dann fügte er, wie abſichtlich betonend, nochmals hinzu:

— Maler!

Er ſchien ein Gefühl des Unbehagens zu empfinden, denn er ſah Harff mit einem ſonderbaren, faſt miß-

trauiſchen Blicke an, der dann, als brächte er beide in Verbindung, auf ſein Gegenüber, den Bärtigen, fiel.

Zuerſt folgte ein ziemlich gleichgültiges Geſpräch. Herr Diethof ſchien ein beſonders ſtarker Steiger zu ſein: er hatte faſt alle „Piz" der Berninagruppe gemacht. Da die beiden anderen wenig zur Unterhaltung beitrugen, erzählte er faſt allein. Harff war ſo zerſtreut, daß er oft Fragen überhörte und dann plötzlich auffuhr, wenn die Worte wiederholt wurden. Er fühlte das Unſchickliche ſeines Benehmens, aber es gelang ihm nicht, ſich aufzuraffen. Nur einmal fragte er Falcke, um etwas zu ſagen:

— Malen Sie denn hier fleißig?

Der Angeredete ſah flüchtig auf Diethof:

— Nein, ich male nur noch wenig, ſehr wenig. Ich malte zwar gern, aber man hat mir geſagt, ich würde doch kein großer Künſtler.

Harff war erſtaunt:

— Wieſo?

— Ach, wiſſen Sie, — und nun neigte er ſich ein wenig zu Harff, flüſternd: — ich ſoll nicht. Ich würde ihnen zu groß. Ja! Ich würde ihnen allen zu bedeutend. Das wollen ſie aber nicht .... Zum Durchſchnittsmenſchen kann aber doch ein Künſtler, ein wahrer, echter Künſtler, nicht geboren ſein!

Dabei flammte er ihn mit ſeinen großen, dunklen, tiefliegenden Augen an, die trotz ihres Feuers etwas Ungewiſſes, Unſtätes, Scheues beſaßen. Darauf warf er einen Blick auf Diethof, dieſer ſchien jedoch nicht zugehört, oder ſich um ſeine Worte nicht gekümmert zu haben.

— Nun! nun! — beruhigte ihn Harff, darüber müſſen wir noch einmal reden!

Er verſtand ihn nicht. Es wurde kaum noch ein Wort geſprochen. Falcke ſchien durchaus nicht erſtaunt oder gar verletzt, daß Harff dieſes Gebiet plötzlich verließ. Er machte den Eindruck eines Menſchen, der eine Geſchichte ſchon tauſendmal erzählt hat und nun ſo ermüdet davon iſt und gleichgültig dagegen geworden, daß ſie ihm nicht mehr wichtig zu ſein dünkt, wenn ſie auch anfangs ſein ganzes Fühlen und Sein ausgemacht.

Die Tafel neigte ſich dem Ende zu. Harff ſtand auf und empfahl ſich den Herren. Er bemerkte nicht den verdüſterten Zug auf dem Geſicht des jungen Malers, der ſich auch über ſein Fortgehen nicht weiter zu verwundern ſchien. Harff ſtürmte hinaus: Die Menſchen quälten und beängſtigten ihn. Ziellos jagte er davon. Des Weges unbewußt ging er weiter und weiter durch den Ort, dann die Straße hinab nach der Wieſe zu über den Berninabach, der durch ſein enges Felſenbett ſich tief unter der Brücke, die ihn überbog, brauſend und tobend drängte. Dann kam er in den Wald mit ſeinen kahlnackten Bäumen, die, hier in der Höhe nicht zu voller Entfaltung gekommen, nur kümmerlich lebten. An einem „Lawn-tennis“ Platze mußte er vorüber, für den ſich die Engländer ein Stück ebenen Waldbodens, hart an Straße und Bach, abgeholzt. Zwei Paare vergnügten ſich dort mit dem Ballſpiel. Einen Augenblick blieb er. Er ließ ſich zuſchauend auf eine Bank nieder, aber bald kamen ein paar junge Mädchen, für die er ein wenig zurücken mußte. Die Geſellſchaft verſcheuchte ihn. Er ſetzte den Weg fort. Es war ziemlich heiß geworden, die Sonne prallte herab, die wenig befiederten Äſte boten

nur kargen Schutz. Wohl eine Viertelstunde lang schritt er so hin, dann kam er an eine Lichtung im Holz, und als er aufblickte, bot sich ihm überraschend dieselbe Aussicht wie von seinem Fenster, nur mit dem Unterschiede, daß er jetzt fast in dem Bilde stand, denn schon war er so weit in das Roseggthal vorgedrungen, daß die beiden Eckstreben des Thaleinschnittes rechts und links neben ihm ragten. Er setzte sich auf ein Felsstück, auf der Schutthalde eines kleinen Bergrutsches. Niemand war in der Nähe, hier war es noch zu warm. Schatten konnte er erst bekommen, wenn die Berge im Westen die Sonne den Blicken verbargen. Jetzt aber stand sie noch hoch am mittlerweile wolkenlos gewordenen Himmel, an dem nur an den Spitzen des Chapütschin und Glüschaint drüben im Gipfelgewirr ein paar kleine, leichte Flöckchen hingen. Harff legte die Hand über die Augen und überließ sich seinen Träumen. Es wurde ihm plötzlich bewußt, wie er doch gar kein so besonderes Erstaunen darüber gezeigt, daß der Maler scheinbar die Kunst an den Nagel gehängt hatte. Er warf sich Teilnahmlosigkeit vor. Wer nur dieser unangenehme Mensch eigentlich war, dieser Herr Dieckhof oder wie er geheißen. Er bildete sich ein, das Gesicht sei ihm zuwider, dazu diese quälende Angewohnheit, fortwährend den Bart zwischen den Fingerspitzen zu drehen und zu streicheln. Es war ihm, als habe jedes Wort aus seinem Munde etwas aufnötigend Sicheres und Zwingendes, schon der Klang der Stimme hatte etwas .... er wußte nicht was. Mußte er auch nun gerade wieder neben diesen Mann zu sitzen kommen! Der Gedanke erregte ihn dermaßen, daß er sich vornahm, sich womöglich dort nicht wieder hinzusetzen. Aber jeder hatte seinen bestimmten

Platz, und am Ende würde es Falcke übelnehmen! Harff beſchloß, zum mindeſten heute nicht zum Abendeſſen zu kommen. Er wurde förmlich wütend in dem Gedanken, daß ihn jemand dazu zwingen könne. Er ſtampfte mit dem Fuße auf. Dazu war er doch nicht hergekommen! Einſamkeit wollte er, Einſamkeit! Aber nicht Menſchen, die ihm nicht allein gleichgültig, nein, ſogar unangenehm .... unerträglich waren! ....

An jenem Abend erſchien er nicht bei Tiſch.

Doch auch am nächſten Tage fand er nicht die Stimmung, ſich in menſchliche Geſellſchaft zu begeben.

Er irrte den ganzen Morgen allein in den Bergen umher. Das Wetter war ſchön, ganz klar, aber er ärgerte ſich darüber, er wünſchte Nebel und Regen. Es war ihm zu warm am Tage, und wiederum verſtimmte ihn doch die plötzliche Abkühlung, die eintrat, als die Sonne untergegangen war. Die Bewunderung der Natur, wie am erſten Morgen ſeines Aufenthaltes, da er in die Berge hinaufgeſtiegen, war ihm ganz abhanden gekommen. Seine krankhafte Ruhe und Gleichgültigkeit machte immer mehr der Nervoſität und Erregtheit Platz. —

Als ſo faſt eine Woche vergangen, war er überhaupt nicht mehr bei Tiſch erſchienen, zum größten Erſtaunen der Wirtin. Sie meinte, das Eſſen würde ihm wohl nicht ſchmecken. Harff beruhigte ſie darüber.

Den Maler traf er nur ein einziges Mal, ſie wechſelten ein paar nichtsſagende Worte, wobei Falcke etwas fallen ließ wie: es ſei recht, daß Harff nicht zu Tiſch komme.

Herrn Diethof hatte er nicht wiedergeſehen ...

Es mochten etwa vierzehn Tage ſeit Harffs Ankunft

verfloſſen ſein, da traf er ihn plötzlich am Spätnachmittage auf der Berninaſtraße und wurde von ihm angeredet. Harff gab eine haſtige, faſt ungezogene Antwort. Er hatte erwartet, er hoffte, er wünſchte ſogar, daß ihm der andere dermaßen erwidern möchte, daß ſie im Zorn auseinandergingen. Aber nichts dergleichen geſchah, ſondern er entgegnete nur im ruhigſten Tone, mit einem Lächeln, das Harff die Röte ins Geſicht trieb: er verſtehe es ſehr wohl, denn die Luft des Engadin könnten nicht alle gleichmäßig gut vertragen, ſie rufe bei vielen die ſonderbarſten Erſcheinungen hervor. Es gäbe Menſchen, die hier dermaßen von Träumen oder von Schlafloſigkeit geplagt würden, daß ihnen gar nichts anderes übrig bliebe, wenn ſie ſich durchaus nicht einzugewöhnen vermöchten, als die Höhe wieder zu verlaſſen, um ſich in ſchwereren Luftſchichten in Sicherheit zu bringen. Bei faſt allen ſenſitiv angelegten Leuten bringe die Luft hier, eine hochgradige Nervoſität hervor.

Harff ſah ihn erregt an. Er meinte dieſen Mann mit ſeiner Ruhe, ſeinem ſcheinbar überlegenen Urteile zu haſſen, und in dieſem Augenblicke ward ihm auch bewußt, was ihm in dieſem Geſicht anfangs ſo aufgefallen: dieſer Naſenanſatz, dieſe Ausladungen über den Augen, dieſe wuchtige Stirn, die nach vorwärts zu drängen ſchien. Er mußte dieſes Menſchenantlitz ſchon früher einmal geſehen haben. Aber wo? wo? Er war über den Eindruck ſo befangen geworden, daß er die Antwort vergaß ... denn zuerſt hatte er den Fremden fragen wollen, ob er etwa bei ihm auch jene angedeutete Nervoſität gefunden hätte und ſie ihm vielleicht zum Vorwurfe machen wolle!

— Sie ſind nämlich in ſolch ähnlichem Zuſtande,

Herr von Harff! — ſagte da Diethof, als habe er ſeine Gedanken erraten, während Harff meinte, ein ſpöttiſches Lächeln ſeine Lippen umſpielen zu ſehen.

— Herr! Erlauben Sie! . . . Bitte . . .

Er rang nach Worten.

— Sehen Sie? Warum ereifern ſie ſich denn? Ich ſtelle ja nur die einfache Thatſache feſt!

Harffs Stimmung ſchlug plötzlich um. Er lachte, lachte höhniſch, wie er glaubte, und ſagte wegwerfend:

— Sonderbarer Heiliger! Was gehe ich Sie an?

— Ich habe Mitleid mit Ihnen!

— Mitleid? Mitleid? — Dabei wurde er immer weicher. Sein ganzer Zorn erſtarb ihm auf den Lippen. Das Geſicht des fremden Mannes erſchien ihm nicht mehr höhniſch, denn tiefes Mitgefühl ſtrahlte aus den dunklen Augen, während er ihm die Rechte entgegenſtreckte. Was Harff zwang, ſeine Hand in die Diethofs zu legen, wußte er nicht, er war vollkommen überwunden, er folgte einem inneren Triebe, er mußte, er konnte nicht anders mehr. Scham überkam ihn über ſein Benehmen von vorhin. Faſt aber im ſelben Augenblick überfiel ihn brennende, furchtbare Angſt. Mitleid? Mitleid? . . . Was wußte der Fremde von ihm? Wie konnte er etwas wiſſen? Hatte er ſich verraten? Daß er krank war, erregt, nervös, ja, allerdings, das wußte er ſelbſt, das konnte man ihm auch anmerken, vielleicht ja! Er war doch Rekonvaleszent, noch immer Rekonvaleszent! Die lange Krankheit haftete ihm noch an! Deshalb war er ja überhaupt nur hier. Hätte ihm nichts gefehlt, nun, dann er hätte eben ganz ruhig dort in dem kleinen Provinzneſte im märkiſchen Sande ſeinen Dienſt abgeſchraubt, ſchlecht und recht, wie jeder

andere. Und nach einem Nervenfieber erholt man ſich nicht ſo ſchnell, nicht von heute zu morgen.

Dieſe Überlegungen waren nur von Sekunden Dauer, als ob ein photographiſches Augenblicksbild nach dem anderen ihm vor der Seele vorbeigezogen wäre! Und nun kam es plötzlich wie ein Blitz über ihn, warum er doch eigentlich krank war. Jetzt wußte er alles wieder:

Dagmar! Dagmar! Er war ja Dagmars Mörder!

In einem Augenblicke war ihm Klarheit und Erkenntnis gekommen, wie dem Gletſcherwanderer, der, ahnungslos ſchreitend, plötzlich beim Niederdonnern der Schneebrücke den Spalt tief vor ſich klaffen ſieht.

Daher ſeine Stimmungen, Verwirrungen, ſeine Nervoſität, Gereiztheit und Menſchenflucht! Endlich daher die Krankheit, die er kaum überſtanden, die ihn monatelang niedergeworfen und ihm bis heute Denken, Gedächtnis, Erinnerung geraubt! Es war der Gedankengang einer Sekunde, und er fragte, während er Diethofs Hand noch umſpannte:

— Wiſſen Sie denn von mir?

Jener nickte.

Ein erneutes Gefühl der Angſt überkam Harff.

— Warum? . . . Woher? . . . Woher denn . . . .?

— Ich kenne Sie! — antwortete Diethof in mildem, weichem Tone. — Ich kenne Sie! Aber erſtaunen Sie nicht! Ärgern Sie ſich nicht! Befürchten Sie nichts! Ich erkläre es Ihnen ſchnell und einfach: ich habe Sie während Ihrer Krankheit geſehen in der Klinik des Doktor Winger! Davon wiſſen Sie nun natürlich nichts mehr!

Harff ſchüttelte langſam den Kopf. Er war ruhiger geworden.

— Sie können es gar nicht wiſſen, und es iſt weiſe und gut von der Natur eingerichtet, daß das Gedächtnis ſolch ſchweren Stürmen nicht folgt!

Harff verſtand jedoch noch nicht recht, wie es möglich war, daß der Fremde, weil er ihn in der Krankheit geſehen, genaueres ſogar von ihm zu wiſſen ſchien.

— Sie ſprachen im Delirium! — ſagte Diethof.

— Ich ſprach? . . Was habe ich geſprochen? Was?

— Alles!

— Alles?

— Beunruhigen Sie ſich nicht! Nur ich, Doktor Winger und der Wärter hörten Sie phantaſieren! Und die Leute ſind daran gewöhnt! Sie plaudern nicht! Es iſt ja auch viel Unrichtiges in den Fiebergedanken!

Harff verſtand nicht. Er ſtaunte ihn fragend an. Plötzlich ſtieg ein Verdacht in ihm auf, und er fragte langſam, indem er den Begleiter von der Seite anſah:

— Dann . . . ſind Sie wohl zur Beaufſichtigung für mich hier? . . . . Sie ſollen mich beobachten! Ja, ja, Doktor Winger wollte mir ja eigentlich einen Reiſebegleiter mit auf den Weg geben!

Diethof hatte ihn ausreden laſſen, und blickte ihn nur, während er ſprach, vorwurfsvoll mit großen, ruhigen Augen an, den Bart umklammernd: ſeine ſtändige Gebärde. Ein wenig hielt er dabei den Kopf geneigt.

Harff begann ſich ſeines Ausrufes zu ſchämen, und fragte weich:

— Warum antworten Sie nicht?

— Das will ich Ihnen ſagen: Winger iſt ein alter Schulkamerad von mir. Ich habe ihn damals, als ich Sie bei ihm liegen ſah, auf der Durchreiſe beſucht.

Stumm ſchritten ſie eine gute Weile weiter.

Ab und zu blickte Harff nach den Thalwänden hinüber. Am längſten ließ er das Auge auf den ſchroffen Abſtürzen weilen, auf denen, nach Süden zugewandt, der Schnee nur ganz oben in einzelnen Klüften hängen geblieben war. Die Sonne lag voll darauf und beſtrahlte rötlich das Geſtein, ſo daß der Piz Albris dort oben ſichtbar wurde, mit ſeinem zermorſchten, zerriſſenen Spitzenheere, ſeinen übereinandergeſchobenen Platten, Geſchieben und Steinbildungen wie ein mächtiger, wilder, phantaſtiſcher Schloßbau.

— Ja, das iſt köſtlich! — ſagte Diethof mit tiefer Stimme.

Harff ſchrak empor. Er bemerkte erſt jetzt wieder des Fremden Gegenwart. Den Gedanken von vorhin nahm er von neuem auf:

— Wie kommen Sie denn hierher?

— Nicht Ihretwegen. Es iſt reiner Zufall! — war die Entgegnung, als habe er wieder den Beweggrund der Frage erraten. Und dann ſetzte er noch hinzu:

— Daß heißt, es iſt Zufall, daß ich Sie hier treffe. Meine Anweſenheit natürlich nicht!

Harff beſtätigte ſich innerlich, daß an dieſem Manne wohl nichts zufällig ſein könne. Aber er hatte noch immer keine Antwort. Er fragte noch einmal:

— Darf man wiſſen, was Sie hierher geführt hat? .... Ich meine ....

Die in ſeinen Worten ausgeprägte Neugier reute ihn. Sein Begleiter ſah ihn groß an, blieb ſtehen und ſprach langſam, jedes Wort betonend, mit ſeiner tiefen, angenehmen Stimme:

— Ich mache niemals Ausflüchte, Herr von Harff, deshalb will ich Ihnen offen ſagen: Sie erfahren es jetzt nicht, erſt ſpäter, wenn Sie mich ebenſo genau kennen werden, wie ich Sie jetzt ſchon kenne, und das darf — das wird Sie nicht kränken!

Er ſtreckte ihm die Hand entgegen. Wieder ſchlug Harff ein, während er fragte:

— Kennen Sie mich denn wirklich ſo genau?

— Ja!

— Aber habe ich denn . . . .

— Ja, Sie haben mir damals auf Ihrem Krankenlager alles erzählt, ganz genau, ganz ausführlich!

Eine unerklärliche, einſchnürende Empfindung überkam von neuem Harff. Es ward ihm unheimlich zu Mute: Was mochte er alles geſprochen haben! Wenn er es nur noch wüßte, und am Ende, wieviel davon konnte Phantaſie des Fiebers geweſen ſein! Und wie war das zu trennen? Er ſah ſeinen Begleiter an, der ganz in den Anblick der Natur verſunken zu ſein ſchien, und dabei wich von ihm immer mehr das Gefühl der Beklemmung und begann einer Regung des Zutrauens Platz zu machen. Das Abſtoßende, das der Fremde zuerſt für ihn gehabt, war ihm jetzt beinahe unerklärlich, aber er kannte ſich genug, um zu wiſſen, daß gerade oft Menſchen, denen er im Anfang kalt und ablehnend gegenübergeſtanden, ſpäter ſeinem Herzen nahe getreten waren. Plötzlich ſagte er, kaum wußte er ſelbſt, wie ihm das Wort über die Lippen gekommen:

— Herr Diethof! Sie müſſen wohl recht ſchlecht von mir denken?

Dieſer blieb nach ſeiner Gewohnheit halten und fragte:

— Warum?

— Sie meinten doch, Sie wüßten alles von mir?

— Allerdings!

— Sie wiſſen . . . . . ich komme erſt jetzt dazu, darüber eigentlich nachzudenken . . . . . erſt kam ich gar nicht darauf, es war mir alles ſo gleichgültig, und dann, dann . . . . . nun, ich bin jetzt viel ruhiger geworden! Nun fällt mir plötzlich alles wieder ein, wie es war . . . . . .

Er ſtockte.

— Sie meinen Ihre Liebe zu jenem Mädchen?

— Ja! ja! — ſtammelte Harff, — und, und mir fällt ein, ich weiß ja erſt jetzt, daß ich . . . . daß ich . . . . ich trieb ſie dazu . . . . und nun . . . .

Diethof antwortete nicht, ſondern ſetzte ſeinen Weg fort, ſo daß Harff unwillkürlich mit ins Schreiten kam. Es erregte ihn, daß er keine Antwort erhielt. Schon wollte er von neuem beginnen, da ſagte jener, während er die rechte Hand mit dem derben Stock auf den Rücken legte, vor ſich hin, als ſei es eine Betrachtung, die er lediglich für ſich anſtellte:

— Sünde . . . . Sünde . . . . Sie nannten es Sünde in Ihren Träumen! Hm! Hm! Wie kommen Sie darauf?

Harff fing an wiederum erregt zu werden, doch weniger über den Gegenſtand, der ihm, ferner zu liegen ſchien, als könne er ihn ganz unperſönlich betrachten, wie eine Streitfrage, ein Problem — mehr ereiferte er ſich in Gedanken darüber, daß ſeine Auffaſſung nicht verſtanden oder deren Richtigkeit angezweifelt wurde.

Faſt heftig gab er zurück:

— Weil es Sünde iſt!

Ganz kalt, ohne ſeinen Schritt im geringſten zu ändern, oder ihn auch nur anzuſchauen, nur immer mit einem Seitenblick nach dem Naturſchauſpiele des Wiederſcheines der untergehenden Sonne drüben an der Felswand, ſprach der andere:

— Das iſt keine Erklärung!

Es fuhr Harff heraus:

— Bin ich die ſchuldig?

Ruhig entgegnete Diethof:

— Wir unterhalten uns, denke ich. Mir iſt das unklar, darum fragte ich. Ich rede abſtrakt, einen konkreten Fall habe ich gar nicht im Auge.

Harff fühlte ſich wieder entwaffnet, aber er gab keine Antwort.

Der andere fuhr fort, als dächte er laut für ſich:

— Der Begriff Sünde bedeutet das Vergehen wider eine Satzung, wider eine Anſchauung, die, als geltend angenommen, einen Verſtoß gegen ſie als Unrecht erſcheinen läßt. Als geltend angenommen! Das hat aber immer geſchwankt, zu allen Zeiten, und wird immer unbeſtimmt bleiben, da es ein poſitiv Gutes ebenſo wenig giebt, wie ein poſitiv Schlechtes — nämlich außerhalb des Gedankens. Jedenfalls, wenn ich einem Mädchen die Reinheit nehme, ſo kann ich das immerhin, wie auch mein Standpunkt ſei, als Sünde bezeichnen, denn in den Augen unſerer Geſellſchaft, wie ſie nun einmal iſt, denkt und herrſcht, beraubte ich die junge Menſchenknoſpe einer gewiſſen Eigenſchaft, die das Werturteil der beſtehenden Anſchauung nun einmal als notwendig betrachtet!

Harff lauſchte atemlos. Der Redende brach ab:

ein paar Engländer kamen vorüber, deren Ausstattung Steiger verriet, die eben von einer größeren Unternehmung zurückkehrten.

Diethof fuhr fort:

— Entspringt der Verbindung von Mann und Weib das dritte, das Kind, so ist auch die Verantwortung da, und die beiden haben diese zu tragen!

Und dann nach einer Pause:

— Gemeinsam! Das darf die menschliche Gesellschaft verlangen!

Harff fühlte das Bedürfnis, etwas zu erwidern, aber er fand die Worte nicht. Sein Begleiter überhob ihn dessen, denn sie waren eben um einen mächtigen Granitblock an der rechten Seite des Weges gekommen, und mit einemmale lag der Blick vor ihnen auf das Massiv, auf den Gletscher, überhäuptet von all den Spitzen.

Diethof blieb stehen. Regungslos. Es schien, als habe er das ganze Gespräch vergessen, als sei es ihm vollkommen gleichgültig, als habe er nur Augen für die Schönheit drüben vor ihnen.

— Jetzt müssen die glühenden Tinten gleich kommen! — sprach er, mit der Hand hinüberdeutend. — Dort, sehen Sie, das ist die Bernina! Von der Nordseite ist sie schwer zu machen. Sehen Sie nur den Steilabfall, da die Wand! Wenn das Kamin nicht wäre, käme man nicht hinauf!

Harff folgte mit dem Blicke der angegebenen Richtung. Der andere fuhr fort:

— Ist es Ihnen recht, wenn wir umkehren?

Diethof schien gar keine Antwort zu erwarten, sondern nahm Harffs Zustimmung offenbar als ganz selbstver-

ständlich an. Er sandte noch einen letzten Blick nach der Bernina, dann gingen sie. Und er begann:

— Wie der Piz Ot dort sich scharf abhebt! — Schade, daß man den Julier nicht sieht mit seinem kühnen, gewaltigen Schnitt!

Ohne Überleitung fing er dann wieder an:

— Aber wenn das ‚dritte', das Produkt der beiden, nicht ist — und wenn sie sich nun entfremden, wenn sie sich nicht mehr verstehen . . . die Liebe weicht . . . dann . . . . .

Harff war dem Gedankengange gefolgt, ihm schwoll das Herz. Er hatte diesem Manne jetzt gegenüber nur noch das einzige Gefühl, das alles andere schweigen hieß: unbegrenztes Vertrauen. Unwillkürlich unterbrach er die Betrachtungen, die hingeworfenen Worte mit dem Ausrufe:

— Scheiden?

Diethof blieb stehen:

— Ja, scheiden! Aber sie sollen sich nicht scheiden dürfen, sie müssen sich scheiden! Glauben Sie mir, es liegt darin die größere Sittlichkeit! ..... Fassen wir doch die viel gemißbrauchte Theorie vom Kampfe ums Dasein einmal von dieser Seite! Wenn Sie ein neues Lebewesen in die Welt bringen, so sind Sie verpflichtet, es eben im Kampfe ums Dasein zu schützen, bis es sich selbst zu wehren vermag. Daran wollen wir nicht rütteln, wenn uns überhaupt daran liegt, unserem Geschlecht zur Dauer verhelfen. — Stehen Sie aber allein dem Mädchen gegenüber, dem Sie sich entfremdeten, so haben Sie das Recht, voneinander zu scheiden. Und dann handeln Sie auch sittlich, denn im Zusammenleben mit einem Wesen, für das Sie keine Liebe empfinden, das, wenn es nicht zu

grob organiſiert, durch Ihre Qual, Ihre ſtündliche Heuchelei ſelbſt am meiſten, am tiefſten leiden muß, das, in Ihrem vermeintlichen Edelmut auszuharren, täglich ſich neu beleidigt ſehen muß, darin, glauben Sie mir .... darin liegt nicht die Abſicht der Natur. Dann dürfen, ja dann ſollen Sie ſich ſelbſt retten! Das klingt erbarmungslos, roh, brutal! Aber die Natur iſt nicht empfindſam! Unſittlich jedoch iſt das Zuſammenleben mit einem Weſen, für das Sie nichts mehr empfinden. Unſittlich ſage ich! Unſittlich, wie ſo viel tauſend Ehen .... Dennoch, verſtehen Sie wohl: die Geſellſchaft muß ſich ſchützen, ſonſt liefe alles auseinander, und ſie mag immerhin das Scheiden nicht von heute zu morgen ausſprechen laſſen, damit die kurzſichtigen Leidenſchaftler nicht im Affekt thun, was ſie nach einiger Überlegung nicht mehr thäten. Aber Sie? ..... Immerhin, die ‚Sünde' bleibt beſtehen, wenn wir es ‚Sünde' einmal nennen wollen ....

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit hatte Harff gelauſcht. Er war dem Manne nicht gram über den Schnitt in ſein Seelenleben, er konnte ihm nicht zürnen. Und — wunderbar — er ſtand der Sache jetzt anders gegenüber, er vermochte ruhige, klare Betrachtungen anzuſtellen, er war im ſtande, ſich ſein ganzes Handeln genau zu überlegen und auseinanderzunehmen. So ganz von weitem, als ginge es ihn perſönlich nichts an, als ſprächen ſie von einem anderen. War er damals zuerſt nach jener Nachricht, die ihn auf das Krankenlager warf, apathiſch, geiſtesabweſend, gleichgültig geweſen, darauf wild erregt und verzweifelt, ſo ſchien es ihm jetzt, als wäre er wieder ein Mann geworden, der thatkräftig in das Leben hinausblickt, nicht mehr weibiſch verzweifelnd, einer ver-

gangenen Schuld nachſinnend, ſondern auf dem Wege, mit der Sünde, die er ſich vorwarf, klar, männlich Abrechnung zu halten für die Zukunft.

Und von Wort zu Wort ſtieg ſein Gefühl des Vertrauens zu Diethof, zu ſeiner Einſicht, ſeinem Urteile, zu dieſem Manne, an dem er ein Paulus geworden.

Fragend, ganz kalt, ohne Bewegung, als erledige er eine rein wiſſenſchaftliche Streitfrage, ſagte er:

— Und daß ſie ſich tötete?

— War nur eine Folge, eine ſekundäre Erſcheinung des Vorhergehenden: der Trennung von ihr. Wenn Sie ſich aber einmal darüber im reinen waren, daß Sie fort mußten, daß Sie auseinanderzugehen genötigt waren, dann mußten Sie es auch hinnehmen, daß dieſes Menſchenleben verlöſchte, da es nicht mehr die Kraft beſaß, jenen Bruch zu überdauern. Eine neue Schuld hat Sie nicht getroffen! Es war nur eine Folge des Vorangegangenen, der erſten!

— Der erſten! — wiederholte Harff gedehnt in Gedanken.

— Die aber bleibt! — fügte faſt ſtreng Diethof hinzu ....

Harff nickte ſtumm.

Sie näherten ſich den erſten Häuſern des Dorfes. Der Himmel flammte in fahlem Rot, blau verſchwommen, dämmernd die Bergketten, eine feine Dunſtwand davor. Durch die Luft zitterte der Klang der Kirchenuhr von Pontreſina. Jener fuhr fort:

— Nicht die That an und für ſich, denn ſie entſprang dem natürlichen Gefühl ..... und die Natur hat immer recht ..... was auch die Menſchen ſagen

mögen . . . . . aber die That angeſichts des Verdammungsurteiles der Geſellſchaft gegen das Mädchen: das iſt die Sünde!

Ein Gefühl der Beruhigung, der Klärung überkam Harff.

— Könnte ich es ungeſchehen machen! — ſagte er inbrünſtig und griff nach Diethofs Hand.

Dieſer drückte ſie ihm und ſprach faſt feierlich:

— Das können wir Menſchen nun einmal nicht! Aber eines iſt uns gegeben: nicht die zerknirſchte Reue, der die That fehlt. Nein, eben die That! Arbeit, ernſte Arbeit! Wer einen häßlichen Fleck in ſein Leben getragen, dem bleibt es noch immer, ein neues Daſein zu beginnen, ein Daſein, das er ſich ſelbſt erwirbt, das er ſich ſelber ſchafft, durch Fleiß, durch Ausdauer, durch Arbeit. Daran denken Sie. Und wir wollen noch darüber reden!

Sie waren im Ort. In der engen, gepflaſterten Straße hallte ihr Gang. Am lauteſten der kräftige Tritt des großen Mannes, der mit ſeinen breiten, benagelten Bergſchuhen feſt und ſicher trat, als ſei jeder Schritt ein Erobern, das ihm kein Menſch der Erde wehren ſollte.

Sie aßen in einem Hinterzimmer des Hotels allein zu Abend.

Als ſie ſich trennten — mit keinem Worte hatten ſie mehr des Geſpräches vom Wege gedacht — ſagte Harff im Dunkel des Flures, während er nach ſeiner Zimmerthür taſtete:

— Ich danke Ihnen für Ihre Worte, Herr Diethof! Sie haben mir die Seele erleichtert!

— Das iſt mein Beruf! — meinte einfach der andere und ſtieg die Treppe hinan.

Harff blickte ihm nach und horchte, bis oben die Thür ins Schloß fiel.

Es war ganz still im Hause.

Harff trat in sein Zimmer. Am Fenster blieb er stehen und schaute lange hinaus auf die Firnfelder drüben, die matt und unsicher das Mondlicht beglänzte.

IV.

„Das ist mein Beruf!“ hatte Diethof gesagt? Harff dachte wieder an diese Worte, als er am nächsten Tage zu Tisch erschien. Zum erstenmale seit jener ersten Mahlzeit, die ihn verscheucht. Diethof war noch nicht da. Nach ein paar Minuten trat der Maler ein, der sich über die lange Abwesenheit scheinbar gar nicht wunderte und nur das bedienende Mädchen fragte, ob der Herr ihm gegenüber etwa heute nicht käme.

— Der Herr kommt schon! Freilich! — war die Antwort.

Falcke schien sich darüber zu ärgern.

— Was ist eigentlich Herr Diethof? — fragte Harff, um ein Gespräch zu beginnen.

— Ich weiß nicht . . . ich weiß absolut nicht . . . Er kennt meine Verwandten . . . und . . . und dann verlangt er auch, daß ich hier essen soll . . . hier, und die vielen Menschen sind mir doch unangenehm!

Harff sah ihn erstaunt an und lächelte:

— Wie kann er denn das verlangen? Da thun Sie ihm doch sicherlich unrecht. Was geht er Sie denn an?

— Ja, nicht wahr? Mit dem Malen ist es für mich so eine Sache. Talent habe ich wohl. Ich wollte den Leuten zeigen, daß ich ... man sollte mich mal zur Entwickelung kommen lassen. Aber, — und dabei sprach er flüsternd, während er sich scheu umblickte, — man gönnt mir den Erfolg nicht. Das ist es. Ich sage immer, ich habe es erkannt, ich habe es eingesehen, aber es ist anders: das muß ich so thun meiner Verwandten wegen. Die wollen nämlich nicht, daß ich ein großer Künstler werden soll. Aber ...

Da kam Diethof. Falcke brach sofort ab, mit einem ängstlichen Blick auf den Eintretenden, einem Blick, in dem Haß und Furcht gepaart lag. Harff wußte nicht, was er daraus machen sollte. Jener begann:

— Nun, Herr von Harff! wie ist Ihnen unser Spaziergang von gestern bekommen?

— Sehr, sehr gut!

Diethof verstand ihn. Dann schlug er vor, zu dreien nach Sankt Moritz hinüberzugehen. Harff willigte sofort ein. Der Maler dagegen machte Ausflüchte. Sonderbar war es vor allem, daß er als Grund anführte, man müsse an dem Moritzer-See vorbei, und das wolle er nicht.

„Da könnte man doch leicht hineinkommen," — wie er sich ausdrückte. Sie beruhigten ihn darüber, aber Falcke blieb bei seiner Weigerung. So brachen denn die beiden anderen nach beendeter Mahlzeit allein auf.

Als sie unterwegs waren, fragte Harff nach dem Maler, aber der Begleiter schien nicht weiter darauf eingehen zu wollen.

Es war ein schöner, klarer Tag, der Himmel fast ohne Wolken. Kein Lüftchen regte sich. Die Firne blen-

deten von allen Seiten. Drüben — ſie ſchritten ihm gerade entgegen — reckte ſich der kühn geformte Julier empor, der faſt unerſteiglich ſchien von hier aus. Der Weg ging allmählich hinan. Diethof ſchwieg. Beim geringſten Bergauf pflegte er als guter Steiger zu verſtummen. Als ſie den höchſten Punkt erreicht hatten, zwiſchen dem Pontreſiner-Thal und dem See drunten im eigentlichen Engadin, machten ſie Halt und wandten ſich um. Die Berge, am Hange das Dorf gelehnt, lagen vor ihnen. Harff erblickte ſie zum erſtenmale in ſolcher Deutlichkeit, da man vom Orte aus, der zu nah an ihnen klebte, keinen Überblick beſaß und er auf ſeinen einſamen Wanderungen noch nie hierher gekommen, wo es am belebteſten war. In der Ferne ſtieg der Kegel des Languard empor, deutlich konnte man das Thal unterſcheiden, das zu ihm führte, davor die Languardalp am Thalrande. Dorthin hatte er an jenem erſten Tage nach ſeiner Ankunft die Nebelwanderung gemacht. Jetzt erſchien ihm das alles ſo fernliegend, ſo entrückt, ein quälender Traum, den er abgeſchüttelt. Er fühlte ſich heute wie ein neuer Menſch, als ſei irgend etwas von ihm abgefallen, als hätten zwiſchen geſtern und heute nicht die wenigen Stunden der Nacht gelegen, ſondern die ganze Zeit ſeiner Krankheit: Monate. Nicht mehr ſo gleichgiltig war ihm zu Sinn, er freute ſich der eigenen Kraft. Derber faßte er nach dem Stock, er ſpannte die Armmuskeln und ließ ſie ſchwellen, ſicherer, feſter, beſtimmter trat er auf. Er ſah gerade in die Natur hinaus, unbedrückt, ungequält, mit Freude.

Als ſie den Weg fortſetzten, fragte er den Begleiter nach den Namen von Spitzen, die man ſah, oder die durch die Windung des Pfades neu auftauchten. Er er-

kundigte ſich, ob in Pontreſina, oder gar im „Weißen Kreuz“ Leute wohnten, die ihm bekannt, perſönlich oder durch Stellung und Leiſtung in der Welt. Er wollte alles wiſſen, hatte tauſend Fragen und Freuden. Er ſchien neu zu leben — er war geſund. Geſund mit einemmal, mit einem Schlage, geſund durch Diethofs Worte. Und er leitete bald das Geſpräch darauf über: er fragte ihn, was er im Fieber eigentlich geſprochen, weſſen er ſich angeklagt. Jener gab ihm über alles Auskunft. Er erzählte Harff, wie er, zufällig in Berlin anweſend, ſeinen Freund Doktor Winger aufgeſucht und bei ihm ein paar Tage geblieben. Da habe ihn dieſer zu dem Fieberkranken geführt. Er ſchloß:

— Und nun, damit Ihnen das Rätſel gelöſt werde: Ich bin Seelenarzt, wie ich mich nenne, Irrenarzt, wie man gemeinhin ſagt. Zu meiner Aufgabe an Ihrem Krankenbette mußte ich es machen, zu beobachten, denn einem ſchweren Sturze ſtehen wir noch immer tappend gegenüber. Komplikationen ſchienen nicht ausgeſchloſſen, da Sie, doch faſt geneſen, plötzlich dieſes Nervenfieber ergriffen hatte . . . .

Harff war im erſten Augenblicke erſchrocken, daran hatte er gar nicht gedacht, darauf war er gar nicht vorbereitet geweſen. Nun kam es ſo plötzlich.

— Ach . . . . ach . . . . — ſtammelte er nur.

— Iſt Ihnen das ſo wunderbar?

— Nein, nein, durchaus nicht, nur überraſchend, Herr . . . . Doktor, alſo nun . . . .

— Sogar Profeſſor, wenn Sie wollen! Aber das laſſen wir alles hübſch zu Haus. — Nicht als Arzt, denke ich, ſprach ich geſtern mit Ihnen!

— Aber doch ſagten Sie mir Dinge, die . . . . Sie haben mich . . . . auf den richtigen Weg gebracht, und . . . .

— Vielleicht kann ich eben den Seelenarzt doch nicht immer vergeſſen, das iſt wohl menſchlich!

Er bemerkte die augenblickliche Verlegenheit Harffs und ſuchte darüber hinwegzuhelfen, indem er fortfuhr:

— Aber ganz fertig ſind wir nicht miteinander . . . doch wir ſprechen ganz allmählich einmal davon, jetzt wollen wir die Schönheit der Natur genießen, nicht wahr?

Harff hatte das Gleichgewicht der Seele wiedergefunden: heiter wie vorher ſtimmte er bei.

Als ſie am See von Sankt Moritz ſaßen, im Reſtaurant neben dem Innfall, die Ausſicht auf die grüne Flut, darüber das Dorf und weiter die Berge, und das ſtürzende Waſſer des Falles, von weitem dumpf donnernd, brauſte, da war es Harff ſo frei und entladen zu Sinn, daß ihn ein tiefes Gefühl des Friedens überſchlich. Die Sonne wärmte ſo mild in der friſchen Hochluft, die ſich ſo rein und leicht einatmete, und nichts drang hier herauf von Laſt und Lärm des Tages. Alles Zwanges, aller Verpflichtung alles Gebundenſeins enthoben, fühlte man ſich hier doppelt als Menſch, ſtolz und frei. Wieder ſchien es Harff, als bedrückte ihn die Schuld, die er auf ſich geladen, nicht mehr, er konnte mit Ruhe und Klarheit zurückdenken an alles, was gefehlt, an das, was er an einem anderen Menſchendaſein geſündigt, daran, daß eine junge, hoffnungsfrohe Mädchenblüte geknickt und verwelkt vor der Zeit, abgedorrt und erſtorben, durch ſeine Schuld. Er dachte an ſeine Sünde, die nicht mehr dumpf niederdrückend

oder in wilder Verzweiflung auf ihm lag, ſie ſchien ihm etwas Fernes, deſſen Zwange er entwachſen, aber das er zu ſühnen geſonnen war. Zu ſühnen — doch nicht in ſchwächlicher Reue! Wie der Arzt geſtern zu ihm geſagt: einen Strich wollte er unter die Vergangenheit ſetzen, ein neues Daſein ſich gründen, in das er ſich ſelber geſtellt, da ihm das alte qualvolle Erinnerungen gab.

Er ſagte es ſeinem Begleiter. Zuerſt unſicher taſtend, unbeſtimmt die Abſicht andeutend, aber ohne Löſung, denn noch hatte er ſich keine Vorſtellung darüber gemacht, wie ſich die Zukunft geſtalten ſollte.

Diethof hörte ihm aufmerkſam zu, und als er geendet, ſchwieg er lange. Dann legte der Arzt ihm die Hand auf den Arm und fragte:

— Iſt es Ihnen voller, wohlerwogener Ernſt?

— Ja! — ſprach Harff feierlich, froh, beſtimmt.

Da ſagte Diethof mit ſeiner milden, tiefen Stimme, ernſt und doch faſt heiter, nach der Gewohnheit den langen Bart ſtreichelnd, und das dunkle Auge verklärte ein Schimmer von Güte:

— Mein lieber Freund, ich will Ihnen eine Zukunft nennen, wie ſie ihr verwundetes Gemüt tröſten und erheben ſoll: Jenes arme Geſchöpf, das, nachdem Ihre Liebe — das einzige, was ſie Wertvolles beſaß — verlöſcht war, nichts mehr hatte, was für ſie des Lebens wert ſchien, fiel im Kampfe ums Daſein. Denn mit ihren Waffen — gering vielleicht von der Natur mit Widerſtandskraft gegen das Schickſal ausgeſtattet — konnte ſie nicht weiter kämpfen. Nun ſühnen Sie, indem Sie ſich in die gleiche Lage verſetzen: Nehmen Sie den Kampf ums Daſein auf, wie jenes Mädchen. Begeben Sie ſich

freiwillig deſſen, was Ihnen ein gütiges Geſchick mehr gegeben als anderen! Sie haben, wie man mir geſagt hat, Vermögen, Sie ſind ſogar reich — wohl die beſte moderne Waffe im Kampfe ums Daſein. — Entäußern Sie ſich ihrer. Nicht für immer, aber für eine Dauer, eine Prüfungszeit, die Sie ſelbſt beſtimmen! — Dann, wenn Sie dieſes von ſich geworfen haben, ſind Sie gezwungen aus der Kaſte zu treten, der Sie bisher angehört, in der Sie geſündigt haben. — So brechen Sie mit der Vergangenheit, und in einem neuen Lande — auf neuem Boden beginnen Sie ein neues Leben! — Dort ſind Sie auf die eigene Kraft geſtellt, wie jeder andere, dem das Glück bei ſeiner Geburt nicht hold geweſen. — Dann heißt es ringen und kämpfen um den Unterhalt, mit allen angeſpannten Sinnen, mit Nerven und Muskeln, wie der Geringſte, wie der Schwächſte . . . . . wie jenes arme Mädchen, das auch in jenem Kampf geſtellt war, und deſſen Seelenkraft nicht ausreichte, ſo daß es unterging. — Erweiſen Sie ſich dann auch als zu ſchwach — dem neuen Leben ohne Unterſtützung und Waffen nicht gewachſen — nun, dann, mein Freund: Denken Sie an jenes Mädchen . . . . . nehmen Sie es hin! Halten Sie aber aus, dann ſeien Sie verſichert, daß es auch Anſtrengung, Blut und Schweiß koſten wird, und wenn Sie einmal ſich ein neues, zufriedenes Daſein gezimmert haben werden, es nur geſchehen ſein kann durch redliche, ehrliche, tüchtige Arbeit. Und in der Arbeit liegt die Heilung. Wenn dann vielleicht Jahre vergangen ſind, wer weiß . . . . . am Ende kehren Sie einmal zurück und dürfen ſich eine neue Heimat in der alten gründen!

Harff hatte ihm regungslos zugehört, er ſtützte den

Kopf in die Hand und ſtemmte den Ellenbogen auf den Tiſch. Es war kein Menſch ſonſt dort an den Plätzen am See. Harff weinte.

Lautlos hatte ſich Diethof erhoben.

Als Harff nach geraumer Weile auffuhr und um ſich blickte, war ſein Begleiter verſchwunden.

V.

Die halbe Nacht hatte Harff mit ſich gekämpft, ehe er zur Ruhe ging. Es war mehr, als er bisher jemals in ſeinem Leben zu entſcheiden gehabt, was der Arzt von ihm verlangte. Aber es war, als ob er unter dem ſuggeſtiven Einfluſſe dieſes Mannes ſtünde. Was er ihm geſagt, war alles ſo klar, ſo ernſt, ſo einfach, ſo ohne Schwärmerei und Empfindlichkeit. Harff fühlte es aus tiefſter Seele, daß dieſer Rat ihm Zufriedenheit und Frieden brächte, wie ſchwer es ſich auch vielleicht anfangs anließ. Bald war er zu vollkommener Entſchloſſenheit gelangt, und je mehr er ſich in die Zukunftspläne hineindachte, deſto mehr konnte er es ſich beſtätigen, daß es recht ſo ſei und gut und das Beſte, was er zu thun vermöchte. War er auch anfangs vor dieſer Löſung zurückgeſchreckt, jetzt war er über jene ſchwächliche Empfindung hinaus und ward ſicherer in ſeinem Entſchluſſe mit jedem Gedanken, den er bei der Zukunft verweilen ließ.

Am anderen Tage traf er den Arzt — er war bei Zeiten zum Frühſtück gegangen — ſchon im Hotel. Sie ſchüttelten ſich die Hand. Harff verſprach, Diethof in einer halben Stunde auf ſeinem Zimmer abzuholen. Es

drängte ihn, dem neuen Freunde ſeinen Entſchluß mitzuteilen.

Im Eßſaal fand er, abſeits in einer Ecke, Falcke. Er ſetzte ſich zu ihm, es war ihm gewiſſermaßen Bedürfnis, ſich auch vor dieſem in neuer Feſtigkeit und Sicherheit zu zeigen. Aber der Maler ſchien wenig auf ihn zu achten, ja es ſchien faſt, als ob ihm ſeine Geſellſchaft nicht beſonders angenehm ſei. Der Grund hiervon blieb nicht lange verborgen, denn plötzlich fragte er lauernd, wie es käme, daß Harff geſtern wiederum gerade mit Diethof ſpazieren gegangen ſei.

Harff ſtand bald auf und empfahl ſich.

Er holte den Arzt auf ſeinem Zimmer ab. Sie beſchloſſen, einen Morgenſpaziergang zu machen. Während ſie die Treppe hinabſtiegen, begegnete ihnen der Portier, der Harff einen Brief übergab. Mit flüchtigem Blicke erkannte er Fellers Handſchrift.

— Wollen Sie nicht erſt leſen? — fragte Diethof.

— Ach! Es hat keine Eile. Wichtige Sachen ſtehen kaum darin. Der Brief iſt von einem Regiments-Kameraden von mir, einem Leutnant Feller!

— Leutnant Feller? O, den kenne ich, er hat Sie während Ihrer Krankheit öfters beſucht! Er kam am meiſten!

Harff berührte es angenehm:

— Das freut mich, gerade von dem beſonders, daß er ſich um mich kümmerte.

— Faſt alle Herren ſind übrigens dageweſen. Graf Bo . . . . — Ja, ja Graf Bodhem . . . . und dann . . . . genug alle . . . . Und jede Woche iſt Ihr Oberſt gekommen. An dem haben Sie einen Freund!

— Ich bin ihm so viel Dank schuldig. Nach meinem Sturze habe ich wochenlang in seinem Hause zugebracht!

Sie schritten über die Wiese dem Walde zu, der sich in das Roseggthal hinzog.

— Er hat eine Tochter? — fragte Diethof und sah ihn eigentümlich an.

— Es ist seine Nichte!

— Ihr Spielkamerad!

Harff war erstaunt und sprach herzlich:

— Ja, mein lieber, guter, kleiner Spielkamerad! Sie kennen Sie?

— Gesehen habe ich sie nicht, aber ich kenne sie ganz genau, nach . . . . . Ihren Worten. Ach, Sie haben mir im Fieber viel erzählt, später, nachdem die Beängstigungen vorüber waren . . . . . wissen Sie? . . . . . die schweren! . . . . . Doch nun sagen Sie mir . . . . haben Sie über meine Worte von gestern nachgedacht?

— Ja! das habe ich!

Diethof blieb wie immer, wenn etwas Entscheidendes gesprochen wurde, stehen und fragte nachdenklich, leicht den Kopf noch vorn gesenkt, mit der Hand den Bart umspannend:

— Und Sie sind zum Entschlusse gelangt?

— Ja!

Ohne etwas zu erwidern setzte der Arzt den Weg fort, er wußte es, es mußte ja so kommen.

Nach einer Weile sprach er:

— Sie haben sich doch genau alles überdacht? Es ist nichts, was Sie Ihren Schritt einmal bedauern machen könnte? Nichts? Gar nichts?

Harff schüttelte den Kopf.

— Sie laſſen gar nichts zurück, was Ihnen den Entſchluß ſchwer machen könnte?

— Nein — jetzt nicht mehr — nichts!

— Nicht Ihren . . . Spielkameraden? . . . von dem Sie in den Fieberträumen ſo viel geſprochen haben?

Da wurde in Harffs Seele wieder die Erinnerung wach an jene Mädchengeſtalt aus den Tagen der Geneſung, die er als Freund glaubte behandeln zu dürfen, zu der ihn ein dumpfes, ungeklärtes Empfinden gezogen. Es überkam ihn Wehmut und Bitterkeit.

— Könnte ich denn wiſſen . . . . ob es mit einer anderen nicht ebenſo würde? Ich?

— Sie haben recht! Es ſollte nur alles klar ſein!

Diethof fragte nach einer Weile:

— Haben Sie ſich denn ſchon überlegt, wohin?

— Nun, ich meine hinüber, übers ‚große Waſſer‘. Da giebt es Arbeit genug!

— Ich wüßte etwas beſſeres!

— Meinen Sie in die Kolonien, wo jetzt jeder hin will, der bei uns fertig iſt?

— Nein! Ich mache Ihnen einen Vorſchlag! Hören Sie!

Sie waren bei der Bank angelangt, die, vom Wege ſeitwärts gerückt, die Ausſicht in das Roſeggthal bot, wo Harff am Tage nach ſeiner Ankunft geweſen. Dort nahmen ſie Platz, kein Menſch kam hierher, nur ab und zu ging in der Ferne eine Geſellſchaft vorüber, die dem Bache entlang durch den Lärchenwald nach dem Gletſcher im Thalgrund ſtrebte.

Diethof erzählte von einem jungen Unternehmen in Kleinaſien: Erdölbohrungen, von dem er glaubte, daß

es eine Zukunft haben würde. Es sei eine deutsche Gesellschaft, in München begründet, die brauchte frische Kräfte energische Leute, mit Herz und Hand auf dem rechten Fleck, denn es sei im Gebirge im Innern um Ordnung und Sicherheit nicht sonderlich bestellt und alles erst in den Anfängen. Dort, schlug er ihm vor, sich zu melden. Der ehemalige Offizier würde ihm nicht hinderlich sein, im Gegenteil, denn was sie dort in der Verwaltung brauchten, das wären Leute, die vor allen Dingen Vertrauen einflößten, deren Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit man sich überlassen könne. Denn die Bestechung sei eben im Orient allgemein, und große Summen stünden auf dem Spiel. Die Leitung wäre natürlich in den Händen von Fachleuten.

— Allerdings, — so schloß der Arzt — erfordert die Sache eine ganze, volle Manneskraft, und der ‚Kampf ums Dasein' wird dort wohl weichlich und schwächlich nicht sein! Aber ich denke, das wollen Sie auch nicht!

Harff überlegte nicht lange. Er war mit dem Vorschlage einverstanden. Morgen wollte er nach Deutschland zurück, vielleicht konnte er auch von München aus den Abschied erhalten, dann brauchte er niemand wiederzusehen: das wäre ihm das liebste gewesen.

Von Harffs Vermögen hatte Diethof mit keinem Worte gesprochen. Er selbst fing davon an.

— Mir ist gestern abend noch ein guter Gedanke gekommen: mein Vermögen lasse ich zurück. Wollen Sie es übernehmen? Ich gebe Ihnen Vollmacht! Die Verwendung . . . . . würden Sie . . . . . wissen Sie? . . . . .

Diethof sprach:

— Ein nicht geringer Teil der weiblichen Seelen-

kranken ſind Opfer eines zerrütteten, unbefriedigten, getäuſchten Liebeslebens. Die Mittel ſind nicht genügend, die uns zu Gebote ſtehen!

Harff hatte ihn verſtanden.

VI.

Als Harff am nächſten Morgen die Thalfahrt antrat, gab ihm der neue Seelenfreund das Geleite. Bis zum nächſten Dorfe im Engadin, Samaden, nahmen ſie einen Wagen, von dort ab wollte er die Poſt benutzen, während der Arzt nach Pontreſina zurückkehrte. Sie ſprachen von der Zukunft, hell, klar, offen, freudig. Als nun die Trennung immer näher rückte, ſagte Diethof:

— Und nun, lieber Freund, will ich Ihnen auch den Grund nennen, weshalb ich eigentlich hier bin! Sie werden ſich erinnern, daß ich Ihnen ſagte, Sie würden den Grund meiner Anweſenheit erſt erfahren, wenn Sie mich ebenſo genau kennen gelernt haben würden, wie ich Sie ſchon kannte. Nun: in meinem Berufe bin ich hier. Sie wunderten ſich, daß ich Ihnen geſtern abend, als Sie Falcke ſuchten und nicht finden konnten, ſagte, Sie möchten ſich dabei beruhigen, auch ohne Lebewohl fortzufahren. Er wird es nämlich nicht vermiſſen. Der junge Maler iſt krank. Seinetwegen bin ich hier. Auf Wunſch der Verwandten, eben jener, die er bezichtigt, daß ſie ihn hindern wollten, ein großer Künſtler zu werden.

Harff hatte erſtaunt zugehört:

— Falcke? Ja, ich wollte Sie ſchon fragen! Falcke, mein Gott!

— Arbeiten kann er ſchon längſt nicht mehr. Sie ſollten nur ſeine konfuſen Skizzen ſehen. Er bringt nichts mehr zuſtande. Und ich glaube, es wäre Bedeutendes aus ihm geworden! . . . .

Da machte ihm Harff das Geſtändnis, wie er verzweifelnd ſich hier in Pontreſina einmal ſelbſt die Frage vorgelegt: ob er geiſtig erkrankt ſei, und daß ihn dieſer Gedanke doch — wenn auch nur auf kurze Zeit — ſchon bedrückt habe.

Aber der Arzt wehrte lächelnd ab:

— Nur Krankheitsfolgen! Ich wußte ſchon damals, als ich Sie in Berlin ſah, genau Beſcheid. Sie . . . Sie ſind . . . . geſund . . . . ganz geſund . . . . nun ſollen Sie es bethätigen durch . . . . . Arbeit!

— Inwiefern iſt der Maler krank?

— Wir nennen es Paranoia!

Sie waren in Samaden. Der Kutſcher mahnte zum Umſteigen in die Poſt, die gleich abgehen müſſe. Harff bekam einen Bankettplatz oben auf dem Deck des Wagens.

Kurz nur war der Abſchied der beiden, aber in Blick und Händedruck lag mehr als in Worten. Als der Poſtillon, mit der Peitſche knallend, ſein Viergeſpann antrieb, drehte ſich Harff noch einmal um und ſah lange dem Freunde nach.

Der große Mann ſtand auf der Straße und ſtreichelte ſich den Bart. Er war weich geworden, daß er ſeiner Empfindung kaum Meiſter ward. Dem hatte er helfen können — das war Licht in ſeinem Berufe, nun aber mußte er zurück zu dem, bei welchem die Natur ſeiner Kunſt zu ſpotten ſchien.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Vier Wochen ſpäter fuhr Harff wiederum mit der Poſt eine Alpenſtraße entlang, doch in umgekehrter Richtung. Er eilte Italien zu, um von dort aus ſeinen Beſtimmungsort, Kleinaſien, zu erreichen. Den Kontrakt mit der „deutſch-türkiſchen Erdölgeſellſchaft“ trug er in der Taſche. Für zehn Jahre mit ſteigendem, allerdings jetzt nur beſcheidenem Gehalte hatte er ſich verpflichtet. Es blieben ihm noch ein paar Tage Zeit, bis er in Mailand einen Reiſegefährten treffen ſollte, einen deutſchen Ingenieur. So wählte er den Weg über das Stilfſer Joch in das Veltlin.

Die Poſt hielt in Trafoi. Ein paar neue Mitreiſende in einem Beiwagen kamen dazu. Harff lehnte in der Ecke des Wagens und ſah in die ſchweigende, großartige, einſame Natur hinaus, nach den Rieſen der Ortlergruppe drüben. Die Pferde zogen noch einmal an, da verbarg ihm das Poſthaus die Fernſicht. Er nahm einen Brief aus der Taſche und begann zu leſen. Er war von Bodhem:

„Hier ſind unglaubliche Sachen paſſiert,“ — ſtand darin — „denke Dir nur, der Major iſt wahrhaftig doch noch auf . . . . die Witwe? . . . nee Proſt Mahlzeit, aber auf . . . die kleine Blatten hereingefallen. Ich gratulierte ihm: er machte ein Geſicht als nähme er es übel. Als ich ihr ein paar Worte ſagte von zukünftigem Reſpekt vor der „Etatsmäßigen“ — da wurde ſie rot, daß ich glaubte, ſie müſſe platzen, und — ich hatte einen neuen Überrock an, denke Dir, wenn ſie den mit ihrem ſüßen Blute beſudelt hätte . . . 95 Mark . . . futſch! — Dann alſo noch etwas ſehr Wichtiges: der arme Feller hat von Ella Eiger einen

Korb bekommen, und der Oberſt hat ihm geſagt, das käme davon, warum er nicht zuerſt mit ihm geſprochen hätte, dann er hätte er ihm die unangenehme Lage erſparen können! Als ob der Kommandeur das hätte im voraus wiſſen können! Die Weiber ſind ja doch eben alle unberechenbar! Übrigens Feller meinte, Du ſäheſt gut aus . . . Ihr traft Euch wohl in München? Der Oberſt will Dir ausführlich nach Kleinaſien ſchreiben. Das hätte ich Dir nun allerdings auch nicht zugetraut alles andere eher! Es iſt ja ganz ſchön von Dir, und alle loben Deine Stiftung, aber am Ende . . . na, jedes Tierchen u. ſ. w.

Noch etwas: eine kleine Stute habe ich jetzt! Eine kleine Stute!!! Sie wird zur „Armee" herausgebracht. Denke Dir, ſie hieß Mary M., unglaublich geſchmacklos! Ich taufte ſie natürlich um in Angelina R. Angelina iſt nämlich Zahnkünſtlerin am Trapez, arbeitet in den Reichshallen! Ich ſage Dir . . . na, erſte Klaſſe . . . beißen kann ſie übrigens . . ."

Lächelnd ſteckte Harff den Brief ein, denn ſie begannen die Jochſtraße hinanzufahren, und er wollte allein die Natur auf ſich wirken laſſen. In vielen Kehren ging der Weg nach der Höhe. Langſam, Schritt für Schritt zogen die Pferde vorwärts. Der Kutſcher war abgeſtiegen, um den Tieren die Laſt zu erleichtern. Gräſer und Blumen pflückend, in geräumigen Tritten, mit gebogenem Knie ſchritt er nebenher. Eine Genziane hatte er im Munde und kaute am Stengel, ab und zu fröhlich mit der Peitſche knallend. Mild ſchien die Sonne vom Himmel herab.

Harff ließ die trunkenen Blicke in die Weite ſchweifen, hinein in das Hochthal ohnegleichen. Drüben auf der andern Seite ragten die Ferner jäh, ſteil empor.

Am ‚weißen Knott‘ blieben die Wagen halten. Man ſtieg aus, um den Blick zu genießen: tief hinab ins Thal ſenkte ſich ein Gletſcher in wildzerklüfteten und zerkeilten Formen, ſchillernd in blau, in grün, in violett. Schwarz und mächtig reckte ſich rechts ein gewaltiges Felſenhaupt auf und ſchien in ſeinem untern Teile ſchroff über das Thal zu hängen. Dazwiſchen weite Firnfelder, Eisabſtürze, Zinken, Zacken und Schroffen. Hin und her treibendes Gewölk, Dunſt und Nebelballen, als ob die Berge zu rauchen ſchienen.

Ernſt und ſchweigend lag die Natur vor Harff. Er meinte ein dumpfes, fernes Rauſchen zu vernehmen und wußte nicht zu ſagen, woher es kam, ob es etwa der Gletſcherbach wäre, unten tief im Thal. Er blickte hinab am kahlen, ſteilen Hange vorüber: dort, wo die Sohle ſich ſtreckte, wo der Baumwuchs dichter war, lag hineingeſenkt, rings von mächtigen Abſtürzen und Wänden umſchloſſen, von Eishängen, Gletſcher und Firn bedroht, ein Kirchlein. Dort ſchien es zu rauſchen, dort, wo aus dem Eiſe der Gletſcherbach brach.

Harff ſtand dicht am Rande. Es war ihm, als ob dieſer Frieden, dieſe erhabene Ruhe und Einſamkeit ſeine Zukunft bedeute.

Und als ſie nun fortſchritten und an jenem Stein vorüberkamen, den man zur Erinnerung an die Mordthat des Engländers geſetzt, der dort von der Straße herab ſein Weib in den Abgrund geſtürzt, und er die Worte las, die das Verbrechen bezeichneten, da mußte er an

Dagmar denken, die in den Tod gegangen durch ſeine Schuld. Ihr Bild ſtieg wieder vor ihm auf, ruhig, ſtill und verklärt. Er ließ an ſeinem inneren Auge noch einmal ſein ganzes Liebes- und Leidesleben vorübergleiten. Er dachte an ſie gefaßt und ernſt, ohne Kummer, ohne Schmerz, ja ohne Reue, denn er fühlte ſich tief durchdrungen von dem ſtärkenden, erquickenden Gefühle, daß es auf der Erde, wenn man auch Geſchehenes nicht rückgängig zu machen vermag, doch einen Ausweg giebt, in dem Irrtum und Schuld ſich löſen können.

Und als er nun neben den Wagen ſchreitend, wieder hinanſtieg, da ward es ihm mit jedem Tritte nach oben, nach der Paßhöhe, der Grenze, der Zukunft zu ſicherer und freier in der Seele. Freudig ging er die Straße, indem ihm jeder Schritt, den er hier ſelbſt erringen und erkämpfen mußte, ein Sinnbild deſſen zu ſein ſchien, was ihn erwartete, der Arbeit.

Das Bewußtſein, daß es für den Menſchen möglich ſei, noch auszugleichen, die tiefe Empfindung des Vorhandenſeins einer Gerechtigkeit, die milde die Verſöhnung übernimmt, verließ ihn nicht, und er ging ſicher und zufrieden, froh und ſtolz vorwärts, ſeinem Ziele entgegen, welches hieß: Arbeit im Kampfe ums Daſein; jenem neuen Leben, das er mit dieſem Wege begann, und das ihn führen ſollte zum Frieden.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

NOV 20 1942

14Dec'60EW

REC'D LD

DEC 2 1960

APR 12 1966 69

REC'D LD

APR 1-'66-3 PM

Univ of Brit Col.

INTER-LIBRARY LOAN

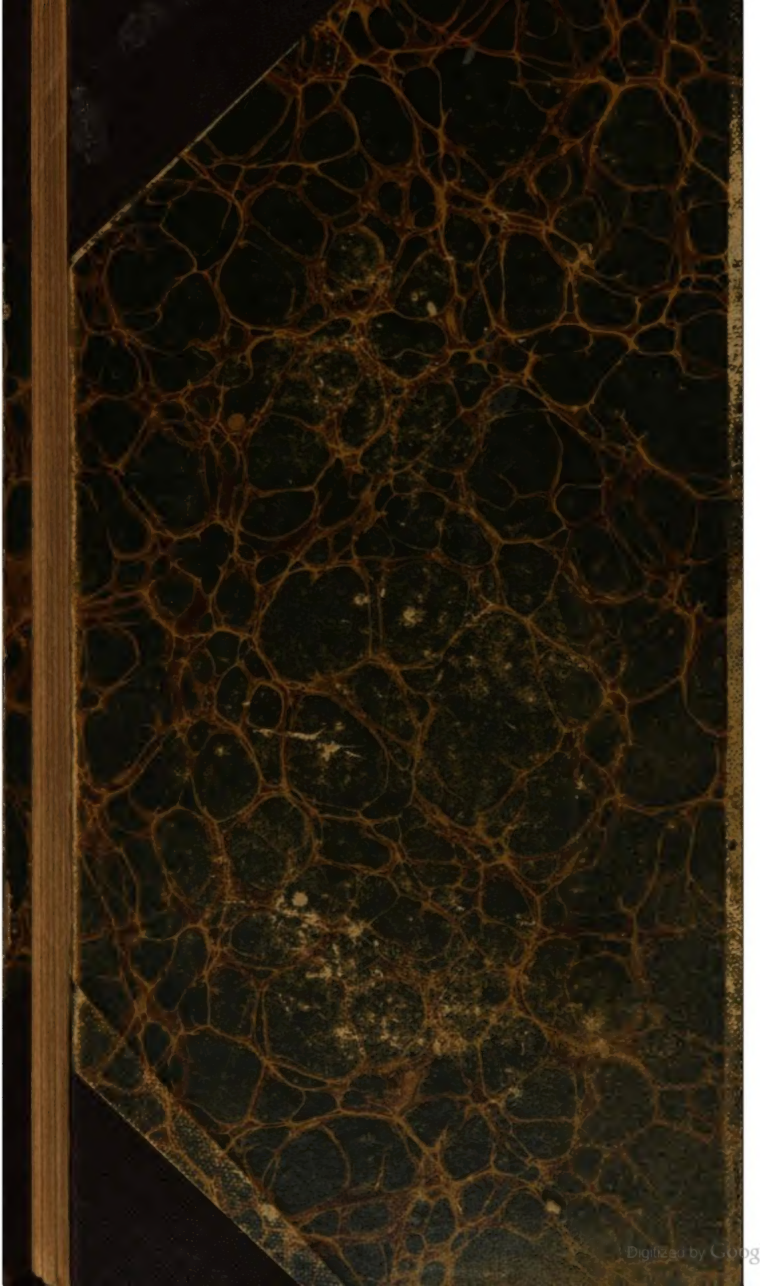
SEP 1 1970

LD 21-100m-7,'40(6936s)

Digitized by Google

Ompteda
197393

Google


Digitized by Google